

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1902

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Großer
Volkskalender
des
Lahrer hinkenden Boten
für
1902

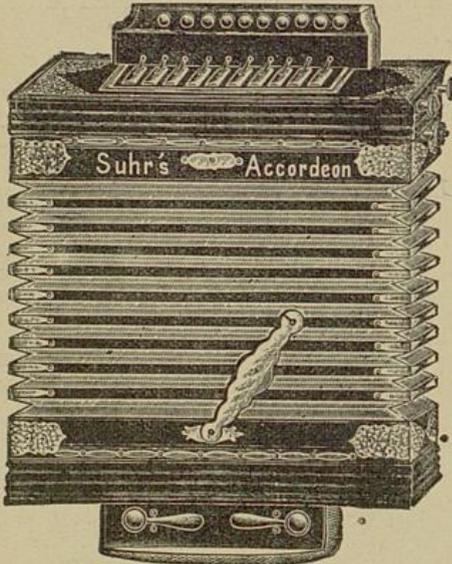


• Lahr. •

Druck & Verlag v. J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg)

07
A 221 1902

Neu! Jubiläums-Harmonika Neu!
Nur 5 Mark



Diese neueste

Krönungs-Jubiläums-Konzert-Zieh-Harmonika

versehen mit dem Bildnis des ersten deutschen Königs Friedrich I. und des jetzigen Königs und Kaisers Wilhelm II.

Wahres Prachtinstrument mit gediegener doppelt-hörig, harmoniumartiger Musik, mit jahrelang haltbaren Stimmen, unverwundlicher Spiralfederung, Doppelbälge und Falten mit Metalldeckungs weit ausziehbar und solide. Zehntastige Klaviatur, 10 breite Stimmen und 2 Kontrabässe erzeugen die Musik. 2 Registerknöpfe, Mittelklaviatur, Mitteldeckflöße, Mittelstab, Mittelbeschläge und noch viele andere Vorzüge vervollkommen dieses Instrument in hohem Maße.

Täglich eingehende Anerkennungen und Dankschreiben bestätigen den Wert der Suhr'scher Harmonikas.

Herr Fichte in S. schreibt unter anderem: „Bestelle Ziehharmonika empfangen. Alle stimmten beim Empfang, wie es überhaupt möglich ist, solch ein Prachtinstrument für so ein winziges Geld zu liefern.“ Mein geschützter Zitter-Apparat (dritter Register) kann auf Wunsch für 40 Pf. an jedem Instrument angebracht werden. Gleichenbeilage 30 Pfennig mehr. 3-, 4-, 5- und 6-stufige. 2- und 3-reihige Künstler-Instrumente zu staunend billigen Preisen. Verlangen Sie Preisliste über Ziehharmonikas und alle Arten Instrumente gratis und franco. Versand gegen Nachnahme. Umtausch gestattet.

Man bestelle durch

Heinr. Suhr, Neuenrade 1033 (Westfalen)

↳ Tatsächlich erste und älteste Musikinstrumentenfabrik und Versand am Platze. ↳

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr i. B.
Große Männer in Wort u. Bild.

Zwanzig weltgeschichtliche Gestalten für die reifere Jugend geschildert von Adolf Bartels.

Preis gebunden 2 Mark.

Rheumatismus, Asthma,

Tuberkulose, Magenleiden, Blasenleiden, Influenza, Wunden, Hautkrankheiten

werden durch meinen seit 10 Jahren direkt aus Australien bezogenen garantiert reinen Eucalyptus in den hartnäckigsten Fällen geheilt. Umfangreiche Broschüre mit wissenschaftlichen Abhandlungen berühmter mediz. Autoritäten, sowie Kopie vieler unbestätigt eingegangener Dank- und Anerkennungs-schreiben über erzielte Heilerfolge sendet auf Wunsch jedermann unentgeltlich u. portofrei.

Ernst Hess, Klingenthal, Sachsen.

Discher, Kubikellafeln zur Berechnung runder u. versch. Körper, auch von Kästern, Kufen und Wälzen. Gebunden nur 1 Mark von der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr i. B.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Altersrenten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Druckfachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende, Berlin W. Mauerstraße Nr. 85.

4000 Dankschreiben.

Meinel & Herold,

Harmonikafabrik.

Klingenthal (Sachsen) No. 890

versenden direkt per Nachnahme ihre vorzüglichen Konzert-Ziehharmonikas, ca. 34 bis 38 cm hoch, mit vollständigen Drageiten, offener feiner Klaviatur, verbesserter Stahlfederung, für deren Haltbarkeit wir garantieren, Doppelbälge, 3-reihig (11-falt.) Doppelbalg, Balgfalten mit besten Metallbeschlägen (Edelstahler), garantiert stärkste Stimmen, per Stück

10	12st., 2 Reg., 50 Stm.	M. 5.—	21	12st., 2 Reg., 108 Stm.	M. 11.—
10	3 " 70 " "	7.50	21	4 " 108 " "	21.—
10	4 " 90 " "	9.50	21	6 " 158 " "	27.—
10	6 " 130 " "	15.—	21	8 " 200 " "	39.—
10	8 " 172 " "	30.—	33	6 " 168 " "	48.—

Schule u. Kiste z. Harm. umj. Harm. in 105 versch. Nr. v. 3/2 M. an. Unsere Harm. sind nicht mit billiger offer. zu verwechseln. Anderweitig billiger angebotene sind bedeutend minderwertiger.

Heberzeugen Sie sich,

dass unsere Harmonikas die denkbar besten und dabei die anerkannt billigsten sind. Bandonions, Mundharm., Clarinas, Violinen, Zithern, Accordzithern, Musikwerke, Drehorgeln.

Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. Wer anderweit. Einkauf bitten unseren illustrierten Katalog umsonst zu verlangen.

1943 Nr. 1246

Große Gefahren für Gesundheit und Leben!

Durch alte, schon gebrauchte **Bettfedern** werden erweislich Familien die Ansteckungskeime vieler bedächtig Krankheiten hineingetragen. Solche gefahrbringende Ware wird von untüchtigen oder gewissenlosen Händlern leider massenhaft in den Handel gebracht. Es sei daher den geehrten Hausfrauen die Firma **Pecher & Co. in Herford** Nr. 337 B in Westfalen empfohlen. Diese Firma genießt und verdient seit vielen Jahren das volle Vertrauen des Publikums. Unter Garantie der Neuheit werden in allerbesten Reinigung Bettfedern und Daunenn alle Qualitäten zu den denkbar billigsten Preisen geliefert. Daneben als besonders beachtenswerte Spezialitäten: fertige Betten, Leib- und Bettwäsche, sowie Hemdentuche und Halbleinen in gleichfalls unübertroffener Güte und Preiswürdigkeit. Die Firma Pecher & Co. gilt nach übereinstimmendem Urteile aus dem Kreise von mehr als

150 000 Familien

mit Recht als **streng reelle u. anerkannt billige Bezugsquelle** für

Gänsefedern,

Gänse-daunen, Schwanefedern, Schwanendaunen sowie für alle anderen Sorten Bettfedern und Daunenn in bester unübertroffener Reinigung! Wir versenden sofort gegen Nachnahme (jedes beliebige Quantum): **gute neue Bettfedern** p. Pfund für 80 Pfg., 1 M., 1 M. 40 Pfg.; **feine prima Halbdanenn** 1 M. 60 Pfg., 1 M. 80 Pfg.; **halbweiße Polarfedern** 2 M. (gelegentlich geschüttelt); **weiße Polarfedern** 2 M. 50 Pfg. (gelegentlich geschüttelt); **Silberweiße Gänse u. Schwanefedern** 3 M., 3 M. 50 Pfg., 4 M., 4 M. 50 Pfg., 5 M. **Echt chinesische Ganzdaunen** nur 2 M. 50 Pfg. u. 3 M. **Nordische Polar-daunen** 3 M., 3 M. 50 Pfg., 4 u. 5 M. (gelegentlich geschüttelt)! Weltberühmte Spezialität ersten Ranges von außergewöhnl. Füllkraft, Weichheit u. unverwüsl. Haltbarkeit! **Silberweiße Gänse u. Schwanendaunen** 5 M. 75 Pfg., 7 M., 8 M., 10 M., 12 und 14 M. per Pfund.

Getrigg genähte Bettstücke Die Bettstücke werden in jeder beliebigen Größe hergestellt aus anerkannt guten, feberdichten Stoffen, für deren langjährige Haltbarkeit garantiert wird. **Billigste Preise!** Die Füllung der Betten geschieht ganz nach **Vorschrift des Käufers** mit den ausgewähltesten Sorten.

Reichhaltiges Lager in garantiert federdichtem Bettbarchent, Bettsatin, Flaumkörper etc. Versand der Bettstoffe auch **Metzeweise** in beliebiger Ämne.

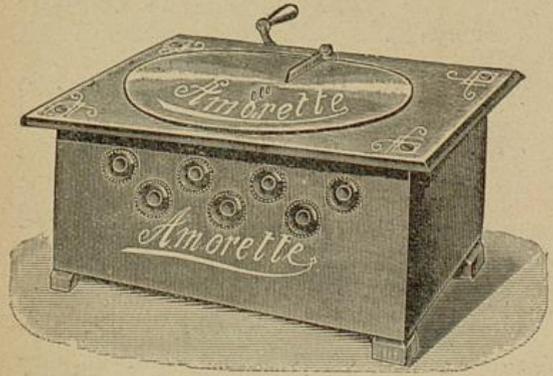
Große Auswahl in Leib- u. Bettwäsche.

Specialität: Männerhemden, Oberhemden, Frauen- u. Kinderhemden, Kissenbezüge, Betttücher, echt westfälische Halbkleinen u. prima Elsässer Hemdentuche in nur vorzüglichen haltbaren Qualitäten. **Billigste Preise!** Nichtgefallendes bereite, auf unsere Kosten zurückgenommen. Daher für den Käufer jedes Risiko ausgeschlossen. — An Sonn- und christlichen Feiertagen Geschäft geschlossen. **Vieltausendfältige Anerkennung!! Täglich zahlreiche Nachbestellungen!!**

Pecher & Co. in Herford Nr. 337 B in Westfalen.

Proben nebst Preisliste v. Bettfedern, Bettstoffen, Halbleinen und Hemdentuchen **umsonst u. portofrei.** — Bei Bestellung von Proben sind gewünschte Sorten **Federn** und **Daunen** näher zu bezeichnen. Auch die Preisliste über **Wäsche** wird kostenlos versandt.

14 Tage zur Probe



schönen neuen Stücken. Versand in Kiste verpackt gegen Nachnahme von **Heinr. Suhr, Neuenrade 1033 (Westfalen).**

Amoretten-Drehorgel

versende ich meine neueste
mit mehrfacher Fremdenverzierung ca. 34 cm lang, 25 cm breit und 17 cm hoch. Dieselbe ist allgemein beliebt, sehr dauerhaft und schön gearbeitet, hält jahrelang, eignet sich durch ihren lauten Ton zur Unterhaltung ganzer Gesellschaften. Der „Rattenfänger“, „Wir sind die Sängler von Finsterwalde“, „Putt, Putt“, „O du fröhliche“, „Stille Nacht“ und viele hundert andere neueste Musikstücke spielt man mittelst auswechselbaren Metallnotenscheiben auf derselben. Preis frechtbillig, nur 9 1/2 Mark mit 5

Gesichtspickel

Finnen, Mitesser, Haut- und Nasenröte, Pusteln, Flechten, Bartflechten, einzig und allein schnell, sicher und radikal zu beseitigen Mk. 2.50.

Sommersprossen

verschwinden schnell, gründlich und unfehlbar nur durch mein einzig sicheres Spezialmittel Mk. 2.50. Franko gegen Briefmarken oder Nachnahme nebst lehrreichem Buche:

„Die Schönheitspflege“ zur Erhaltung zarter, reiner Haut u. blendend schönen Teint. Garantie für Erfolg und Unschädlichkeit. Glänzende Anerkennungsschreiben. Nur allein echt durch

Otto Reichel,
Berlin 126, Eisenbahnstr. 4.

Alles

für Dilettantenarbeiten (Vorlagen für Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand, sowie alle Utensilien und Materialien hierzu liefert (Illustr. Kataloge für 30 Pfg. Briefmarken)

Mey & Widmayer
München.

Verlag von Moritz Schauenburg in Labr i. B.

Mein Kochbuch

Hübsch ausgestattet mit passenden Bildern von **Erdmann Wagner.**

In elegantem Ganzleinenband mit ca. 260 Seiten feinem Schreibpapier und Register.

Große Ausg. Preis 4 Mk.
Kleine Ausg. Preis 2 Mk.

Dieses Buch ist dazu bestimmt, neue und alte bewährte Kochrezepte handschriftlich aufzunehmen; es kommt somit einem viel und oft gefühlten Bedürfnis entgegen.

Rheumatismus

Gicht, Gliederreißen, Nerven- und Gliederschwäche, Brust- u. Rückenschmerzen schnelle und sichere Hilfe durch **Electricum** (Kiefernadeln-Baldwollöl). Rein natürliches und stärkstes heilendes Mittel, kräftigt wunderbar Nerven und Nerven, wirkt erfrischend und schmerzstillend. Große Erfolge. **Viele Dankschreiben.** Franko gegen Mk. 2.50 Briefmarken oder Nachnahme. **Echt nur durch**

Otto Reichel,
Berlin 126, Eisenbahnstr. 4.

Verlag von Moritz Schauenburg, Jahr i. B.

In 24 Lieferungen à 75 Pfg., oder in 4 Bänden, hübsch gebunden, à M. 5.50 liegt jetzt ein großes Sammelwerk vor, das des größten Interesses weitester Volkskreise sicher sein dürfte: Unter dem Titel

Unsere Lieder. Musikalischer Hausschatz

bearbeitet von

Franz Abt, Vinzenz Lachner, Ludwig Liebe.

620 Lieder für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung

hat der obengenannte Verlag eine Sammlung von Volks- und Kunstliedern herausgegeben, in einer Vollständigkeit und Reichhaltigkeit, wie sie bisher für Klavier noch nicht geboten, und zu einem so billigen Preise, daß mit geringen Opfern jede musiklebende Familie sich den **Musikalischen Hausschatz** erwerben und damit einen dauernden Sammelpunkt häuslicher Freuden schaffen kann.

Die Herausgeber des musikalischen Hausschatzes „Unsere Lieder“, deren Namen als Liederkomponisten wohl die beste Bürgschaft für den Wert dieser Sammlung sind, hatten nicht die Absicht, sich nur auf die einseitige Auswahl von Volksliedern zu beschränken; es sollte im Gegenteil auch das veredelte Kunstlied, wie es unsere hervorragendsten und beliebtesten Meister geschaffen, in der Sammlung reich vertreten sein; auch sollte dieselbe noch außerdem eine große Anzahl von bisher ungedruckten Originalliedern enthalten.

Das Kunstlied ist in erster Linie durch unsere großen Meister vertreten (wie Mozart, Beethoven, Franz Schubert, C. M. v. Weber, Feska, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Curschmann, Lortzing, Kreutzer u. a.), von denen das Beste und Gesuchteste ausgewählt wurde, so daß „Unsere Lieder“ die Anschaffung der betreffenden Einzellieder oder Albums für die gewöhnlichen Bedürfnisse unnötig machen.

Zu den Originalkompositionen haben sehr wertvolle Beiträge geliefert: Franz Abt, dessen liederreicher Mund für immer verstummt, noch ehe dieses Werk, dem er das größte Interesse und die ausdauerndste Mühe widmete, fertiggestellt werden konnte; — sodann V. E. Becker, Fesmann, Kücken, V. Lachner, L. Liebe, Michaelis, Schlieben und Schotte. Mehrere dieser Originallieder sind bei Wettbewerben mit den ersten Preisen gekrönt worden.

In dieser Zusammensetzung geben „Unsere Lieder“ ein getreues Bild von drei Abschnitten der Geschichte des deutschen Liedes: die Volkslieder gehören zum größten Teil einer längst vergangenen Zeit an, die Lieder unserer großen Meister hingegen der klassischen, uns noch nicht so fern liegenden Periode, während durch die Originallieder die Gegenwart vertreten ist.

Von den unzähligen, immer lobenden Besprechungen kann hier nur eine Platz finden:

Der Name der Herausgeber dieser auf 24 Lieferungen zum Preise von je 75 Pfg. festgesetzten Liedersammlung ist wohl die beste Bürgschaft für den Wert dieser Sammlung, in welcher nicht nur die Volkslieder, sondern auch das veredelte Kunstlied reich vertreten sind, darunter eine große Anzahl bisher ungedruckter Originallieder. Die außerordentliche Reichhaltigkeit und vorzügliche Auswahl bieten für alle gesellschaftlichen Verhältnisse den wünschenswerten sanglichen Stoff, so daß die Sammlung ein wahres, echtes Familien-Singbuch genannt werden kann, dessen Anschaffung wir unsern Lesern bestens empfehlen können.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

Wer sich für das Werk interessiert, wolle sich von der Verlagshandlung den ausführlichen Prospekt mit Inhaltsverzeichnis und weiteren Besprechungen unberechnet postfrei schicken lassen.

OZ
A 22 1 1902



Beim & Jans



Beim Zahnarzt. Von H. Pöck.

OZ
A 22

Großer

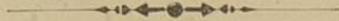
Volks-Kalender

des

Jahrer Sinkenden Boten

für das Jahr

1902.



Verlag.

Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)

7



Inhalt.

	Seite.
Zum neuen Jahr! Gedicht von Adolf Bartels.	1
Ermittelung des Wochentages für jedes Datum von 1789—1980	28
Wechselftempeltarif	28
Zinstabelle, Münztabelle, Maß und Gewicht.	29
Trächtigkeits- und Brütetkalender	30
Portotarif, Gebührentarif für Telegramme	33
Genealogie.	34
Weltbegebenheiten.	35
Die Erben. Von Hermann Heiberg.	49
Von einem gar bözartigen Teufel. Standrede	60
Wenn einer vergehlich ist	64
Wenn ein guter Mensch stirbt	65
Vom „Hasehannes“	67
Das Sündengeld	68
Bunzelwiher Wurf	79
Getroffen	80
Des Hinkenden Reisebericht über China.	81
Wie der Herr Kaiser den Schlegelpeter „per Sie“ reden lehrte.	85
Der verhängnisvolle Koffer. Von R. Münchgesang.	87
Ein Schwarzwälder Leibgeding	90
Die Zigeunergeige. Humoreske von A. Fehner.	91
Ein teures Einstellen	94
Beckmann, 'raus	95
Das Lahrer Reichswaisenhaus	96
Doppeltes Opfer	97
Unter Kameraden. Von A. vom Rhein	107
Künstlers Erdenwallen	111
Das Modell. Von Irma v. Troll-Borostyani	113
Ein Schritt vom Wege. Von August Schuster.	117
Die List der Eva. Humoreske von C. Spielmann	122
Zufanito	125
Wie die Italiener Besuch vom Teufel bekommen.	128
Familie Schütze	129
Des Flötisten Schwanenlied.	138
Mein bester Freund.	140
Der neugierige Donisl	142
Ein weiser Richterspruch	144
Im Dorfe	145
Eine Maus als Liebesanwalt.	157

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 3.
 Die Epakte XXI.
 Der Sonnenzettel 7.
 Zinszahl der Römer 15.
 Der Sonntagsbuchstabe E.
 Septuagesimä 26. Januar.
 Aschermittwoch 12. Februar.
 Oster Sonntag 30. März.
 Himmelfahrt Christi 8. Mai.
 Pfingstsonntag 18. Mai.
 Trinitatis Sonntag 25. Mai.
 Fronleichnamfest 29. Mai.
 Erster Adventssonntag 30. November.
 Das Jahr 1902 ist ein **gemeines**
 Jahr von 365 Tagen.
 Von Weihnachten 1901 bis Herrens-
 fastnacht 1902 sind es 6
 Wochen 4 Tage.
 Die vier Quatember: 19. Februar,
 21. Mai, 17. Sept., 17. Dec.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 26.

Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist,
 so ist es nach O. Z. in

1. Amsterdam	11	Uhr	20	Min.	vm.
2. Athen	12	"	35	"	nm.
3. Kopenhagen	11	"	50	"	vm.
4. Lissabon	10	"	24	"	vm.
5. London	11	"	0	"	vm.
6. Madrid	10	"	45	"	vm.
7. Neapel	11	"	57	"	vm.
8. New-York	6	"	4	"	vm.
9. Paris	11	"	9	"	vm.
10. Rom	11	"	50	"	vm.
11. St. Petersburg	1	"	1	"	nm.
12. Stockholm	12	"	12	"	nm.
13. Venedig	11	"	49	"	vm.
14. Warschau	12	"	25	"	nm.
15. Wien	12	"	6	"	nm.
16. Zürich	11	"	34	"	vm.

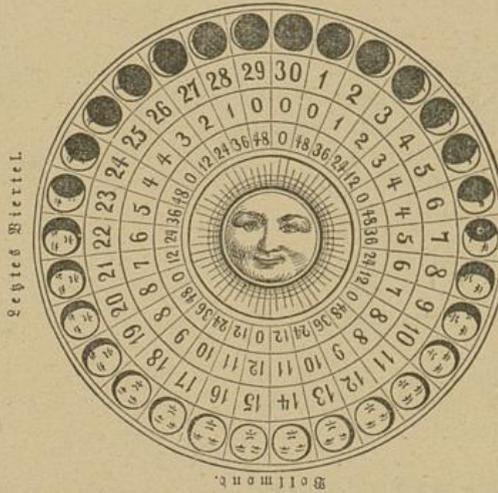
Historische Zeitrechnung
 auf 1902. Jahr.

Nach Erbauung der Stadt Rom	2655
Nach Erfindung des Schießpulvers	548
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	462
Nach Entdeckung Amerikas .	410
Nach der Reformation Dr. Martin Luthers	385
Nach dem westfälischen Frieden	254
Nach Antritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich von Baden .	50
Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreichs	31
Jahresregent ist Satur n h.	

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.

- Der Neumond ☾
 Das erste Viertel ☽
 Der Vollmond ☀
 Das letzte Viertel ☾
 Stunde vorm. v.
 Stunde nachm. n.
 Himmelszeichen.
 Widder ♈
 Stier ♉
 Zwillinge ♊
 Krebs ♋
 Löwe ♌
 Jungfrau ♍
 Waage ♎
 Skorpion ♏
 Schütze ♐
 Steinbock ♑
 Wassermann ♒
 Fische ♓



- Die Aspekten.**
 Zusammenkunft ☉☽
 Gegenschein ☉☽
 Dritterchein ☉☽
 Vierterchein ☉☽
 Sechsterchein ☉☽
 Aufsteig. ☾
 Absteig. ☽
Himmelskörper.
 Sonne ☉
 Mond ☽
 Mercurius ☿
 Venus ♀
 Mars ♂
 Jupiter ♃
 Saturnus ♄
 Uranus ♅

Kalender der Juden.

Das 5662. Jahr der Welt und der Anfang des 5663. Jahres.		
1902. Neumonde und Feste.	1902. Neumonde und Feste.	
9. Jan. 1. Schemat des Jahres 5662.	6. Juni. 1. Sivan.	
8. Febr. 1. Adar.	11. " 6. " Woch.-o. Pfingstf.*	
21. " 14. " Klein-Purim.	12. " 7. " Zweites Fest.*	
10. März. 1. Beadar.	6. Juli. 1. Thamus. [Eroberung]	
20. " 11. " Fasten-Esther.	22. " 17. " Fasten. Tempel=	
23. " 14. " Purim o. Hamansf.	4. Aug. 1. Ab. [Verbrennung.]	
24. " 15. " Schusan-Purim.	12. " 9. " Fasten. Tempel=	
8. April. 1. Nisan. [Anfang*]	3. Sept. 1. Elul.	
22. " 15. " Passah- o. Osterfest-	Das 5663. Jahr.	
23. " 16. " Zweites Fest.*	2. Okt. 1. Tischni. Neujahrsfest.*	
28. " 21. " Siebentes Fest.*	3. " 2. " Zweites Fest.*	
29. " 22. " Passah-Ende.*	5. " 4. " Fasten-Gedaliah.	
8. Mai. 1. Ijar. [Schülerfest.]	11. " 10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*	
25. " 18. " Lag Bomer oder	16. Okt. 15. Tischni. Laubhüttenfest.*	
	17. " 16. " Zweites Fest.*	
	22. " 21. " Palmfest.	
	23. " 22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*	
	24. " 23. " Gesehesfreude.*	
	1. Nov. 1. Marcheshwan.	
	1. Dez. 1. Kislew	
	25. " 25. " Tempelweihe.	
	31. " 1. Tebel.	
	1903.	
	9. Jan. 10. Tebet. Fast. Belagerung Jerusalems.	

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

←→ Zum neuen Jahr! ←→



Zum erstenmal nun zog dein Heer,
O Deutschland, übers weite Meer,
Und an des Peiho fernem Strand
färbt deutsches Blut chinesisches Land —
Ja, andre Zeiten kamen!
Der Starke bleibt nicht still zu Haus,
Der Starke zieht voll Mut hinaus
Und läßt in Kampf und Wogenbraus
Erschallen seinen Namen.

Uneinig einst und zag und schwach,
Blickten wir stumpf den Völkern nach,
Die auf dem weiten Erdenball
Sich heimisch machten überall —

Ach, wir nur groß im Dulden!
Jetzt lernten wir den kühnen Schritt,
Und wo ein Deutscher Unrecht litt,
Da ruft das ganze Deutschland mit:
Ihr büßt uns eu'r Verschulden!

Wir wollen nicht die Welt allein,
Doch auch nicht übergangen sein,
Wenn irgendwo ein Reich zerfällt,
Europa zum Gericht bestellt —
Das merkt euch nur beizeiten!
Vergoß man aber deutsches Blut,
Dann strafen wir den Übermut;
Daß deutsche Ehr' in sicherer Hut,
Ist uns zu hart kein Streiten. — —

So komm heran, du neues Jahr,
Und bringst du Kampf uns und
Gefahr
Und forderst Opfer, viel und schwer,
für Deutschlands Größe, Deutschlands
Heer,

Wir wagen und wir tragen.
O, deutscher Sinn ward groß und weit
Und deutscher Mut wächst noch im
Streit:

So steht das Reich in Herrlichkeit
Bis zu den fernsten Tagen!

So komm heran, du neues Jahr!
Es klingt ein Lied uns wunderbar:
Das deutsche Volk ist wieder groß,
In Sturmesbrausen, Kampfgetos
Will's nach dem Höchsten trachten.
Und wer nicht stolz sich Deutscher
nennt

Und furcht und falsche Demut kennt,
Ja, gar für fremden Geist entbrennt,
Den lernt' es zu verachten.

Adolf Bartels.

1902. I. Monat.	Januar oder Schneemonat		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evang. u. Kath.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Uta. u. M.
Mittw.	1 Neujahr, IESUS	Odilo		♂ in ♈	vorm.	11.13	8. 6. 4. 1	
Donn.	2 Abel, Seth, Matar.	Meinolf		♂ in ♈	0.49	11.36	8. 6. 4. 2	
Freit.	3 Isaak, Genov., Gn.	Adelfried		♂ wird Abendstern	1.52	nachm.	8. 6. 4. 3	
Samst.	4 Elias, Titus, Jab.	Rigobert		C im ♋	2.57	0.29	8. 6. 4. 4	
1	E. 2. S. n. W. Prot. Die Weisen aus dem Morgenland. Matth. 2, 1-12. Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.				Tageslänge 7 Stunden 59 Minuten.			
Sonnt.	5 Simeon, Telesph.	Roger, Rand.		C Erdf., C ♀	3.56	1. 28.	8. 6. 4. 5	
Mont.	6 Hl. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried		♂ h rauh	4.53	1.52	8. 5. 4. 6	
Dienst.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich		♂ h Wind	5.47	2.27	8. 5. 4. 7	
Mittw.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut		♂ h	6.36	3.19	8. 5. 4. 9	
Donn.	9 Julianus, Martial.	Gudula		♂ h	7.17	4.18	8. 4. 4. 10	
Freit.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut		♂ h	7.54	5.21	8. 4. 4. 11	
Samst.	11 Gerson, Hyginus	Hilde, Had.		♂ h	8.26	6.28	8. 3. 4. 12	
2	E. 1. S. n. Ep. Prot. Der zwölfjährige Jesus. Lut. 2, 41-52. Kath. Jesus 12 Jahre alt. Lut. 2, 42-52.				Tageslänge 8 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	12 Reinhold, Ernestus	Mildraude		♀ in ♈ Schnee	8.54	7.38	8. 2. 4. 14	
Mont.	13 XTag, Hilarius	Dietmar		♀ in ♈ Abendstern in größtem Glanz	9.19	8.48	8. 2. 4. 16	
Dienst.	14 Felix, Priester	Walerich		♀ in ♈ (C ♀)	9.44	10. 0. 8. 1	4. 17	
Mittw.	15 Maurus, Habakuk	Itha, Warb.		♂ h fühl	10. 8	11.12	8. 0. 4. 19	
Donn.	16 Marcellus, Heinrich	Geburtst. d. Hürsten zur Lippe.		C ♀	10.35	vorm.	8. 0. 4. 20	
Freit.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried		C ♀	11. 4	0.28	7.59. 4. 22	
Samst.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad		C im ♋ C ♀	11.39	1.43	7.58. 4. 23	
3	E. 2. S. n. Ep. Prot. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11. Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.				Tageslänge 8 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried		♀ in ♈ falt	nachm.	2.56	7.57. 4. 25	
Mont.	20 Fabian u. Sebastian	Geburtst. d. Hürsten zu Walbeck.		C ♀ ♂ in ♈	1.10	4. 8	7.56. 4. 26	
Dienst.	21 Agnes, Meinrad	Gibich		C Erdnähe	2.10	5.12	7.55. 4. 28	
Mittw.	22 Vinzenz, Anastasius	Odram		♂ h heiter	3.19	6. 6	7.54. 4. 29	
Donn.	23 Emerentia, Raym.	Bertram		♂ h	4.34	6.52	7.53. 4. 31	
Freit.	24 Timotheus, Erich	Isberga		♂ retr.	5.48	7.30	7.52. 4. 33	
Samst.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo		C ♀ ♂ schön	7. 3	8. 1	7.51. 4. 35	
4	E. Septuages. Prot. Die Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16. Kath. Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.				Tageslänge 8 Stunden 47 Minuten.			
Sonnt.	26 Polykarp., Pauline	Theodolinde		C ♀	8.15	8.27	7.49. 4. 36	
Mont.	27 Kais. Geb. Joh. Chryf.	Gothhold		Sonnen-	9.25	8.53	7.48. 4. 38	
Dienst.	28 Karl, Karoline	Karl		schein	10.32	9.16	7.46. 4. 40	
Mittw.	29 Valer., Rieger, Franz	Rüdiger		C ♀	11.38	9.40	7.45. 4. 42	
Donn.	30 Adelgunde, Martina	Algunde		C ♀	vorm.	10. 4	7.44. 4. 44	
Freit.	31 Virgil, Petrus Nol.	Faramund		C im ♋	0.42	10.31	7.42. 4. 46	

Fuß- und Betttag: 10. in Württemberg.

Wenn ein Adler gegen dich steht,
So istu, als hättest du's nicht gesehen;

Er wird es in sein Schulbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Jannar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte da-
 hinter. — Morgens Morgenwind, mittags
 Mittagwind, auf Tage schön Wetter wir
 sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot,
 doch Morgenrot bringt Wind und No. —
 Der Abend rot und weiß das Morgenlicht,
 dann trifft den Wanderer böses Wetter nicht.
 — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der
 Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren
 Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die
 Uhr auf zwölfe zeigt. — Regen in der Frühe
 gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn
 selner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Letztes Viertel den 1. nachm.
 5 U. 8 M. Raub und windig.
 Neumond den 9. nachm.
 10 U. 15 M. Schneefall.
 Erstes Viertel den 17. vorm.
 7 U. 38 M. Bringt Kälte.
 Vollmond den 24. vorm.
 1 U. 6 M. Heller Himmel.
 Letztes Viertel den 31. nachm.
 2 U. 9 M. Warm u. feucht.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1902. II.	Februar oder Hornung		C = n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Samst.	1 Brigitta, Ignatius	Sigebert		C Erdf., ♀ in ☿	1.44	11. 3	7.40	4.48
5	E. Sexages. Prot. Das Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.				Tageslänge 9 Stunden 11 Minuten.			
Sonnt.	2 Maria Rein., Lichtm.	Bodo, Strut.		C ☿ ♀ ♀ ♀ ♀ Abendstern in größter Ausdehnung	2.43	11.39	7.39	4.50
Mont.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin		♀	3.37	nachm.	7.37	4.51
Dienst.	4 Veronika, Kleophea	Frodoberst		♀ ♀ ♀ (C ☿ ♀)	4.27	1.11	7.36	4.53
Mittw.	5 Agatha, Bertolf	Kolant		♀ in ☿ warm	5.12	2. 6	7.34	4.55
Donn.	6 Dorothea, Alderich	Cheodolf		C ☿ ♀ in ☿	5.51	3. 8	7.33	4.56
Freit.	7 Richard, Romuald	Richard		C ☿ ♀ ♀ in ☿	6.27	4.14	7.31	4.58
Samst.	8 Salomon, Joh. v. M.	Romuald		☿ ^{2.22} n. ☿ zurück	6.56	5.24	7.30	5. 0
6	E. Est. Hen.-Fastn. Prot. Die Leidensverfündigung. Luf. 18, 31-43. Kath. Der Blinde am Wege. Luf. 18, 31-43.				Tageslänge 9 Stunden 33 Minuten.			
Sonnt.	9 Apollonia, Otto	Berthold		C ☿ ♀, C ☿ ♀	7.23	6.36	7.28	5. 1
Mont.	10 Scholastika, Wilhelm	Vollbert		(C ☿ ♀ ♀ retr.)	7.50	7.48	7.26	5. 3
Dienst.	11 Fastnacht, Euphros.	Fandolt		Schnee-	8.15	9. 2	7.24	5. 5
Mittw.	12 Ascher m., Eulalia	Pippin		C ☿ ♀ fall	8.42	10.17	7.22	5. 7
Donn.	13 Jonas, Benignus	Walafried		♀ wird Morgenst.	9. 9	11.32	7.21	5. 9
Freit.	14 Valentin, Aldefons	Wilburga		C im ☿	9.42	vorm.	7.19	5.11
Samst.	15 Faustinus, Siegfried	Sigfried		☿ ^{3.57} n. C ☿ ♀	10.21	0.46	7.17	5.12
7	E. Invoc. Prot. Die Salbung Jesu. Matth. 26, 6-13. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.				Tageslänge 9 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	16 Juliana, Dnesimus	Randolt		C Erdn., C ☿ ♀	11. 7	1.57	7.16	5.14
Mont.	17 Donatus, Fintanus	Widgern		♀ in ☿ zurück	nachm.	3. 2	7.14	5.16
Dienst.	18 Simeon, Flavian	Balderich		♀ wird Morgenstern	1. 5	3.59	7.12	5.17
Mittw.	19 Dual., Gabinus	Humbert		C ☿ ♀ in ☿	2.14	4.46	7.10	5.19
Donn.	20 Eucharis, Glenther.	Elisinde		C ☿ ♀ schön	3.26	5.25	7. 8	5.21
Freit.	21 Felix, Cleonora	Kunimund		☿ ^{2.3} n. C ☿ ♀	4.40	5.59	7. 6	5.23
Samst.	22 Petri Stuhlfeier	Gosbert		☿ ^{2.3} n. C ☿ ♀	5.53	6.27	7. 4	5.25
8	E. Remin. Prot. Warnung des Verräters. Matth. 26, 14-25. Kath. Verkürzung Christi. Matth. 17, 1-9.				Tageslänge 10 Stunden 24 Minuten.			
Sonnt.	23 Josua, Petrus Dam.	Gottlieb		C ☿ ♀ reg-	7. 4	6.54	7. 2	5.26
Mont.	24 Matthias, Leutfried	Albrecht		ne-	8.13	7.18	7. 0	5.28
Dienst.	25 Viktorin, Walburga	Albrecht		risch	9.20	7.42	6.58	5.29
Mittw.	26 Nestor, Alexander	Ptila		C ☿ ♀	10.26	8. 7	6.55	5.31
Donn.	27 Sara, Leander	Waldemar		C im ☿, C ☿ ♀	11.25	8.33	6.53	5.33
Freit.	28 Romanus, Viktor	Angelbert		C ☿ ♀ naß	vorm.	9. 3	6.51	5.35

Buß- und Betttage: 16. in Bayern und Württemberg, 21. in Mecklenburg, 26. im Rgr. Sachsen.

Der Auf- und Untergang von Sonne und Mond ist auf die geographische Breite von Erfurt berechnet und in Ortszeit angegeben. Will man die entsprechende Uhrzeit (M. E. Z.) haben, so muß man den für den betreffenden Ort geltenden Zeitunterschied hinzufügen (siehe die Tabelle S. 27). Alle übrigen Zeitangaben beziehen sich auf mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.).

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
 Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
 Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
 verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns
 gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
 er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar
 Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel
 hegen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
 kurz vor Vollmond der Sonn' Ausgang neblig
 war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
 warm und klar. — Winternebel bringt Tau
 bei Oststürme, bei Westwind treibt er weg
 das Geseinde. — Des Stinknebels Gewalt
 macht's Wetter rauß und kalt.



28 Tage.

Neumond den 8. nachm.
 2 U. 22 M. Schneefall.
 Erstes Viertel den 15. nachm.
 3 U. 57 M. Meistens schön.
 Vollmond den 22. nachm.
 2 U. 4 M. Regnerisch.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.

1902. III.	März oder Lenymond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonn.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Samst.	1 Albinus, Donatus	Benno			Erdf.,		0.29	9.38 6.49 5.37
9	E. Oculi. Prot. Petrus gelobt Treue bis in den Tod. Matth. 26, 30-35. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luf. 11, 24-28.						Tageslänge 10 Stunden 53 Minuten.	
Sonnt.	2 Simplicius, Luise	<small>geburtstag des Pappes Leo XIII.</small> Kunigund			11.40 v.		1.26	10.18 6.46 5.39
Mont.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund					2.18	11. 3 6.44 5.41
Dienst.	4 Adrian, Kasimir	Heimo					3. 5	11.55 6.42 5.43
Mittw.	5 Mittfasten, Friedr.	Walbod					3.47	nachm. 6.40 5.44
Donn.	6 Fridolin, Friederike	Bldegar					4.23	1.56 6.38 5.46
Freit.	7 Perpetua, Felicitas	Kiero, Gero					4.55	3. 4 6.36 5.47
Samst.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred					5.24	4.16 6.34 5.49
10	E. Lätare. Prot. Jesus in Gethsemane. Matth. 26, 36-46. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.						Tageslänge 11 Stunden 19 Minuten	
Sonnt.	9 40 Ritter, Franziska	Hedio					5.50	5.28 6.32 5.51
Mont.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant			3.50 v.		6.17	6.43 6.30 5.53
Dienst.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind					6.44	7.59 6.28 5.55
Mittw.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant					7.12	9.18 6.26 5.56
Donn.	13 Euphrasia, Niecephor.	Giseler					7.44	10.33 6.24 5.58
Freit.	14 Zacharias, Mathilde	Mechthild					8.22	11.47 6.21 5.59
Samst.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.					9. 6	verm. 6.19 6. 1
11	E. Jud., Konf.-Tag. Prot. Gefangennehmung Jesu. Matth. 26, 47-56. Kath. Juden wollen Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.						Tageslänge 11 Stunden 45 Minuten	
Sonnt.	16 Heribert, Henriette	Heribert			11.13 n.		9.58	0.54 6.17 6. 2
Mont.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrut					10.59	1.54 6.15 6. 4
Dienst.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm					nachm.	2.43 6.12 6. 6
Mittw.	19 Joseph, Nährvater	Ingunde					1.15	3.25 6. 9 6. 8
Donn.	20 Emanuel, Joachim	Gambert					2.26	4. 0 6. 7 6. 9
Freit.	21 7 Schm. A., Benedikt	Kelinde					3.38	4.29 6. 5 6.11
Samst.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo					4.47	4.55 6. 2 6.13
12	E. Palmtag. Prot. Jesus vor dem Hohenrat. Matth. 26, 57-68. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.						Tageslänge 12 Stunden 15 Minuten	
Sonnt.	23 Viktorian, Oberhard	Tüdiger					5.56	5.21 6. 0 6.15
Mont.	24 Gabriel, Bigmenius	Tieberga			4.21 v.		7. 5	5.44 5.58 6.17
Dienst.	25 Maria Verkündig.	Komilda					8.10	6. 9 5.56 6.18
Mittw.	26 Ludgerus, Olympia	Guntram					9.15	6.35 5.54 6.19
Donn.	27 Gründ., Ruprecht	Berengar					10.17	7. 3 5.52 6.21
Freit.	28 Karfreit., Priskus	<small>Geb. des Fürsten Reuf d. 2.</small> Marbod					11.15	7.36 5.50 6.22
Samst.	29 Eustachius, Mecht.	Marbod					verm.	8.14 5.47 6.24
13	E. Osterfest. Prot. Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1-8. Kath. Auferstehung Christi. Mark. 16, 1-7.						Tageslänge 12 Stunden 41 Minuten	
Sonnt.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo					0. 8	8.57 5.45 6.26
Mont.	31 2. Osterf., Balbina	Kovena					0.57	9.46 5.43 6.28

Buh- u. Bettage: 7. in Waldeck u. Pyrmont u. Württemberg, 23. in Hessen, 28. in Mecklenburg, S.-Altenb. zc.

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Streu. — Viel Schnee, den uns der Venz entfernte, läßt zurück uns reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen gleicht aus in Niedersung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüthen, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Regen im Blühen dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Letztes Viertel den 2. vorm.
11 U. 40 M. Regen.
Neumond den 10. vorm.
3 U. 50 M. Feuchtes Wetter.
Erstes Viertel den 16. nachm.
11 U. 13 M. Windig.
Vollmond den 24. vorm.
4 U. 21 M. Veränderlich.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1902. IV. Monat.	April oder Ostermond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1 Hugo, Theodora	Hugo, Sibich			1.41	10.42	5.40	6.29
Mittw.	2 Theodosta, Frz. v. P.	Geburtst. d. Herzogs von Sachsen-Mein.			2.18	11.41	5.38	6.30
Donn.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild			2.53	nachm.	5.36	6.32
Freit.	4 Ambrosius, Isidor	Walheide			3.22	1.54	5.34	6.34
Samst.	5 Emilie, Vinzenz, Fer.	Ortlieb			3.49	3. 5	5.32	6.36
14	E. Quas. Prot. Erscheinung des Auserstandenen. Joh. 20, 24-29. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.				Tageslänge 13 Stunden 8 Minuten.			
Sonnt.	6 Cölestin, Sixtus	Waltrut			4.16	4.18	5.30	6.38
Mont.	7 Hermann, Egesipp.	Amelgart			4.41	5.35	5.28	6.39
Dienst.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde			5.10	6.54	5.26	6.41
Mittw.	9 Sybilla, Mar. Kleoph.	Geburtst. d. Großh. v. Meckl. Schwerin.			5.41	8.13	5.23	6.42
Donn.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann			6.18	9.30	5.21	6.44
Freit.	11 Leo, Papst	Godebert			7. 1	10.42	5.18	6.45
Samst.	12 Julius, Zeno	Wigold			7.52	11.47	5.16	6.47
15	E. Miser. Prot. Der gute Hirte. Joh. 10, 11-16. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.				Tageslänge 13 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	13 Justinus, Hermeng.	Aduna			8.52	vorm.	5.14	6.48
Mont.	14 Tiburtius, Tiberius	Crudobert			9.57	0.40	5.12	6.50
Dienst.	15 Anastasia, Kreszenz.	Albio			11. 7	1.25	5.10	6.52
Mittw.	16 Aaron, Paternus	Brigith			nachm.	2. 2	5. 8	6.54
Donn.	17 Rudolf, Unicetus	Rudolf			1.29	2.32	5. 6	6.55
Freit.	18 Ulmann, Eduard	Edwart			2.38	2.59	5. 4	6.57
Samst.	19 Werner, Leo	Werner			3.46	3.24	5. 2	6.58
16	E. Jubilate. Prot. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5-15. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.				Tageslänge 14 Stunden 0 Minuten.			
Sonnt.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann			4.53	3.48	5. 0	7. 0
Mont.	21 Anselm, Adolar	Welf			5.59	4.12	4.58	7. 2
Dienst.	22 Kajus, Sotherus	Erchenwalt			7. 3	4.38	4.55	7. 3
Mittw.	23 Georg, Adalbert	Geburtstag d. Königs von Sachsen.			8. 7	5. 5	4.53	7. 5
Donn.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht			9. 5	5.36	4.51	7. 6
Freit.	25 Markus, Erwin	Sigmar			10. 1	6.11	4.49	7. 8
Samst.	26 Kletus, Marcellin.	Gambriu			10.52	6.53	4.47	7. 9
17	E. Cantate. Prot. Eure Traurigkeit soll in Freude verk. w. Joh. 16, 16-23. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.				Tageslänge 14 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	27 Anastasius, Zitta	Geburtstag d. Königs von Bayern.			11.37	7.40	4.46	7.11
Mont.	28 Vitalis, Prudentz	Helise, Else			vorm.	8.32	4.44	7.13
Dienst.	29 Petrus, Märt., Rob.	Geburtst. d. Herzogs von Anhalt.			0.16	9.30	4.42	7.15
Mittw.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert			0.51	10.30	4.40	7.16
Wuß- u. Wettertag: 4. in Württemberg.								
Ich habe gute Dienerschaft: Die Knechte heißen „Selbstgeschafft“; Und „Spätz- u. Bett“ und „Auf- u. bei-Zeit“; Die Mägde „Ordnung“, „Reinlichkeit“;				„Durst“, „Hunger“ heißen Egent und Koch. Hab' auch zwei Eckelnaben noch, Genannt „Gebet“ und „gut Gewissen“, Die, bis ich schlaf, mich wiegen müssen.				

April

Salten Vitz' und Weid' ihr Wipfellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr
 im Gange. — Viel Buchnüsse und Eichel, —
 dann wird auch der Winter nicht schmelzen. —
 An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im September
 entlaubt; doch bleib' das Laub bis zum No-
 vember hinein, wird strenger Winter kein
 kurzer sein. — Wenn am Schledborn vor
 Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Roggen vor Jacobi empfängt. — Um Heu
 und Korn wird schlimmer es sehn, je später
 wir Blüten am Schledborn sehn. — Viel
 Heusen, viel Korn, viel Speiß' und Trant
 und Gott dem Herrn verdoppelten Dant!



30 Tage.

Letztes Viertel den 1. vorm.
 7 U. 24 M. Regnerisch.
 Neumond den 8. nachm.
 2 U. 50 M. Raube Luft. —
 Unsichtbare Sonnensfinsternis.
 Erstes Viertel den 15. vorm
 6 U. 26 M. Meist hell.
 Vollmond den 22. nachm.
 7 U. 50 M. Unstet. — Sicht-
 bare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 30. nachm.
 11 U. 58 M. Sonnenschein.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1902. V.	Mai oder Wonnemond		C-u. Planetenlauf		Mond		Sonnen	
			Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.						
Donn.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		Son-	1.22	11.36	4.38	7.18
Freit.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		nenschein	1.49	nachm.	4.36	7.19
Samst.	3 † Erfindung	Friso, Wilb.		den 7.	2.15	1.54	4.34	7.21
18	E. Rogate.	Prot. Das Gebet im Namen Jesu. Joh. 16, 23-30. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.			Tageslänge 14 Stunden 50 Minuten.			
Sonnt.	4 Monika, Florian	Wolshelm			2.41	3. 9	4.32	7.22
Mont.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		7. ♀ in	3. 8	4.25	4.31	7.24
Dienst.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde		Unschätzbare = Jüsterntis	3.37	5.44	4.29	7.25
Mittw.	7 Gottfried, Stanisl.	Gotfried		11.45 n. C im	4.10	7. 8	4.28	7.27
Donn.	8 Christi Himmelf.	Ubald		C Erdn., C ♀	4.51	8.20	4.26	7.29
Freit.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma		♀ in (h) retr.	5.39	9.31	4.24	7.30
Samst.	10 Gordian, Anton	Hulda		kühl	6.36	10.31	4.22	7.32
19	E. Exaudi.	Prot. Der Haß der Welt. Joh. 15, 16-26 und 16, 1-4. Kath. Zeugnis des heiligen Geistes. Joh. 15, 16-27.			Tageslänge 15 Stunden 14 Minuten.			
Sonnt.	11 Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo		neb-	7.43	11.21	4.20	7.34
Mont.	12 Pankratius, Wibert	Liebhilde		lig	8.54	verm.	4.18	7.35
Dienst.	13 Servatius, Emilie	Wiborade			10. 6	0. 2	4.17	7.37
Mittw.	14 Bonifacius, Epiph.	Hildeburg		2.40 n. C ♀	11.19	0.36	4.15	7.38
Donn.	15 Sophie, Torquatus	Inhilde		(♀) * ♀	nachm.	1. 4	4.14	7.40
Freit.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Tandila		aufhei-	1.38	1.30	4.13	7.42
Samst.	17 Bruno, Ubald	Bruno		ternd	2.45	1.54	4.11	7.43
20	E. Pfingstf.	Prot. Der heilige Geist unser Tröster. Joh. 14, 23-29. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.			Tageslänge 15 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	18 Christhona, Benant.	Friedlinde		schön	3.50	2.18	4.10	7.44
Mont.	19 2. Pfingstf., Potentia	Hildrun			4.55	2.42	4. 8	7.45
Dienst.	20 Christian, Bernhard	Gudrun		C im	5.59	3. 7	4. 7	7.47
Mittw.	21 Quat., Konstantin	Helmtraut		C ♀	6.59	3.37	4. 5	7.48
Donn.	22 Helena, Julia	Isanthe		11.40 v. C in	7.56	4.12	4. 4	7.49
Freit.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva		C Erdferne	8.48	4.50	4. 3	7.51
Samst.	24 Johanna, Esther	Herlinde			9.35	5.35	4. 2	7.52
21	E. Dreifalt.	Prot. Die neue Geburt. Joh. 3, 1-3 und 6-15. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.			Tageslänge 15 Stunden 52 Minuten.			
Sonnt.	25 Urban, Gregor	Frena		unstet	10.17	6.21	4. 1	7.53
Mont.	26 Philipp Neri, Cleuth.	Goderich			10.53	7.21	4. 0	7.54
Dienst.	27 Eutrop, Beda	Ludolf			11.25	8.21	3.59	7.55
Mittw.	28 Wilhelm, German	Gebürtet, bedürftigen Neuh j. 2.		Wentlern in größt r Abweichung	11.53	9.25	3.58	7.57
Donn.	29 Fronl., Maximin	Amelung			verm.	10.30	3.57	7.58
Freit.	30 Felix I., Ferdinand	Wigand		1.1 n. (♀ in	0.18	11.38	3.56	7.59
Samst.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald		Regen	0.43	nachm.	3.55	8. 0

Buß- und Bettage: 2. u. 30. in Württemberg.

Wenn Menschenklug scheint aus zu sein,
So stellt sich Gottes Hilfe ein.

Die Lügen sind ein böser Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen.

Mai

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren,
 wirst du nicht lange auf Regen harren. —
 Wenn der Frostklatz im Lenz tief im Wasser
 war, auf trocken Sommer deutet das; liegt
 er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders nah. — Wenn Johannes-
 würmchen schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
 verbirgt sich das Tierchen bis Johann und
 weiter, wird's Wetter einzuweisen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter
 prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter
 sich wenden, geschieht's bei Regen, wird kalt
 er enden.



31 Tage.

Neumond den 7. nachm.
 11 U. 45 M. Kühl u. neblig. —
 Unsichtbare Sonnenfinsternis.

Erstes Viertel den 14. nachm.
 2 U. 40 M. Schön und warm.

Vollmond den 22. vorm.
 11 U. 46 M. Veränderlich.

Letztes Viertel den 30. nachm.
 1 U. 1 M. Warmer Regen.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1902. VI.		Juni oder Brachmond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher	Wutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Tageslänge	
22	E. 1. S. n. Dr.	Prot. Der reiche und der arme Mann. Luf. 16, 19-31. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.						16 Stunden 7 Minuten.	
Sonnt.	1 Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo	warm	1. 7	2. 1	3.54	8. 1		
Mont.	2 Eugen, Erasmus	Sindolf	feucht	1.35	3.16	3.53	8. 2		
Dienst.	3 Oliva, Klotilde	Klothilde	C im ♀, C♂♀	2. 5	4.34	3.52	8. 3		
Mittw.	4 Quirin, Karpasius	Uta, Walg.	♀□h, ♀ in ♀	2.41	5.52	3.52	8. 4		
Donn.	5 Bonifacius, Winfr.	Winfried	C♂♂	3.24	7. 6	3.51	8. 5		
Freit.	6 Norbert, Benigna	Norbert	7.11 v. C Erdu.	4.17	8.14	3.51	8. 6		
Samst.	7 Robert, Sebastian	Chorismund	C♂♀ ♂ in ♀	5.20	9.11	3.50	8. 7		
23	E. 2. S. n. Dr.	Prot. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16-24. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1-10.						16 Stunden 18 Minuten.	
Sonnt.	8 Medardus	Wittich	♀△☉, ♀ retr.	6.31	9.58	3.50	8. 8		
Mont.	9 Kolombus, Primus	Tuitgard	C□♀, C♂h	7.46	10.36	3.49	8. 8		
Dienst.	10 Margareta, Königin	Geb. d. Grosherg. v. Sachl.-Weim.-Eisen.	C♂♀ ♀♂☉	9. 1	11. 7	3.48	8. 9		
Mittw.	11 Barnabas, Iduna	Iduna	♀*♀, ♀ retr.	10.15	11.34	3.48	8.10		
Donn.	12 Basildes, Onuphr.	Harduin	☉ 0.54 schön	11.26	vorm.	3.47	8.11		
Freit.	13 Anton von Padua	Nordhild	☉ 0.54 v. nachm.	naehm.	0. 0	3.47	8.12		
Samst.	14 Basilius, Elisäus	Nanna	C□♀ warm	1.41	0.23	3.47	8.13		
24	E. 3. S. n. Dr.	Prot. Die jugende und rettende Liebe. Luf. 15, 1-10. Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.						16 Stunden 26 Minuten.	
Sonnt.	15 Vitus, Modestus	Boso	☉ Gewitter	2.47	0.48	3.47	8.13		
Mont.	16 Justina, Ludgard	Volker	C im ♀, C□h	3.51	1.13	3.47	8.14		
Dienst.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald	C♂♀	4.52	1.40	3.47	8.14		
Mittw.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf	C□♀ schwül	5.50	2.13	3.47	8.15		
Donn.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart	C Erdf., C♂♂	6.44	2.50	3.47	8.16		
Freit.	20 Sylvester, Regina	Afalinde	☉ C♂♂	7.33	3.33	3.47	8.16		
Samst.	21 Albanus, Mosephus	Chlofide	☉ 3.17 v. ☉□♀	8.17	4.21	3.46	8.16		
25	E. 4. S. n. Dr.	Prot. Das Gleichnis vom Splitter u. Balken. Luf. 6, 36-42. Kath. Der Pharisäer Gerechtigleit. Matth. 5, 20-24.						16 Stunden 31 Minuten.	
Sonnt.	22 Paulin, 10000 Witt.	Similde	☉ in ♀, längster Tag, Sommer-Auf.	8.54	5.15	3.46	8.17		
Mont.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	☉ in ♀, längster Tag, Sommer-Auf.	9.28	6.14	3.46	8.17		
Dienst.	24 Johannes d. T. Geb.	Reintraut	C♂h ♀ wird	9.56	7.16	3.47	8.17		
Mittw.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart	C♂♀ Morgenst.	10.22	8.21	3.48	8.17		
Donn.	26 Joh. Paul, Jeremias	Kotruda	♀ in ♀ zur.	10.48	9.28	3.48	8.17		
Freit.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gumilde	☉ C□♂	11.12	10.36	3.49	8.17		
Samst.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga	☉ 10.52 n. C□♀	11.38	11.46	3.49	8.16		
26	E. 5. S. n. Dr.	Prot. Petri Fischzug. Luf. 5, 1-11. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.						16 Stunden 26 Minuten.	
Sonnt.	29 Petrus, Paulus	Edburga	♀△h Wind	vorm.	naehm.	3.50	8.16		
Mont.	30 Fucina, Pauli Ged.	Edwin	C im ♀ ♀ in ♀	0. 5	2.12	3.50	8.16		

Buß- und Bettage: 27. in Württemberg. 29. in Mecklenburg-Schwerin.

Es ist eine alte Erfahrung, daß alle Erdengüter den Menschen nicht glücklich machen und das Herz nicht befriedigen können.

Junii

Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Eiferpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Grasmücke, eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, habt bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Herrn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Nash dem Winterfas. — Hat Webarbus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Neumond den 6. vorm.
7 U. 11 M. Sonnenschein.
Erstes Viertel den 13. vorm.
0 U. 54 M. Gewitter.
Vollmond den 21. vorm.
3 U. 17 M. Unbeständig.
Letztes Viertel den 28. nachm.
10 U. 52 M. Wind u. Regen.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1902. VII.	Juli oder Heumond		C-u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1	Cheobald, Simeon	Cheobald	♄	Den 4. ☉ Erdferne	0.36	3.27	3.51	8.16
Mittw.	2	Mariä Heims., Otto	Otto, Dithild	♃	☉ ♀, ☐ ♃	1.15	4.42	3.51	8.16
Donn.	3	Kornelius, Eulogius	Hagen	♂	☉ ♂ [☉ ♀	2. 2	5.53	3.52	8.15
Freit.	4	Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich	♂	☉ ☽ ☐ Erdn.	2.58	6.55	3.52	8.15
Samst.	5	Wendelin, Zoe	Wendelin	♁	♁ 1.59 n. ♀ dir.	4. 5	7.47	3.53	8.15
27	E. 6. S. u. Dr. Prot. Es sei denn eure Gerechtigkeit besser. Matth. 5, 20-26. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.				Tageslänge 16 Stunden 20 Minuten.				
Sonnt.	6	Esajas, Dominika	Herrich	♁	☉ ♂ h ab-	5.19	8.30	3.54	8.14
Mont.	7	Wilibald, Joachim	Karlmann	♁	☉ ♂ ♃ wech-	6.36	9. 6	3.55	8.14
Dienst.	8	Kilian, Elisabeth	Hans	♁	☉ ♀ selnd	7.53	9.36	3.55	8.13
Mittw.	9	Cyrillus, Zeno, Luise	Wolfram	♁	☐ ♀	9. 8	10. 3	3.56	8.12
Donn.	10	7 Brüder, Rufina	Gunzo	♁	☐ ♀, ☐ ♂	10.19	10.28	3.57	8.11
Freit.	11	Nahel, Pius I.	Hanno	♁	☽ schön	11.29	10.35	3.59	8.11
Samst.	12	Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto	♁	♁ 1.47 n. trüb	nachm.	11.18	4. 0	8.10
28	E. 7. S. u. Dr. Prot. Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein! Matth. 5, 33-37. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Lut. 16, 1-9.				Tageslänge 16 Stunden 8 Minuten.				
Sonnt.	13	Heinrich, Anaklet	Heinrich	♁	☐ im ♂, ♀ in ☽	1.40	11.44	4. 1	8. 9
Mont.	14	Alfred, Bonavent.	Teutobert	♁	☐ h bedeckt	2.43	vorm.	4. 2	8. 8
Dienst.	15	Ap. Paul., H. Heinrich	Hildebrand	♁	☽ Morgenstern in größter Ausweichung	3.42	0.15	4. 3	8. 8
Mittw.	16	Ruth, Faustus	Heilwig	♁	☽ Hundstage Anfang	4.38	0.51	4. 4	8. 7
Donn.	17	Alexius, Arthur	Fromund	♁	☽ ☐ Erdf., ☐ ♂	5.29	1.31	4. 5	8. 6
Freit.	18	Maternus, Rufina	Egenolf	♁	☐ ♂ ♀, ☐ ♂	6.15	2.17	4. 6	8. 4
Samst.	19	Rosina, Vinzenz v. P.	Gebürtst. d. Herzogs v. S. Kob. Gotha.	♁	h ♂ ☽ heiter	6.55	3. 9	4. 7	8. 3
29	E. 8. S. u. Dr. Prot. Seht euch vor vor den falsch. Proph. Matth. 7, 15-23. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Lut. 19, 41-47.				Tageslänge 15 Stunden 36 Minuten.				
Sonnt.	20	Margareta, Arnold	Arnold	♁	♁ 5.15 n. ♂ in ☽	7.31	4. 7	4. 9	8. 2
Mont.	21	Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo	♁	☐ h	8. 2	5. 7	4.10	8. 1
Dienst.	22	Maria Magdalena	Alberich	♁	☐ ♃ Son-	8.29	6.12	4.11	8. 0
Mittw.	23	Apollinaris, Libor.	Herwig	♁	☐ in ☽ nen-	8.54	7.19	4.13	7.59
Donn.	24	Christina, Bernhard	Emich	♁	☐ h schein	9.19	8.26	4.14	7.58
Freit.	25	Jakob, Christoph	Hildebert	♁	☐ ♀ ♀ in ☽	9.43	9.36	4.15	7.57
Samst.	26	Anna, Polybius	Sigeline	♁	☐ ♂ warm	10.10	10.46	4.16	7.5
30	E. 9. S. u. Dr. Prot. Das Bekenntnis Petri. Matth. 16, 13-20. Kath. Phariseer und Zöllner. Lut. 18, 9-14.				Tageslänge 15 Stunden 36 Minuten.				
Sonnt.	27	Pantaleon, Martha	Ruthart	♁	☐ im ♂, ☐ h	10.39	11.58	4.18	7.54
Mont.	28	Nazarius, Gelsus	Mangold	♁	♁ 6.15 v. ☐ ♀	11.14	nachm.	4.19	7.52
Dienst.	29	Beatrix, Martha	Egbert	♁	☐ ♃	11.56	2.24	4.20	7.50
Mittw.	30	Jakobea, Abdon	Gerold	♁	☐ h be-	vorm.	3.34	4.21	7.49
Donn.	31	German, Ignaz v. L.	Friedegar	♁	☐ h ständig	0.46	4.39	4.23	7.48

Buß- und Betttage: 20. in Mecklenburg-Strelitz. 25. in Württemberg.

Der Frosch häupt wieder in den Pfuhl.
Wenn er auch fäh' auf goldnem Stuhl.

Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

Juli

31 Tage.

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen
 kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. —
 Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande,
 sie nützen der Luft und dem Lande. — Merkt,
 daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der
 Weib' nach Luft das Vieh; auch wenn's die
 Rosen aufwärts streckt und in die Höh' die
 Schwänze reckt. — Giebt Ring oder Hof sich
 Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind
 uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch
 in Menge ist Vorbote von großer Winters-
 strengte. — Sind abends über Biefl' und Fluß
 Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhal-
 tend Wetter bräuen. — Staubreger wird guter
 Vole sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



Neumond den 5. nachm.
 1 U. 59 M. Abwechselnd.
 Erstes Viertel den 12. nachm.
 1 U. 47 M. Unbeständig.
 Vollmond den 20. nachm.
 5 U. 45 M. Schön u. warm.
 Letztes Viertel den 28. vorm.
 6 U. 15 M. Beständig.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1902. VIII.	August oder Erntemonat		C-u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmahl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Freit.	1 Petri Kettenfeier	Katbod		C Erdn.	C♂♀	1.46	5.34	4.25	7.46
Samst.	2 Gustav, Portiunkula	Gustav		♀♂♂	(C♂♂)	2.54	6.21	4.27	7.45
31	E. 10. S. n. Dr.	Prot. Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-48. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.			Tageslänge		15 Stunden 15 Minuten.		
Sonnt.	3 Steph. Erf., August	Walram		9.17 n. C♂♀		4.9	7.1	4.28	7.43
Mont.	4 Dominikus, Jofias	Friedbrant		C♂♂		5.26	7.34	4.29	7.42
Dienst.	5 Oswald, M. Schnee	Oswalt		♂♂♂	hell	6.43	8.3	4.30	7.40
Mittw.	6 Sirtus, Berkl. Chr.	Krafto		den 2. ♀ in ♄		7.57	8.30	4.32	7.39
Donn.	7 Afra, Albert, Rajet.	Geb. d. Fürsten von Schwarzb.-Sondersh.		frisch		9.10	8.55	4.33	7.37
Freit.	8 Reinhard, Cyriak	Reinhart		C♂♂ C♂♂		10.19	9.21	4.34	7.35
Samst.	9 Erich, Romanus	Dibold		C in ♄ Stern-		11.25	9.47	4.36	7.33
32	E. 11. S. n. Dr.	Prot. Der Pharisäer und der Böllner. Luf. 18, 9-14. Kath. Barmherziger Samariter. Luf. 10, 23-37.			Tageslänge		14 Stunden 53 Minuten.		
Sonnt.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf		5.21 n. C♂♂	schuppen	nachm.	10.16	4.38	7.31
Mont.	11 Hermann, Susanna	Bernolt		♂ wird Abendstern		1.32	10.51	4.40	7.30
Dienst.	12 Klara, Udele	Wolfrade		C Erdf. ♀♂♂		2.29	11.29	4.41	7.28
Mittw.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde		verän-		3.22	vorm.	4.42	7.26
Donn.	14 Eusebius, Warnfr.	Brunhild		derlich		4.10	0.13	4.44	7.24
Freit.	15 Mariä Himmelfahrt	Fridegund				4.53	1.2	4.46	7.22
Samst.	16 Iodokus, Rochus	Rosamunde		C♂♂, C♂♂		5.30	1.58	4.48	7.20
33	E. 12. S. n. Dr.	Prot. Oephata d. h. ihue dich auf. Mark. 7, 31-37. Kath. Von den zehn Aussätzigen. Luf. 17, 1-19.			Tageslänge		14 Stunden 29 Minuten.		
Sonnt.	17 Verena, Liberatus	Welleda		C♂♀ ♀ in ♄		6.3	2.57	4.49	7.18
Mont.	18 Klara v. M., Helena	Geburtst. d. Kaisers von Osterreich.		C♂♂		6.33	4.1	4.50	7.16
Dienst.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.		7.3 v. ♀ in ♄		6.59	5.8	4.52	7.14
Mittw.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart		C♂♀	Regen	7.25	6.16	4.54	7.12
Donn.	21 Privatus, Franziska	Geb. des Fürsten zu Schwarzb.-Mühlstadt		naß		7.49	7.25	4.56	7.10
Freit.	22 Symphorian, Timot.	Gerbert		C♂♂♂		8.16	8.36	4.57	7.8
Samst.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha		C in ♄, C♂♂		8.45	9.49	4.58	7.6
34	E. 13. S. n. Dr.	Prot. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23-37. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.			Tageslänge		14 Stunden 4 Minuten.		
Sonnt.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether		C♂♀ ♀ in ♄		9.17	11.2	5.0	7.4
Mont.	25 Ludwig, König	Ludwig		C♂♂		9.55	nachm.	5.1	7.2
Dienst.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith		0.5 n. C♂♂	schwül	10.41	1.23	5.3	7.6
Mittw.	27 Gebhard, Jof. v. Gal.	Gebhard		♂ Hundstage Ende		11.36	2.27	5.4	6.58
Donn.	28 Augustinus, Adel.	Frodulf		C♂♀ ♀♂♂		vorm.	3.25	5.6	6.56
Freit.	29 Johannes Enthaupt.	Dietger		C Erdnähe		0.39	4.14	5.8	6.54
Samst.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf		C♂♂ ♀♂♂		1.49	4.56	5.9	6.51
35	E. 14. S. n. Dr.	Prot. Die Dankbarkeit. Luf. 17, 11-19. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luf. 7, 11-16.			Tageslänge		13 Stunden 38 Minuten.		
Sonnt.	31 Raimund, Pauline	Raimund		C♂♀, C♂♂		3.3	5.31	5.11	6.49

Buß- und Betttag: 22. in Württemberg.

August

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er sorget
 gern fürs längste Gras. — Ist's in der ersten
 Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß.
 — Im August Wind aus Nord jagt Unbe-
 ständigkeit fort. — Neltau im August ist
 sehr ungesund, ungeräuchert Obst bring nicht
 in den Mund. — Wenn der Kukud lange
 nach Johanni schreit, so rufet er die teure
 Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus
 schön, ist guter Herbst vorauszuahn. — Schön
 Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet
 Wein von bester Art. — Wenn großlumig
 wir viele Disteln erblicken, will Golt gar guten
 Herbst uns schicken. — Bringt Nejamunde
 Sturmeswind, so ist Sybille uns gelind.



31 Tage.

Neumond den 3. nachm.
 9 U. 17 M. Frische Luft.
 Erstes Viertel den 11. vorm.
 5 U. 24 M. Veränderlich.
 Vollmond den 19. vorm.
 7 U. 3 M. Regnerisch.
 Letztes Viertel den 26. nachm.
 0 U. 5 M. Schwüles Wetter.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1902. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Mont.	1 Verena, Egidius	Merlinda			Sonnen-	4.19	6. 2	5.13	6.47
Dienst.	2 Veronika, Stephan	Wannig			schein	5.34	6.30	5.14	6.44
Mittw.	3 Theodosius, Euphem.	Sido				6.47	6.56	5.16	6.42
Donn.	4 Esther, Rosalia	Wangio			♀ in ☿, ♂ in ♀	7.59	7.21	5.17	6.40
Freit.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold			☿ in ♀, ☿ □ ♀	9. 8	7.49	5.19	6.38
Samst.	6 Zacharias, Magnus	Hacho			☿ □ ♀	10.14	8.17	5.20	6.36
36	E. 15. S. u. Dr. Prot. Gottes- und Weltdienst. Matth. 6, 24-34. Kath. Vom Wasserflüchtigen. Luf. 14, 1-11.					Tageslänge 13 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	7 Regina, Altmund	Altmund				11.18	8.50	5.22	6.34
Mont.	8 Mariä Geburt	Chnodomar				nachm.	9.27	5.24	6.31
Dienst.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden	h. v. Baden			schön	1.13	10. 8	5.26	6.29
Mittw.	10 Othgerus, Nikol. v. D.	Otger			☿ Erdf., ☿ □ ♀	2. 8	10.55	5.27	6.27
Donn.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar				2.47	11.47	5.28	6.25
Freit.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Angila				3.26	verm.	5.30	6.22
Samst.	13 Hektor, Amat, Mat.	Thufinde			♀ in ♀	4. 2	0.45	5.31	6.20
37	E. 16. S. u. Dr. Prot. Jesus, die Auferstehung u. das Leben. Luf. 7, 11-17 Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.					Tageslänge 12 Stunden 45 Minuten.			
Sonnt.	14 Erhöhung, Cypr.	Malorich				4.32	1.47	5.33	6.18
Mont.	15 Nikodemus, Roger	Tummelich			be-	5. 0	2.52	5.34	6.16
Dienst.	16 Kornelius, Roland	Geburtst. d. Herz. v. Sachsen-Mtenburg.			deckt	5.26	4. 0	5.35	6.13
Mittw.	17 Anat., Lambert, Frz.	Edwina				5.53	5. 9	5.37	6.11
Donn.	18 Richard, Titus	Theoderich			Regen	6.19	6.22	5.39	6. 9
Freit.	19 Januarius, Konst.	Markolf				6.47	7.35	5.41	6. 7
Samst.	20 Tobias, Gustadius	Uring			☿ in ♀, ☿ □ ♀	7.19	8.49	5.42	6. 4
38	E. 17. S. u. Dr. Prot. Das Heilen am Sabbath. Luf. 14, 1-11. Kath. Vom Sichtbrüchtigen. Matth. 9, 1-8.					Tageslänge 12 Stunden 18 Minuten.			
Sonnt.	21 Matthäus, Evang.	Landolin				7.57	10. 3	5.44	6. 2
Mont.	22 Moriz, Gmerita	Frida			25. ♀ <i>Abendstern in größter Ausdehnung</i>	8.40	11.14	5.45	6. 0
Dienst.	23 Chekla, Linus	Ruprecht			☿ Erdf., ☿ □ ♀	9.33	nachm.	5.46	5.58
Mittw.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart			☿ Erdf., ☿ □ ♀	10.32	1.20	5.48	5.56
Donn.	25 Kleophas, Jof. v. G.	Friedebert			24. ☿ in ♀, Tag- u.	11.39	2.12	5.49	5.54
Freit.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga			Nachtgl., Herbstanf.	verm.	2.54	5.51	5.52
Samst.	27 Kosmas u. Damian	Audomar			☿ in ♀, ☿ □ ♀	0.50	3.31	5.53	5.50
39	E. 18. S. u. Dr. Prot. Glaube und Liebe. Matth. 22, 34-46. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.					Tageslänge 11 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irnsfried			♀ in ♀	2. 3	4. 2	5.54	5.47
Mont.	29 Michael, Marich	Armgart			feucht	3.16	4.30	5.56	5.45
Dienst.	30 Ursus, Hier., Soph.	Udung			☿ □ ♀	4.29	4.56	5.58	5.43
Buß- und Bettage: 19. in Württemberg. 21. Eidg. Bettag.									
Willst du des Mangels Not Im Leben nicht erfahren, Spar im Genuße stets, Genieße stets im Sparen.					Die Laster sirtten, wer von ihnen Am eifrigsten gewesen sei, Dem Bösen in der Welt zu dienen, Den Sieg erhebt — die Heuchelei.				

September

30 Tage.

September-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaels noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — In vielem Herbstesnebel seh' ein Zeichen von viel Winterschnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Gichtleber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Bläst Jakobus weiße Wölken in die Höh', sind's Winterblüten zu vielem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



Neumond den 2. vorm.
6 U. 19 M. Heller Himmel.
Erstes Viertel den 9. nachm.
11 U. 15 M. Sonnenschein.
Vollmond den 17. nachm.
7 U. 24 M. Bringt Regen.
Letztes Viertel den 24. nachm.
5 U. 32 M. Feuchte Luft.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wucherer-Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündigt er Schmutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gotteslästerer bedacht.



31 Tage.

Neumond den 1. nachm.
 6 U. 9 M. Freundlich.
 Erstes Viertel den 9. nachm.
 6 U. 21 M. Bringt Regen.
 Vollmond den 17. vorm.
 7 U. 1 M. Schön. — Sichtbare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 23. nachm.
 11 U. 58 M. Naß.
 Neumond den 31. vorm.
 9 U. 14 M. Feucht. — Sichtbare Sonnenfinsternis.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1902. XI. Monat.	November oder Windmond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.			
	Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Samst.	1 Aller Heiligen		Hildegund		feucht		7.53	5.21	6.52	4.35
44	E. 23. S. n. Dr.		Prot. Die Auffind. d. Gesehb. i. Tempel. 2. Kön. 22, 8-13. Kath. Schifflein Christi. Matth. 8, 18-27.		Tageslänge 9 Stunden 40 Minuten.					
Sonnt.	2 Aller Seelen		Ansgar		naß		8.51	5.58	6.53	4.33
Mont.	3 Theophil, Birmin		Winhilde		Morgens in großer Ausscheidung		9.46	6.42	6.55	4.32
Dienst.	4 Sigmund, Karl Bor.		Sigmund		Erdferne		10.36	7.30	6.57	4.30
Mittw.	5 Malachias, Zachar.		Komwer		C Erdferne		11.19	8.24	6.59	4.28
Donn.	6 Leonhard, Alwine		Alwine		C Erdferne		11.57	9.20	7. 1	4.26
Freit.	7 Florentin, Engelb.		Angelbert		nachm.		10.20	7. 2	4.25	
Samst.	8 4 Gekrönte, Gottfr.		Hermingild		1.31 n. C Erdferne		0.59	11.24	7. 4	4.23
45	E. 24. S. n. Dr.		Prot. D. Mägd. ist nicht tot, fond. r. Matth. 9, 18-26. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.		Tageslänge 9 Stunden 16 Minuten.					
Sonnt.	9 Theodor, Erbo		Gunila		frostig		1.25	vorm.	7. 6	4.22
Mont.	10 Justus, Tryphon		Bardolf		in		1.52	0.29	7. 7	4.20
Dienst.	11 Martin, Bischof		Willimar		Stern-		2.17	1.38	7. 9	4.19
Mittw.	12 Martin, Papst, Jon.		Teuthilde		im		2.44	2.49	7.10	4.17
Donn.	13 Weibert, Stanisl.		Wibert		schnuppen		3.13	4. 2	7.12	4.16
Freit.	14 Heline, Beneranda		Friedrich		C Erdferne		3.46	5.18	7.14	4.15
Samst.	15 Leopold, Luitpold		Hotburga		C Erdferne		4.26	6.34	7.15	4.13
46	E. 25. S. n. Dr.		Prot. D. Land soll euch f. Früchte geb. 3. Mos. 25, 18-23. Kath. Das Himmelreich ein Senforn. Matth. 13, 31-35.		Tageslänge 8 Stunden 54 Minuten.					
Sonnt.	16 Dthmar, Edmund		Gebürtst. des Greßh. von Othenburg.		Wind		5.14	7.50	7.17	4.11
Mont.	17 Florian, Gregor		Sigrade		C Erdn., C Erdferne		6.12	8.59	7.19	4.10
Dienst.	18 P. P. Kirchw., Otto		Alboin		abwech-		7.17	10. 0	7.21	4. 9
Mittw.	19 Elisabeth, Kön. v. U.		Wibrant		selnd		8.28	10.51	7.22	4. 8
Donn.	20 Amos, Eduard, Fel.		Ulmann		C Erdferne		9.42	11.33	7.24	4. 7
Freit.	21 Mariä Ppferung		Angelinde		C Erdferne		10.56	nachm.	7.26	4. 6
Samst.	22 Cäcilia, Alfons		Wendelgart		8.47 v. C Erdferne		vorm.	0.38	7.27	4. 5
47	E. 26. S. n. Dr.		Prot. Tezt von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		Tageslänge 8 Stunden 35 Minuten.					
Sonnt.	23 Klemens, Felicitas		Edmund		C Erdferne in		0. 8	1. 6	7.29	4. 4
Mont.	24 Chryfogon., Joh. v. †		Bathilde		C Erdferne in		1.18	1.31	7.30	4. 3
Dienst.	25 Katharina, Fintan		Gebürtst. d. Greßherz. von Hessen.		Schneefall		2.27	1.56	7.31	4. 2
Mittw.	26 Konradus, Egbert		Konrat		C im		3.34	2.22	7.33	4. 1
Donn.	27 Jeremias, Valerian		Willigis		den 30. C Erdferne in		4.40	2.49	7.35	4. 0
Freit.	28 Günther, Sosthenes		Günther		C Erdferne		5.44	3.21	7.37	3.59
Samst.	29 Saturnin, Noah		Helferich		Q wird Abendstern		6.43	3.58	7.38	3.58
48	E. 1. Adv. P. H.		Prot. Der Anbruch des Tages. Röm. 13, 11-14. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.		Tageslänge 8 Stunden 18 Minuten.					
Sonnt.	30 Andreas, Apostel		Gerwin		3.5 v. C Erdferne		7.40	4.38	7.39	3.57

Buh- und Betttage: 14. in Württemberg. 19. in Norddeutschland. 23. in Baden. 28. in Mecklenburg.
Erntefeste: 2. im N.-B. Frankfurt a. M. 16. in Baden u. Württemberg. Totenfest: 23. in Preußen
u. im Königreich Sachsen. Allg. Reformationsfest: 2.

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von heiß. — Sankt Katharina vor Frost sich Schutz, so wadet man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Höhe. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will 'ne Eisbrücke haben, seht sie, wird selbst er damit sich begoten.



30 Tage.

Erstes Viertel den 8. nachm.
1 U. 31 M. Kühle Tage.
Vollmond den 15. nachm.
6 U. 7 M. Veränderlich.
Letztes Viertel den 22. vorm.
8 U. 47 M. Schneefall.
Neumond den 30. vorm.
3 U. 5 M. Schnee und Regen.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1902. XII.	Dezember oder Wintermond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
			Wutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer	Deutscher.						
Mont.	1 Eligius, Longinus	Hertha		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	8.31	5.24	7.41	3.57
Dienst.	2 Kandidus, Bibiana	Hidulf		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	9.17	6.15	7.42	3.56
Mittw.	3 Lucian, Franz Xaver	Gotthelf		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽ Schnee	9.57	7.11	7.43	3.56
Donn.	4 Barbara, Sigrum	Sigrum		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	10.32	8. 9	7.45	3.55
Freit.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽ Regen	11. 3	9.12	7.46	3.55
Samst.	6 Nikolaus, Sazo	Sazo		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	11.29	10.16	7.48	3.54
49	E. 2. Advent. Prot. Die Eintracht. Röm. 15, 5-13. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.				Tageslänge 8 Stunden 5 Minuten.			
Sonnt.	7 Werner, Ambrosius	Reginald		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	11.54	11.20	7.49	3.54
Mont.	8 Maria Empfängnis	Wiro		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	nachm.	vorm.	7.50	3.53
Dienst.	9 Wilibald, Leofadia	Wilibald		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	0.43	0.28	7.51	3.53
Mittw.	10 Walther, Gulafia	Godo, Ddolf		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	1.10	1.37	7.53	3.53
Donn.	11 Damasus, Waldemar	Walabrecht		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	1.40	2.50	7.54	3.52
Freit.	12 Berthold, Synesius	Gangolf		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽ wird Abendstern	2.16	4. 5	7.55	3.52
Samst.	13 Lucia, Ottilia	Aldobrant		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽ schön	2.59	5.21	7.56	3.52
50	E. 3. Advent. Prot. Die Haushalter Gottes. 1. Kor. 4, 1-5. Kath. Zeugnis Johannis. Joh. 1, 19-28.				Tageslänge 7 Stunden 55 Minuten.			
Sonnt.	14 Nikasius, Israel	Bertilo		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	3.51	6.34	7.57	3.52
Mont.	15 Abraham, Gusebins	Merwig		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	4.54	7.41	7.58	3.52
Dienst.	16 Adelheid, Jonathan	Adelheid		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	6. 4	8.40	7.59	3.52
Mittw.	17 Quat., Lazarus, Ab.	Alkwin		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	7.21	9.28	8. 0	3.52
Donn.	18 Wunnibald, Mar. G.	Wunnibald		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	8.37	10. 8	8. 1	3.52
Freit.	19 Nemefius, Thea	Niblung		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	9.53	10.41	8. 2	3.53
Samst.	20 Christian, Achilles	Tauzo		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽ hell	11. 6	11.10	8. 2	3.53
51	E. 4. Advent. Prot. Der Friede Gottes. Phil. 4, 4-7. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.				Tageslänge 7 Stunden 50 Minuten.			
Sonnt.	21 Thomas, Apostel	Fioba		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	vorm.	11.37	8. 3	3.53
Mont.	22 Bertha, Beata, Zeno	Bertha		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	0.18	nachm.	8. 3	3.54
Dienst.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	1.26	0.28	8. 4	3.54
Mittw.	24 Adam, Eva, Herim.	Hermine		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	2.31	0.54	8. 4	3.55
Donn.	25 Christfest	Etticho		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	3.36	1.23	8. 5	3.55
Freit.	26 2. Christf., Stephanus	Stilicho		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	4.37	1.58	8. 5	3.56
Samst.	27 Johannes, Evang.	Dankwart		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	5.34	2.37	8. 5	3.57
52	E. 1. S. u. W. Prot. Die Gotteskindschaft. Gal. 4, 1-7. Kath. Beschneidung Christi. Luf. 2, 33-40.				Tageslänge 7 Stunden 52 Minuten.			
Sonnt.	28 Kindleintag	Herwart		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	6.28	3.21	8. 5	3.57
Mont.	29 Thomas, Bischof	Ewalt		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	7.15	4.10	8. 6	3.58
Dienst.	30 David, König	Sämund		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	7.58	5. 5	8. 6	3.59
Mittw.	31 Schlusjd. Sylvester	Geiserich		☾ ☽ ☿ ♀ ☿ ☽	8.34	6. 2	8. 6	4. 0
Fuß- und Betttag: 12. in Württemberg.								
Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig, Wer alles glaubt, glaubt allzuviel.					Gewalt und Zwang Währt selten lang.			

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Regen im künftigen Jahr.
Dünger reime.

Wer spätlich seinen Acker düngt, der weih
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist
er Knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der dünge, pflügh' und grabe viel. — Jobs
läßt die Jauche in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Stren, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Erstes Viertel den 8. vorm.
7 U. 27 M. Regnerisch.
Vollmond den 15. vorm.
4 U. 48 M. Sonnenschein.
Letztes Viertel den 21. nachm.
9 U. 0 M. Frische Luft.
Neumond den 29. nachm.
10 U. 25 M. Ziemlich kalt

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.



Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 22. Dezember des vorigen Jahres nachmittags 1 Uhr 36 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.



Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 21. März nachmittags 2 Uhr 17 Min. mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders.

Von den Finsternissen des Jahres 1902.

Im Jahre 1902 werden drei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen die dritte Sonnenfinsternis und die beiden Mondfinsternisse bei uns sichtbar sein werden.

Die erste Finsternis ist eine partielle an der Sonne am 8. April, auf der Erde überhaupt nachmittags von 2 Uhr 31 Min. bis 3 Uhr 39 Min. Sie ist in den nördlichen Polarregionen sichtbar.

Die zweite ist eine totale Mondfinsternis am 22. April, abends von 6 Uhr 0 Min. bis 9 Uhr 45 Min. Die totale Verfinsternung des Mondes beginnt um 7 Uhr 10 Min. und endigt um 8 Uhr 35 Min. Nach der Finsternis ist der Halbschatten der Erde noch eine Stunde lang am Monde bemerkbar. Man wird die Finsternis in der Westhälfte des Großen Ozeans, in Australien, Asien, Europa, Afrika, der Osthälfte des Atlantischen Ozeans und auf der Ostspitze Südamerikas beobachten.

Die dritte ist eine partielle Sonnenfinsternis vom 7. auf den 8. Mai, auf der Erde überhaupt von 9 Uhr 43 Min. abends bis 1 Uhr 26 Min. morgens. Sie wird auf Neuseeland und im südlichen Teile des Großen Ozeans gesehen.

Die vierte Finsternis ist wieder eine totale am Monde, am 17. Oktober, morgens von 5 Uhr 17 Min. bis 8 Uhr 50 Min. Die totale Verfinsternung des Mondes beginnt um 6 Uhr 19 Min. und endigt erst nach dessen Untergang. Vor dem Beginn der Finsternis ist der Halbschatten der Erde eine Stunde lang am Monde sichtbar. Die Finsternis wird wahrgenommen im westlichen Europa und Afrika, in Amerika, im Atlantischen und im Großen Ozean, an der Ostspitze Australiens und im äußersten Nordosten Asiens.

Die fünfte ist eine partielle Sonnenfinsternis am 31. Oktober, auf der Erde überhaupt morgens von 6 Uhr 59 Min. bis 11 Uhr 2 Min. In Erfurt währt sie von 7 Uhr 6 Min. bis 8 Uhr 16 Min. und beträgt $\frac{1}{5}$ des Sonnendurchmessers, im Großherzogtum Baden währt sie von 7 Uhr 17 Min. bis 7 Uhr 50 Min. und beträgt nur $\frac{1}{50}$ des Sonnendurchmessers. Man wird die Finsternis sehen im mittlern, nördlichen und östlichen Europa sowie in Asien, mit Ausnahme von Arabien, beider Indien und des äußersten Nordostens.



Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 22. Juni vormittags 10 Uhr 16 Min.



Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 24. September morgens 0 Uhr 55 Min.

Mittleuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgend einem Ort nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelst der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit vor, wo aber ein — davorsteht, geht sie um die angegebene Zahl Minuten nach.

Aachen	36 Min.	Dessau	11 Min.	Gotha	17 Min.	Luzern	27 Min.	Remscheid	31 Min.
Mienna	20 "	Dortmund	30 "	Graz	— 2 "	Magdeburg	13 "	Rosied	11 "
Magdeburg	16 "	Dresden	5 "	Halle a. S.	— 12 "	Mainz	27 "	St. Gallen	23 "
Parma	31 "	Duisburg	33 "	Hamburg	20 "	Mannheim	26 "	Schwerin	14 "
Pofel	30 "	Düsseldorf	33 "	Hannover	21 "	Memel	24 "	Spandau	7 "
Berlin	6 "	Elberfeld	31 "	Heidelberg	25 "	Mey	35 "	Stettin	2 "
Bein	30 "	Elbing	— 18 "	Innsbruck	14 "	Mühlhausen i. G.	30 "	Strasbourg i. G.	29 "
Bohum	31 "	Erfurt	16 "	Kaiserslautern	29 "	München	14 "	Stuttgart	23 "
Bonn	32 "	Essen	32 "	Karlsruhe	26 "	N.-Glabach	34 "	Trier	33 "
Braunschweig	18 "	Hendburg	22 "	Kassel	22 "	Münster	29 "	Triest	5 "
Bremen	25 "	Frankfurt a. M.	25 "	Kiel	19 "	Nürnberg	16 "	Ulm	20 "
Breslau	— 8 "	Frankfurt a. O.	2 "	Kön	32 "	Odenburg	27 "	Weimar	15 "
Bromberg	— 12 "	Freiburg i. B.	29 "	Königsberg	— 22 "	Osnabrück	28 "	Wien	— 5 "
Brunn	— 6 "	Gürlb	16 "	Krefeld	34 "	Plauen	11 "	Wiesbaden	27 "
Charlottenburg	7 "	Genf	35 "	Kahr	28 "	Pofen	— 8 "	Wintertbur	25 "
Chemnitz	8 "	Sera	12 "	Leipzig	10 "	Reisdam	8 "	Würgburg	20 "
Danzig	— 15 "	Siegen	25 "	Liegnitz	— 5 "	Prag	2 "	Würich	26 "
Dortmunt	25 "	Sürlig	0 "	Lübeck	17 "	Regensburg	12 "	Zwickau	10 "

Ermittlung des Wochentages für jedes Datum von 1789—1980.

A. Jahreszahlen					B. Monate												C. Wochentage									
					Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember										
1789	1801	1829	1857	1885		1925	1953	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	1	8	15	22	29	36	Sonntag
1790	1802	1830	1858	1886		1926	1954	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3	2	9	16	23	30	37	Montag
1791	1803	1831	1859	1887		1927	1955	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4	3	10	17	24	31		Dienstag
1792	1804	1832	1860	1888		1928	1956	0	3	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6	4	11	18	25	32		Mittwoch
1793	1805	1833	1861	1889	1901	1929	1957	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0	5	12	19	26	33		Donnerstag
1794	1806	1834	1862	1890	1902	1930	1958	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1	6	13	20	27	34		Freitag
1795	1807	1835	1863	1891	1903	1931	1959	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	7	14	21	28	35		Samstag
1796	1808	1836	1864	1892	1904	1932	1960	5	1	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
1797	1809	1837	1865	1893	1905	1933	1961	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
1798	1810	1838	1866	1894	1906	1934	1962	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
1799	1811	1839	1867	1895	1907	1935	1963	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
	1812	1840	1868	1896	1908	1936	1964	3	6	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2							
	1813	1841	1869	1897	1909	1937	1965	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
	1814	1842	1870	1898	1910	1938	1966	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
	1815	1843	1871	1899	1911	1939	1967	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
	1816	1844	1872		1912	1940	1968	1	4	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
1800	1817	1845	1873		1913	1941	1969	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							
	1818	1846	1874		1914	1942	1970	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2							
	1819	1847	1875		1915	1943	1971	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
	1820	1848	1876		1916	1944	1972	6	2	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
	1821	1849	1877	1900	1917	1945	1973	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
	1822	1850	1878		1918	1946	1974	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0							
	1823	1851	1879		1919	1947	1975	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							
	1824	1852	1880		1920	1948	1976	4	0	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3							
	1825	1853	1881		1921	1949	1977	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4							
	1826	1854	1882		1922	1950	1978	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5							
	1827	1855	1883		1923	1951	1979	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6							
	1828	1856	1884		1924	1952	1980	2	5	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1							

Erklärung.

Frage: Auf welchen Wochentag fällt der 1. Mai 1898?

Antwort: Auf einen Sonntag.

Lösung: Ich gehe von der in Tafel A aufgesuchten Zahl 1898 nach rechts bis zu der in Tafel B unter Mai stehenden Ziffer. Zähle ich zu dieser (0) die Zahl des Monatstages (1) so habe ich 1. In Tafel C steht neben 1: Sonntag.

Ebenso: 18. Oktober 1813:
5+18=23: Montag.

31. Juli 1920:
4+31=35: Sonntagabend.

Wechselstempeltarif.

Die Stempelabgabe beträgt: von einer Summe von 200 *M* und weniger 10 *S*, 200 bis 400 *M* 20 *S*, 400 bis 600 *M* 30 *S*, 600 bis 800 *M* 40 *S*, 800 bis 1000 *M* 50 *S* und von jedem fernern 1000 *M* der Summe 50 *S* mehr dergestalt, daß jedes angefangene Tausend für voll gerechnet wird.

Die Stempelmarken lauten über *M* 0.10, 0.20, 0.30, 0.40, 0.50, 1.—, 3.—, 3.50, 4.50, 5.—, 10.—, 15.— und 30.— Die gestempelten Blanketts sind in Beträgen von *M* 0.10, 0.30, 0.40, 0.50, 1.—, 1.50, 2.—, 2.50 und 3.— zu haben. Dieser Steuer unterliegen alle Wechsel und die solchen gleichstehenden kaufmännischen Papiere mit Ausnahme: 1) der vom Auslande auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande zahlbaren Wechsel; 2) der vom Inlande auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande, und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb 10 Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittiert werden.

Die Verwendung der Reichsstempelmarken hat in der Weise zu geschehen, daß die den erforderlichen Steuerbetrag darstellenden Marken auf der Rückseite der Urkunde, und zwar, wenn die Rückseite noch unbeschrieben ist, am obern Rande derselben, andernfalls unmittelbar unter dem letzten Vermerke (Indossament u. s. w.), der sich auf der Rückseite befindet, auf einer leeren Stelle derart aufzukleben sind, daß oberhalb der Marke kein zur Niederschreibung eines Vermerks (Indossaments u. s. w.) hinreichender Raum übrig bleibt, und daß ferner seitens des inländischen Inhabers, welcher die Marke aufklebt, das Indossament oder der sonstige Vermerk unterhalb derselben niederzuschreiben ist. In jeder einzelnen der aufgeklebten Marken muß das Datum der Verwendung mittelst deutlicher Schriftzeichen ohne jede Rasur, Durchstreichung oder Überschrift niedergeschrieben sein. Jede Durchkreuzung der Marke, auch wenn sie die Schriftzeichen nicht berührt, ist unstatthaft; ebenso die Bezeichnung der Monate September, Oktober, November und Dezember durch 7ber, 8ber, 9ber und 10ber. Zur Vermeidung der hohen Kontrventionsstrafen ist es wichtig, diese Bestimmungen zu beachten. Behufs der Umrechnung der in einer andern als der Reichswährung ausgedrückten Summen sind die folgenden Umrechnungssätze bei der Berechnung des Wechselstempels zu Grunde zu legen: 1 Dollar = 4 *M* 25 *S*, 1 Frank, Vira, Peseta, rum. Lei = 80 *S*, 1 Gulden österr. Währ. = 2 *M*, 1 Krone österr. Währ. = 85 *S*, 1 Gulden südd. oder holländ. Währ. = 1 *M* 70 *S*, 1 Rubel = 3 *M* 20 *S*, 1 Pfund Sterling = 20 *M*, 1 Krone schwed. Währ. = 1 *M* 12½ *S*, 1 dänischer Ritsdaler = 2 *M* 25 *S*, 100 spanische Reales = 21 *M*, 1 Milreis = 4 *M* 50 *S*, 1 türkischer Piaster = 18 *S*, 1 Peso = 4 *M*, im übrigen nach dem Berliner Börsenbrauch.

Zinstabelle.

Kapital. M	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.					Auf einen Monat zu 30 Tagen.					Auf einen Tag.									
	6%		5%		4%		3%		2%		6%		5%		4%		3%		2%	
	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄	M	℄
1	6	5	4	3	0.5	0.5	0.42	0.33	0.25	0.04	0.017	0.014	0.011	0.008	0.0014					
2	12	10	8	6	1	1	0.83	0.67	0.5	0.08	0.033	0.028	0.022	0.017	0.0028					
3	18	15	12	9	1.5	1.5	1.25	1	0.75	0.12	0.05	0.042	0.033	0.025	0.0042					
4	24	20	16	12	2	2	1.67	1.33	1	0.17	0.067	0.055	0.044	0.033	0.0055					
5	30	25	20	15	2.5	2.5	2.08	1.67	1.25	0.21	0.083	0.069	0.055	0.042	0.0069					
6	36	30	24	18	3	3	2.50	2	1.5	0.25	0.100	0.083	0.067	0.050	0.0083					
7	42	35	28	21	3.5	3.5	2.92	2.33	1.75	0.29	0.117	0.097	0.078	0.058	0.0097					
8	48	40	32	24	4	4	3.33	2.67	2	0.33	0.133	0.111	0.089	0.067	0.011					
9	54	45	36	27	4.5	4.5	3.75	3	2.25	0.37	0.15	0.125	0.10	0.075	0.012					
10	60	50	40	30	5	5	4.17	3.33	2.5	0.41	0.17	0.139	0.11	0.083	0.013					
20	1 1	80	60	10	10	10	8.33	6.67	5	0.83	0.33	0.278	0.22	0.17	0.027					
30	1 80	1 50	1 20	90	15	15	12.50	10	7.5	1.25	0.50	0.416	0.33	0.25	0.041					
40	2 40	2	1 60	1 20	20	20	16.67	13.33	10	1.67	0.67	0.555	0.44	0.33	0.055					
50	3	2 50	2	1 50	25	25	20.83	16.67	12.5	2.08	0.83	0.694	0.55	0.42	0.069					
60	3 60	3	2 40	1 80	30	30	25	20	15	2.50	1	0.833	0.67	0.50	0.083					
70	4 20	3 50	2 80	2 10	35	35	29.17	23.33	17.5	2.91	1.17	0.972	0.78	0.58	0.097					
80	4 80	4	3 20	2 40	40	40	33.33	26.67	20	3.33	1.33	1.11	0.89	0.67	0.11					
90	5 40	4 50	3 60	2 70	45	45	37.5	30	22.5	3.75	1.50	1.25	1	0.75	0.12					
100	6	5	4	3	50	50	41.67	33.33	25	4.17	1.67	1.39	1.11	0.83	0.13					
200	12	10	8	6	1	1	83.33	66.67	50	8.33	3.33	2.78	2.22	1.67	0.27					
300	18	15	12	9	1 50	1 50	1 25	1	75	12.50	5	4.17	3.33	2.50	0.41					
400	24	20	16	12	2	2	1 66.67	1 33.33	1	16.67	6.67	5.55	4.44	3.33	0.55					
500	30	25	20	15	2 50	2 50	2 08.33	1 66.67	1 25	20.83	8.33	6.94	5.55	4.17	0.69					
600	36	30	24	18	3	3	2 50	2	1 50	25	10	8.33	6.67	5	0.83					
700	42	35	28	21	3 50	3 50	2 91.67	2 33.33	1 75	29.17	11.67	9.72	7.78	5.83	0.97					
800	48	40	32	24	4	4	3 33.33	2 66.67	2	33.33	13.33	11.11	8.89	6.67	1.11					
900	54	45	36	27	4 50	4 50	3 75	3	2 25	37.50	15	12.50	10	7.50	1.25					
1000	60	50	40	30	5	5	4 16.67	3 33.33	2 50	41.67	16.67	13.89	11.11	8.33	1.38					

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

<p>Belgien: 1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold 16 20 1 Frank in Silber à 100 Cent. 0 80</p> <p>Dänemark: 1 Zehn-Kronen-Stück in Gold 11 25 1 Krone in Silber à 100 Dre 1 08</p> <p>England: 1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold 20 43 1 Shilling in Silber à 12 Pence 1 —</p> <p>Frankreich: 1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold 16 20 1 Frank in Silber à 100 Cent. 0 80</p> <p>Griechenland: 1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold 16 20 1 Drachme in Silber à 100 Lepta 0 80</p> <p>Italien: 1 Zwanzig-Lira-Stück in Gold 16 20 1 Lira in Silber à 100 Cent. 0 80</p> <p>Niederlande: 1 Zehngulden-Stück in Gold 16 87 1 Gulden in Silber à 100 Cent. 1 70</p> <p>Nordamerika: 1 Eagle (10 Dollars) in Gold 42 — 1 Dollar in Gold oder Silber à 100 Cents 4 20</p> <p>Norwegen: 1 Zehn-Kronen-Stück 11 25 1 Krone in Silber à 100 Dre 1 08</p>	<p>Österreich: 1 Krone à 100 Heller 0 85</p> <p>Ungarn: 1 Zehn-Kronen-Stück in Gold à 4 Gulden 20 Kreuzer 8 50 1 Gulden in Silber à 100 Kreuzer 1 70</p> <p>Portugal: 1 Krone in Gold 45 35 1 Testao in Silber à 100 Reis 0 41</p> <p>Rumänien: 1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold 16 20 1 Lei in Silber 0 80</p> <p>Rußland: 1 Imperial = 10 Gold-Rubel 32 40 1 Rubel in Silber à 100 Kopelen 3 20</p> <p>Schweden: 1 Zehn-Kronen-Stück in Gold (Kroner) 11 25 1 Krone (Krona) in Silber à 100 Dre 1 08</p> <p>Schweiz: 1 Frank in Silber à 100 Rappen 0 80</p> <p>Serbien: 1 Dinar in Silber à 100 Cent. 0 80</p> <p>Spanien: 1 Zwanzig-Pesetas-Stück in Gold 16 20 1 Peseta 0 80</p> <p>Türkei: 1 türk. Piaster à 40 Para in Gold 18 64</p>
---	---

Maß und Gewicht.

Hektlo heißt hundert. Kilo heißt tausend. Centi heißt hundert. Milie heißt tausend. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Längenmaß.
Die Einheit bildet das Meter (m) oder der Stab. Der hundertste Teil des Meters heißt Centimeter (cm). Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm) oder der Strich. Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

über sich.
1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich).
1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm).
1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flächenmaß.
Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadrastab.

Hundert Quadratmeter bilden ein Ar (a). Hundert Ar bilden ein Hektar (ha). Hundert Hektar bilden einen Quadratkilometer (qkm).

über sich.
1 Ar (a) = 100 □ Meter (qm).
1 □ Meter (qm) = 10000 □ Centimeter (qcm).
1 □ Centimeter (qcm) = 100 □ Millimeter (qmm).
1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10000 □ Meter (qm).
1 □ Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10000 Ar (a) = 1000000 (qm).

3. Körper- oder Hohlmaß.
Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen. Fünfzig Liter sind ein Scheffel. Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Foh. Tausend Liter sind ein Kubikmeter (ebm).

über sich.
1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (ebcm).
1 Hektoliter (hl) (Foh) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.
Die Einheit ist das Gramm (g). Tausend Gramm bilden ein Kilogramm (kg) (= 2 Pfo.). Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund. Fünfzig Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Centner (Ctr.). Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

über sich.
1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g).
1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg).
1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

An die verehrten Leser des Jahrer Sinkenden Boten!

Wie begehrt die älteren Jahrgänge des „Jahrer Sinkenden Boten“ sind, das läßt sich leicht daraus ersehen, daß in den letzten Jahren von den auf dem Umschlag eines jeden Kalenders verzeichnet stehenden der eine oder andere Jahrgang gestrichen oder dessen Preis erhöht werden mußte, wenn die Vorräte zur Neige gingen.

Mancher Leser hat nun schon sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß er diese oder jene Erzählung, weil ihm vielleicht der betr. Jahrgang des Kalenders abhanden kam, nicht mehr bekommen kann. Wenn es nun bloß um die Erzählungen zu thun ist, dem kann vielfach geholfen werden. Bekanntlich ist im gleichen Verlage, in dem der „Jahrer Sinkende Bote“ erscheint, auch eine

„Volksbibliothek des Jahrer Sinkenden Boten“

erschienen, die im ganzen 325 Nummern umfaßt. Diese Sammlung enthält viele alte, hübsche Kalendergeschichten, darunter solche, von denen der betreffende Jahrgang des Kalenders, in dem diese s. Bt. enthalten waren, nicht mehr zu kaufen ist. Wer also eine bestimmte Erzählung sucht, mag in dem nachstehend abgedruckten Verzeichnis nachsehen.

Aber nicht nur „alte Kalendergeschichten“ enthält diese Volksbibliothek des Jahrer Sinkenden Boten; nein, es ist auch eine Menge sonstiger wertvoller, Geist und Gemüt bildender Erzählungen von hervorragenden Volkschriftstellern darin enthalten, die wirklich verdienen, in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes Verbreitung zu finden. Wie wenig sorgfältig aber die große Masse des Volkes beim Kauf von Litteraturzeugnissen zu Werke geht, das beweist am besten das Gedeihen und die immer weitere Verbreitung der Schundlitteratur. Einer Kritik aus berufener Feder entnehmen wir folgende Stelle:

Gewissenlos, oft auch nur unverständige Buchverleger bieten da den Leuten häufig eine Nahrung, die wie ein schleichendes, verzehrendes Gift wirkt. Schredliche, litterarisch gänzlich wertlose Nothgeschichten mit „spannenden“ Kapitelüberschriften werden da beispielsweise in Lieferungen kopiert, und der Unerfahrene kauft die Hefchen und zahlt seinen kleinen Obolus, bis er schließlich einen auf schlechtes Papier gedruckten Schundroman sein eigen nennt, für den er nach und nach ein Geld ausgegeben hat, wofür er sich ein ganzes Jahr lang eine gute Zeitschrift hätte halten können, für das er sich ein gediegenes Werk hätte anschaffen können.

Die Nichtigkeit dieser Worte wird jedermann schon erfahren haben. Der sog. „Kleine Mann“ abonniert lieber bei jedem beliebigen Kolporteur auf einen „Roman“, weil dies bequemer ist und er „nur 10 Pf.“ für das Heft zu zahlen braucht. Er bedenkt dabei nicht, daß er einmal für sein gutes Geld nur Schund erhält, und dann noch Gefahr läuft, daß der „Hausierer“, dem er seine „Ware“ abnimmt, und diesem womöglich auch noch einen gewissen Betrag im voraus bezahlt hat, eines schönen Tags verschwinden kann. Jeder Betrag, und seien es auch nur ein paar „Rehner“, ist dann weggeworfenes Geld.

Wie viele hübsche Erzählungen und ganze Bändchen solcher kann man sich da nicht für wenig Geld aus der Volksbibliothek des Jahrer Sinkenden Boten kaufen! Die Verlagsbuchhandlung hat sich neuerdings, um diese Sammlung noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, entschlossen, jede Nummer zu 2 Pf. abzugeben, so daß es jedem Bücherliebhaber, jedem Familienvater ein leichtes ist, für sich und seine Familie eine gesunde, anregende und gemütreiche Unterhaltungslektüre zu beschaffen.

Nachstehend folgen die Nummern und Titel der Erzählungen; die in () beigefügten Ziffern geben an, wie viele Nummern das betr. Bändchen enthält. So viel mal 2 Pf. kostet also dasselbe. Fortoberechnung siehe weiter unten.

Inhaltsverzeichnis.

Nr. 1-5 (5). Die Brüder. Preisergählung von A. Büchlin. Nr. 6 (1). Der Berischollene. Eine Geschichte von L. Anzengruber. Nr. 7-9 (3). Fürst und Kiermann. Von L. May. Nr. 10-13 (4). Das Schwedenfäßchen. Erzählung von M. Barad. Nr. 14 (1). Die Geschichte von der abgehauenen Hand. Von B. Hauff. Nr. 15-19 (5). Doktor und Apotheker. Erzählung von A. Büchlin. Nr. 20-22 (3). Treffs. Eine Geschichte von L. Anzengruber. Nr. 23 (1). Der zerbrochene Krug. Humoristische Novelle von S. Jischke. Nr. 24-28 (5). Diem perdidit. Eine wahre Geschichte von A. Büchlin. Nr. 29 (1). Das Wünschelwännchen. Märchen von Wises. Nr. 30-33 (4). Die Posten. Erzählung von A. Büchlin. Nr. 34-37 (4). Zu fromm. Eine Geschichte von L. Anzengruber. Nr. 38-42 (5). Der Meisfrisch und der Müllerhaus. Erzählung von Dr. Robert Hase. Nr. 43 (1). Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Eine Geschichte von L. Anzengruber. Nr. 44-48 (5). Das Konzert in Ribenthal. Von A. Büchlin. Nr. 49-53 (5). Der Wahnwörter Martin. Von A. Büchlin. Nr. 54-56 (3). Der Polke-Kollel. Von L. Anzengruber. Nr.	58-59 (2). Die Grettung Fatmes. Von B. Hauff. Nr. 60 (1). Der sizigige Geburistag. Von J. S. Wef. Nr. 61-64 (4). Das stählerne Herz oder Ein Tag aus dem Leben eines Lokomotivführers. Von A. Büchlin. Nr. 65 (1). Mitrache. Nordische Sage. — Das Mähz zu Weidelberg. — Das Gewitter. Von G. Schwab. Nr. 66-70 (5). Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarrvikars von Willshire. Novelle von S. Jischke. Nr. 71 (1). Der Kampf mit dem Drachen. — Die Bürgschaft. Von R. Schiller. Nr. 72-75 (4). Die drei Prinzen. Ein Märchen. — Das Wünschelwännchen. — Der Weibskromme zc. Von L. Anzengruber. Nr. 76-77 (2). Die Geschichte von dem kleinen Muf. Von B. Hauff. Nr. 78 (1). Der Kaiser und der Kat. — Renore. Zwei Gedichte von G. A. Bürger. Nr. 79-82 (4). Wie der liebe Gott heutigtage Wunder macht. Eine einfache Geschichte von A. Büchlin. Nr. 83-85 (3). Der Haxelbernd. Von R. Weisbrecht. Nr. 86 (1). Graf Eberhard der Kaufhebart. — Des Sängers Kluch. Von L. Wland. Nr. 87-92 (6). Das Kneuteuer in der Neujahrsnacht. Humorist. Novelle von S. Jischke. Nr. 93 (1). Der Gang nach dem Eisenhammer. — Der Tauger. Von	Nr. Schiller. Nr. 94-98 (5). Die Märchen des Steinkloppferhans. Von L. Anzengruber. Nr. 99-100 (2). Auf und nieder. Wskdengeschichte von G. Gerst. Nr. 101 (1). Der wilde Jäger. — Das Lied vom braven Mann. Von G. A. Bürger. Nr. 102-106 (5). Othello. Von B. Hauff. Nr. 107-112 (6). Der Kanjestrat. Von A. Büchlin. Nr. 113-114 (2). Numero Dreizehn. Erzählung von A. Büchlin. Nr. 115-121 (7). Jonathan Frost. Humorist. Novelle von S. Jischke. Nr. 122-125 (4). Der Täuferhof. Von E. Diethoff. Nr. 126-128 (3). Ein braver Mann. Von A. Büchlin. Nr. 129-135 (7). Das Bild des Kaisers. Von B. Hauff. Nr. 136-139 (4). Der König des Dorfes. Erzählung von E. Diethoff. Nr. 140-143 (4). Verurteilt. Von A. Büchlin. Nr. 144-146 (3). Das blaue Wunder. Von S. Jischke. Nr. 147-150 (4). Rot-Schwarz-Gold. Von E. Diethoff. Nr. 151-154 (4). Die Walsburgsnacht. Von S. Jischke. Nr. 155-156 (2). Das Märchen vom falschen Prinzen. Von B. Hauff. Nr. 157-162 (6). Hermann und Dorothea. Von J. B. Goethe. Nr. 163 (1). Kalif Starch. Von B. Hauff. Nr. 164 (1). Das Geipenstück. Von B. Hauff. Nr. 165-166 (2). Weßhalb Frh Gedrich nicht um-
---	---	---

schre. Von F. Blüthgen. Nr. 167-170 (4).
 Des Hinkenden Voten Standrede über die Erde. Von A. Bärlein. Nr. 171-172 (2).
 Der Vater. — Tapfer und treu bis ans Ende. Von A. Bärlein. Nr. 173-182 (10).
 Aus wilder Zeit. Von G. Seres. Nr. 183-189 (7).
 Der jehovah'sche Krug. Von G. v. Kleist. Nr. 190-194 (5).
 Der Winkels und der Bundesdoktor. — Auf der Alm giebt's ja Sünd. — Der letzte Schuß. Von R. K. Refegger. Nr. 195-199 (5).
 Hedwig, die Wandtibrant. Von Th. Körner. Nr. 200 (1).
 Ein amerikanisches Duell. Von A. Bärlein. Nr. 201-202 (2).
 Ein Karnevalssieger. Von G. Behrend. Nr. 203-204 (2).
 Der Kanonier in der Sonne. Von G. Behrend. Nr. 205-207 (3).
 Weinlegen. Von F. Blüthgen. Nr. 208-212 (5).
 Julius Cäsar. Von Schafstede. Übersetzt von Dr. A. v. d. Velde. Nr. 213-216 (4).
 Drei brave Männer aus dem Volke. Von A. Bärlein. Nr. 217-219 (3).
 Der Hundeleicht. — Kanak du Schweigen, Margarete! Von A. Bärlein. Nr. 220-223 (4).
 Eine Strichbewilligung. — Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Photographie. — Ein belohnter Krawattenmacher. — Der Hausdoktor. Von G. Seres. Nr. 224-226 (3).
 Scharfe Ledung. — Es hält halt einmal so. Von G. Seres. Nr. 227 (1).
 Deutscher Einnat und wissige Tüte. Von D. Höder. Nr. 228-233 (6).
 Der Walfischfänger. Von A. Jarnisch. Nr. 234-239 (6).
 Meister Martin der Räuber und seine Geiseln. Erzählung von G. T. H. Hoffmann. Nr. 240-245 (6).
 Prinz Friedrich von Hamburg. Von H. v. Kleist. Nr. 246-251 (6).
 Rakete Feldhimmel. Von A. v. Keyser. Nr. 252-256 (5).
 Toni. Ein Drama von Th. Körner. Nr. 257-261 (5).
 Die Strickfäden. Von R. v. Keyser. Nr. 262-269 (8).
 Der goldne Topf. Von G. T. H. Hoffmann. Nr. 270-276 (7).
 Aulo, der unglückliche Zuhängling. Von F. W. Rog. Nr. 277-286 (10).
 Das Liebhabertheater. Von G. F. v. d. Velde. Nr. 287-288 (2).
 Ein Sterben im Walde. Von R. K. Refegger. Nr. 289-293 (5).
 Die Osterfeier. Von Chr. v. Schmid. Nr. 294-298 (5).
 Der gehörnte Siegfried. Von G. Schwab. Nr. 299-300 (2).
 Der lange Hilarion. Von S. Willinger. Nr. 301-305 (5).
 Aehren und Blüten. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa. I. Bändchen. Nr. 303-310 (8).
 Daselbe. II. Bändchen. Nr. 311-315 (5).
 Daselbe. III. Bändchen. Nr. 316-320 (5).
 Daselbe. IV. Bändchen. Nr. 321-324 (4).
 Der erste Schritt zur Prosa. Von A. Bärlein. Nr. 325-332 (8).
 Robinson der Jüngere. Von F. S. Campe. Nr. 333-336 (4).
 Eine Nacht im Walde. Von K. A. Mayer. Nr. 337-339 (3).
 Wie der Amdinger Friedensrichter Recht sprach. — Eine Spitzgeschichte (in der Zeitersunde zu lesen). — Die Wamsejer Wolfsjagd. — Eine Geschichte, die nicht erlunden ist. Von W. Meyer-Martin. Nr. 340-344 (5).
 Die Wäcker der Granita der drei Schwärzer. Ein Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 345-348 (4).
 Nihilide. Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 349-358 (10).
 Rosa von Tannenburg. Von Chr. v. Schmid. Nr. 359-364 (6).
 Der Weihnachtsabend. Von Chr. v. Schmid. Nr. 365-369 (5).
 Heinrich von Eisenfels. Novelle von Schulte vom Brühl. Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums: Nr. 371-377 (7).
 Die Erziehung des Menschen. Nr. 378-379 (2).
 Melager und die Gberjagd. — Alobe. — Orpheus und Eurypidee. Nr. 380-385 (6).
 Die Argonauten. Nr. 386-390 (5).
 Perikles. Nr. 391-395 (5).
 Teiens und Oedipus. Nr. 396-400 (5).
 Die Nachkommen des Oedipus und Perikles. Nr. 401-402 (2).
 Wie Baron Hederjakt gekorben ist. Von D.

Baumenthal. Nr. 403-405 (3).
 Etwas über Ertrinken, Erzeieren und Dängen. Von A. Bärlein. Nr. 406-407 (2).
 Der Revolutionär oder Koch ein Geheimmittel. Eine Standrede von A. Bärlein. Nr. 408-413 (6).
 Peter Schlemihls wunderbare Geschichte. Von A. v. Chamisso. Nr. 414-416 (3).
 Der Amelbann. — Kur klassisch. Von G. Seres. Nr. 417-421 (5).
 Die Geiseln. — Die Lanze des Berliebten. Von J. W. Goethe. Nr. 422-426 (5).
 Feier und Schwert. Von Th. Körner. Nr. 427-428 (2).
 Der alte Postillon. Von L. Marr. Nr. 429-432 (4).
 Rolands Knappen. Von A. Rufäus. Nr. 433-434 (2).
 Das verlorene Kind. Von Chr. v. Schmid. Nr. 435-438 (4).
 Das Täubchen. Von Chr. v. Schmid. Nr. 439-443 (5).
 Das Vämmdchen. Von Chr. v. Schmid. Nr. 444-450 (7).
 Hans Wohlgemuth, der Spielmann. Ein Märchen von Schulte vom Brühl. Nr. 451-455 (5).
 Die schöne Magelone. Von G. Schwab. Nr. 456-460 (5).
 Der arme Heinrich. Von G. Schwab. Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums: Nr. 461-465 (5).
 Die Entführung der Helena. — Der Zug nach Troja. — Der Zorn des Achilles. Nr. 466-473 (8).
 Der Troja. — Die Großthaten des Ajax und Hector. — Der Kampf bei den Schiffen. Nr. 474-480 (7).
 Großthaten und Heldentod des Hector und Achilles. Nr. 481-486 (6).
 Trojas Untergang. Nr. 487-489 (3).
 Der verfolgte Dieb. Eine Kriminalgeschichte von J. D. F. Lemme. Nr. 490-491 (2).
 Schwerfällig. Von K. Weibrecht. Nr. 492-500 (9).
 Der tote Gast. Humorist. Rebelle von H. Scholke. Nr. 501 (1).
 Der Handbat. Von G. Altenhoven. — Zur Nachachtung. Von A. Bärlein. Nr. 502-503 (2).
 Bessie deim Hans. Nr. 504-505 (2).
 Die Familie Meyer. Nr. 506-507 (2).
 Des armen Steffer-Bartes Schillerfeier. Von A. Bärlein. Nr. 508 (1).
 Baron von Ridel. Von A. Bärlein. Nr. 509-510 (2).
 Peter Pott, der Schmied. Von A. Bärlein. Nr. 511-518 (8).
 Legenden vom Hühnerst. Von A. Rufäus. Nr. 519-523 (5).
 Kluska. Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 524-528 (5).
 Prinzessen Tausendshön. Ein buntes Märchen von Schulte vom Brühl. Nr. 529-540 (12).
 Die Priesterin der Holde. Ein episches Gedicht in 12 Gesängen von Schulte vom Brühl. Nr. 541-548 (8).
 Die Rige vom Waldseise. Ein Märchen von Schulte vom Brühl. Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums: Nr. 549-553 (5).
 Nymmen's Tod. — Die Wache des Orest. Nr. 554-559 (6).
 Telemach. — Die Heimkehr des Odysseus. Nr. 560-564 (5).
 Odysseus und die Kreier. Nr. 565-567 (3).
 Die Wache an den Freiern. — Odysseus und Penelope. — Durch Kampf zum Sieg. Nr. 568-571 (4).
 Die Zerstörung des Aeneas nach Vatium. Nr. 572-577 (6).
 Der Kampf um Vatium. Nr. 578-581 (4).
 Heirat. — Eine Gerichtsscene aus Kallifornien. — Der arme Gams mit. — Eine Schiffsmunterei. — Spiele für das Volk. Nr. 582-585 (4).
 Eine augenblickliche Aufwallung. — Das abgehornte Haus. — Eine modern erregene Handwerkerstadt. — Eine Geiseln Geschichte. — Das wohlbezahlte Geiseln. Fünf Erzählungen für das Volk. Nr. 586-589 (4).
 Hochzeitsgebräuche fremder Völker. Schilderungen gesammelt von W. Berther. — Aus Amerika. Drei Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. (Ein romantisches Räuberabenteuer. Mit vier „Ah“ das Spiel verloren. Der Pölar). Nr. 590-593 (4).
 Was dem Leben gekroter Häupter. Anekdoten, gesammelt von Werner Berther, I. und II. Nr. 594-597 (4).
 Eine geheimnisvolle Hinrichtung. Eine wahre, nie aufgeklärte Begebenheit. — Rettung im letzten Augenblick. —

Zu der Gewalt der Nihilisten. Aus dem Leben eines wissigen Gerichtsbeamten. — Die Stiefkinder. Vier Erzählungen. Nr. 598-600 (3).
 An Bord eines Sklavenschiffes. — Mein Probestück. Eine Geschichte aus Australien. — Ist gegen Ist. — Eine Expedition in Afrika. Nach dem Erlernen eines Fremdenlegions. Vier Erzählungen. Nr. 601-605 (5).
 Siclandia. Von G. Schwab. Nr. 606-609 (4).
 Die Nymphe des Brunnens. Ein Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 610-614 (5).
 Der Lumpensammler. — Im Bahnhofs-Häuschen. — Der Karrenschleher. — Kaffor und Polluz. — Zagabunden. Von S. Willinger. Nr. 615-619 (5).
 Genoveva. Von G. Schwab. Nr. 620-626 (7).
 Stumme Liebe. Ein Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 627-631 (5).
 Das heilige Bründl. — Englische Kameraden. — Ein heiliger Abend. — Der Götze. Von S. Willinger. Nr. 632-637 (6).
 Das Schloss in der Pöhle Ka Ra. Von G. Schwab. Nr. 638-640 (3).
 Liebestreu. Volksmärchen von A. Rufäus. Nr. 641-645 (5).
 Der Geiseltreuer. — Ein verunglückter Tag. — Ven. Von S. Willinger. Nr. 646-650 (5).
 Griefelds. Von S. Willinger. Nr. 651-660 (10).
 Im Pfalzgrafenstößel. Eine Studenten- und Soldatengeschichte aus dem alten Heidelberg. Von Fr. W. Weber. Nr. 661-665 (5).
 Robert der Teufel. Von G. Schwab. Nr. 666-673 (8).
 Maria regina. Eine Erzählung aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. Von Schulte vom Brühl. Nr. 674-678 (5).
 Die Schillbürger. Von G. Schwab. Nr. 679-683 (5).
 Das Bierlein. — Die Hofsammler. — Das geistige Raxl. Von S. Willinger. — Tante Irene. Von A. Schuller. Nr. 684-693 (10).
 Die vier Feindkinder. Von G. Schwab. Nr. 694-698 (5).
 Die Karren-Rose. — Die Geringsten. — Ein Hausgenosse. Von S. Willinger. Nr. 699-700 (2).
 Der Hesthauptmann. Aufspiel in einem Aufzuge von G. Köhler. Nr. 701-703 (3).
 Neues Rob und Fischhändler. Herausgegeben von Dr. K. Bernbard in Gottha. I. Teil. Wohnungstod und Hülfe. Bearbeitet von Dr. K. Bernbard. Nr. 704-706 (3).
 Daselbe. II. Teil. Schmale Koff. Bearbeitet von W. Sammers. Nr. 707-708 (2).
 Daselbe. III. Teil. Das Schnäppchen. Bearbeitet von A. Sammers. Nr. 709-711 (3).
 Daselbe. IV. Teil. Das Hausbun. Bearbeitet von K. König. Nr. 712-715 (4).
 Daselbe. V. Teil. Kinderlegen und Kinderjorgen. Bearbeitet von Chr. Fr. L. und Dr. K. Bernbard. Nr. 716-719 (4).
 Daselbe. VI. Teil. Fabrikarbeit. Bearbeitet von A. Fock. Nr. 720-723 (4).
 Daselbe. VII. Teil. Der Spargjennig. Bearbeitet von F. Thowart. Nr. 724-726 (3).
 Daselbe. VIII. Teil. Wohlthaten. Bearbeitet von Dr. K. Bernbard. Nr. 727-729 (3).
 Daselbe. IX. Teil. Der Feiertag. Bearbeitet von W. Sammers. Nr. 730-731 (2).
 Daselbe. X. Teil. Nach uns? Bearbeitet von Florer G. Müller. Nr. 732-736 (5).
 Hebel's ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. I. Teil. Nr. 737-741 (5).
 Daselbe. II. Teil. Nr. 742-746 (5).
 Daselbe. III. Teil. Nr. 747-752 (6).
 Zur Schläke verdrant. Von G. Seres. Nr. 753-757 (5).
 Der geraubte Schleier. Von A. Rufäus. Nr. 758-759 (2).
 Die Entführung. Von A. Rufäus. Nr. 760-765 (7).
 Melchals. Von A. Rufäus. Nr. 767-770 (4).
 Ulrich in dem Hübel. Von A. Rufäus. Nr. 771-775 (5).
 Der Schahgrön. Von A. Rufäus. Nr. 776-785 (10).
 Kaiser Oktavianus. Von G. Schwab. Nr. 786-795 (10).
 Die schöne Melissina. Von G. Schwab. Nr. 796-800 (5).
 Perjog Ernst. Von G. Schwab. Nr. 801-810 (10).
 Doktor Faustus. Von G. Schwab. Nr. 811-822 (12).
 Fortunat und seine Söhne. Von G. Schwab. Nr. 823-825 (3).
 Damon Amor. Volksmärchen von A. Rufäus.

Der Versand erfolgt nur gegen Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder gegen Einzahlung, wodurch zugleich die Nachnahmefeesen erspart bleiben. An Porto ist beizufügen: für einzelne Nummern 3—5 $\frac{1}{2}$, für 10 $\frac{1}{2}$ sind ungefähr 25—30 Nummern, für 20 $\frac{1}{2}$ ungefähr 50—60 Nummern, für 30 $\frac{1}{2}$ 100—120 Nummern zu beziehen.

Wir bitten von diesem vorteilhaften Angebot fleißig Gebrauch zu machen.

Die Verlagshandlung.



Portotarif.

I. Für den Ortsverkehr.

Briefe frankiert 5 \mathcal{J} , unfrankiert 10 \mathcal{J} ; Postkarten frankiert 2 \mathcal{J} , unfrankiert 4 \mathcal{J} .
 Drucksachen im Gewichte bis 50 g 2 \mathcal{J} , über 50—100 g 3 \mathcal{J} , über 100—250 g 5 \mathcal{J} , über 250—500 g 10 \mathcal{J} , über 500—1000 g 15 \mathcal{J} .
 Geschäftspapiere im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250—500 g 10 \mathcal{J} , über 500—1000 g 15 \mathcal{J} .
 Warenproben im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250—350 g 10 \mathcal{J} .
 Zusammengepackte Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250—500 g 10 \mathcal{J} , über 500—1000 g 15 \mathcal{J} .
 Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben sowie die daraus zusammengepackten Sendungen müssen frankiert sein.

II. Für Deutschland und Österreich-Ungarn.

Briefe, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere.

Briefe im Gewichte bis 20 g frankiert 10 \mathcal{J} , unfrankiert 20 \mathcal{J} , von 20—250 g frankiert 20 \mathcal{J} , unfrankiert 30 \mathcal{J} .
 Postkarten 5 \mathcal{J} , mit bezahlter Antwort 10 \mathcal{J} ; Kartenbriefe 10 \mathcal{J} ; Bühnengeld 3 \mathcal{J} .
 Drucksachen im Gewichte bis 50 g 3 \mathcal{J} , über 50—100 g 5 \mathcal{J} , über 100—250 g 10 \mathcal{J} , über 250—500 g 20 \mathcal{J} , über 500—1000 g 30 \mathcal{J} .
 Maßgrenze: an keiner Seite über 15 cm Drucksachen in Rollenform dürfen 75 cm in der Länge und 10 cm im Durchmesser nicht überschreiten.

Drucksachen, welche nicht mindestens teilweise frankiert sind, werden nicht befördert.
 Warenproben im Gewichte bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250—350 g 20 \mathcal{J} .
 Maßgrenze: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe; in Rollenform 30 cm Länge, 15 cm Durchmesser.
 Geschäftspapiere. Als solche sind anzusehen: Alle Schriftstücke und Urkunden, auch aber teilweise mit der Hand geschrieben oder geschrieben, welche nicht die Eigenschaft einer eigentlichen und persönlichen Korrespondenz haben, wie Prospekt, Rechnungen, Lustrationen, Versicherungspapiere etc. Die Geschäftspapiere unterliegen, nach Form und äußere Beschaffenheit betrifft, den für Drucksachen geltenden Vorschriften u. Die Aufschrift muß die Bezeichnung „Geschäftspapier“ tragen. Die Gebühr beträgt bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250—500 g 20 \mathcal{J} , über 500—1000 g 30 \mathcal{J} , über 1000—2000 g (nach deutschen Schutzgebieten) 60 \mathcal{J} . Geschäftspapiere müssen mindestens teilweise frankiert sein. Nach Österreich-Ungarn sind Geschäftspapiere noch nicht zugelassen.
 Einschreibgebühr 20 \mathcal{J} , Rückfrachtgebühr 20 \mathcal{J} .
 Das Filbottelgeld für jede Sendung beträgt: nach Postorten (auch in Österreich-Ungarn, Bosnien und Herzegowina) 25 \mathcal{J} , nach Orten ohne Postamt bei Vorausbezahlung 60 \mathcal{J} .
 Einschreibsendungen unterliegen, ausgenommen im inneren Verkehre Deutschlands und im Verkehre mit Österreich-Ungarn, einschl. Bosnien und Herzegowina, dem Franchirungszwang.

Wertbriefe. (Wertangabe unbeschränkt.)

Bis 10 geogr. Meilen 20 \mathcal{J} , über 10 Meilen 40 \mathcal{J} ohne Unterschied d. Gew.
 Versicherungsgebühr: 5 \mathcal{J} für je 300 \mathcal{M} oder einen Teil von 300 \mathcal{M} mindestens 10 \mathcal{J} .
 Das Meißgewicht für Wertkästen beträgt 1 kg.
 Gelbrieft sind zulässig in Deutschland, nach Belgien, Chile, Dänemark, Großbritannien, Italien, Luxemburg, Niederlande, Österreich-Ungarn, Portugal, Schweden, der Schweiz und Tripolis. Dergleichen Briefe müssen den Vermerk „Durch Filboten“ (à remettre par exprès) tragen, event.: „Vote bezahlt“, event.: „nicht nachis stellen“.

Postanweisungen. (Meißbetrag 800 \mathcal{M} .)

Porto bis 5 \mathcal{M}	10 \mathcal{J}	über 200—400 \mathcal{M}	40 \mathcal{J}
über 5—100 \mathcal{M}	20 "	400—600 \mathcal{M}	50 "
" 100—200 \mathcal{M}	30 "	600—800 \mathcal{M}	60 "

(Für Österreich-Ungarn 10 \mathcal{J} für je 20 \mathcal{M} , mindestens 20 \mathcal{J} .)

Palettare.

1. bis zum Gewichte von 5 kg: bis 10 geogr. Meilen 25 \mathcal{J} , auf weitere Entfernungen 50 \mathcal{J} .	
2. für jedes weitere kg bis 10 Meilen I. Zone	mehr 5 \mathcal{J}
über 10—20 Meilen	II. " " " " " 10 "
" 20—50 Meilen	III. " " " " " 20 "
" 50—100 Meilen	IV. " " " " " 30 "
" 100—150 Meilen	V. " " " " " 40 "
" 150 Meilen	VI. " " " " " 50 "

Wertpapiere: Porto wie für Pakete ohne Wert. Versicherungsgebühr wie für Wertbriefe.
 Dringende Pakete müssen frankiert sein. Besondere Gebühr, außer Porto und etwaigem Filbottelgeh., 1 \mathcal{M} . Die Adresse muß den Vermerk tragen: „Dringend“.

Postaufträge.

Meißbetrag eines Postauftrages im deutschen Reichspostgebiete 800 \mathcal{M} . Porto 30 \mathcal{J} .
 Für Österreich-Ungarn Meißbetrag 1000 \mathcal{K} oder d. B. Porto bis 15 g 10 \mathcal{J} , über 15—250 g 20 \mathcal{J} , feste Gebühr 20 \mathcal{J} . Bei Aufträgen

Lahrer Dinkender Vote für 1902.

nach Ungarn sind die Namen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. In Deutschland können mit Postauftrag Wechsel zum Accept gefickt werden. Porto 0 \mathcal{J} . Das Porto für eingeschriebene Rücksendung des acceptierten Wechsels wird bei Abfertigung erhoben.

Postnachnahmen

sind bis zu 800 \mathcal{M} bei Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Paketen zulässig. Es kommt zur Erhebung: 1) das übliche Porto; 2) eine Vorzeigegeld von 10 \mathcal{J} ; 3) die Gebühr für Übermittlung des Betrags wie bei Postanweisungen.

Postgeld.

Postanweisungen 5 \mathcal{J} , Kartenbriefe bis 1500 \mathcal{M} 5 \mathcal{J} , bis 3000 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , Pakete 5—20 \mathcal{J} ; im Landbestellgebiet: Kartenbriefe und Pakete bis 400 \mathcal{M} und 2½ kg Gewicht sowie Postanweisungen 10 \mathcal{J} ; Pakete über 2½—5 kg 20 \mathcal{J} . Postgeld kann vom Absender mit Briefmarken bezahlt werden, dann ist zu bemerken: „freiein schließlich Postgeld“. Filbottelgebühren 60—80 \mathcal{J} .

Soldatenbriefe.

An Militärpersonen (vom Feldwebel abwärts) gerichtete Postsendungen, welche außer der Adresse den Vermerk tragen: „Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfängers“, genießen folgende Vergünstigungen:

1. Postkarten und gewöhnliche Briefe bis 60 g sind portofrei;
2. Postanweisungen bis 15 \mathcal{M} kosten 10 \mathcal{J} ;
3. Pakete ohne Wertangabe bis 3 kg kosten 20 \mathcal{J} .

Postsendungen an Schiffbesatzungen deutscher Kriegsschiffe im Auslande sind zu adressieren: „durch Vermittlung des Hauptpostamtes in Berlin.“ An Offiziere kosten Briefe bis 60 g 20 \mathcal{J} . Postanweisungen wie im Inlande, an Mannschaften Briefe bis 60 g 10 \mathcal{J} ; Postanweisungen bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , darüber wie im Inlande.

III. Für den Weltpostverein.

Porto für Briefe frankiert 20 \mathcal{J} , unfrank. 40 \mathcal{J} für je 15 g (ohne Meißgewicht); Postkarten 10 \mathcal{J} , mit Antwort 20 \mathcal{J} ; Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben 5 \mathcal{J} für je 50 g, mindestens jedoch für Drucksachen und Geschäftspapiere 2 kg, der Warenproben 350 g. Einschreibgebühr 20 \mathcal{J} , Rückfrachtgebühr 20 \mathcal{J} .

Gegenüber Belgien, Dänemark, Niederlande und der Schweiz bestehen Grenzgebiete (30 km) mit ermäßigter Tare für Briefe, und zwar frankiert 10 \mathcal{J} , unfrankiert 20 \mathcal{J} für je 15 g.

Filbottelgebühren sind zulässig: nach Argentinien (nur nach Buenos Aires, Rosario und La Plata), nach Belgien, Brit. Guyana, Brit. Westindien, Chile, Dänemark (mit Ausschluß von Island und Färöer), Großbritannien, Italien, Japan, Liberia (nur nach Monrovia, Buchanan, Gebina, Greenville und Harper), Luxemburg, Montenegro, Niederlande, Paraguay (nur Asuncion), Portugal, Salvador, Schweden, der Schweiz, Serbien, Siam und Sierra Leone. Filbottelgeld für jede Sendung 25 \mathcal{J} im voraus zu zahlen.

Postanweisungen. Meißbetrag ca. 800 \mathcal{M} . Nach Dänemark, Konstantinopel, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo, Deutsch-Neu-Guinea Porto für je 20 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , mindestens 20 \mathcal{J} , im übrigen Weltpostverein für je 20 \mathcal{M} 20 \mathcal{J} .

Gebührentarif für Telegramme.

Die Länge eines Wortes in offener Sprache ist auf 15 Buchstaben oder auf 5 Ziffern festgesetzt. Als Mindestbetrag für ein gewöhnliches Telegramm werden erhoben: im Verkehre mit Großbritannien und Irland 80 \mathcal{J} , im übrigen Verkehre 50 \mathcal{J} . Für Stadttelegramme beträgt die Portotaxe 3 \mathcal{J} , die Mindestgebühr 30 \mathcal{J} . Unterabteilungen, Bindestriche und Apostrophe werden nicht gezählt; Punkte, Kommas, Anführerstriche und Bruchstriche, zur Bildung von Zahlen benutzt, gelten als je 1 Ziffer.

Abfertigungen für besondere Telegramme: (D) Dringend. Solche Telegramme kosten die dreifache Gebühr und werden vor allen andern Telegrammen expediert. (RP) Antwort bezahlt. (RPD) Dringende Antwort bezahlt. (TC) Vergeltung. (PC) Telegraphische Empfangsanzeige. (PCP) Briefliche Empfangsanzeige mittels Post. (PS) Nachzulehnen. (RO) Offen zu bestellen. (MP) Eigenhändig zu bestellen. (XP) Filbote bezahlt. (RXP) Antwort und Vote bezahlt. (XPP) (RXP) Filbottelgeh. für Ursprungstelegramm und für Antwort bezahlt. Die Zeichen (D), (RP), (TC) u. f. w. zählen als je 1 Wort und sind vor der Aufschrift in Klammern niederzuschreiben.

Die Zulässigkeit der dringenden Telegramme ist durch den Vermerk (D) hinter den Ländernamen angedeutet. Wird eine andere Wortzahl verlangt, so ist sie im Vermerk anzugeben, z. B. (RP 16 Wörtern). Die Vorausbezahlung darf die Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms von 30 Wörtern für denselben Weg nicht überschreiten.

Europäischer Vorschriftenbereich. Die Vorgegebühr beträgt in Deutschland (D) 5 \mathcal{J} , nach Afrika (Westküste) (D) 70 \mathcal{J} bis 10 \mathcal{M} 65 \mathcal{J} , Argentinien (Emsis) (D) 20 \mathcal{J} , Aseren (D) 70 \mathcal{J} , Belgien (D) 10 \mathcal{J} , Bosnien-Herzegowina (D) 20 \mathcal{J} , Bulgarien u. Ost-Rumelien (D) 20 \mathcal{J} , Dänemark (D) 10 \mathcal{J} , Frankreich (D) 12 \mathcal{J} , Gibraltar (D) 25 \mathcal{J} , Griechenland (D) 30 \mathcal{J} , Großbritannien und Irland 15 \mathcal{J} , Italien (D) 15 \mathcal{J} , Luxemburg (D) 5 \mathcal{J} , Malta 40 \mathcal{J} , Marokko (Tanger) (D) 40 \mathcal{J} , Montenegro 20 \mathcal{J} , Niederlande (D) 10 \mathcal{J} , Norwegen (D) 15 \mathcal{J} , Österreich-Ungarn (D) 5 \mathcal{J} , Portugal (D) 20 \mathcal{J} , Rumänien (D) 15 \mathcal{J} , Rußland, europäisches und kaukasches (D) 20 \mathcal{J} , Schweden (D) 15 \mathcal{J} , Schweiz 10 \mathcal{J} , Serbien (D) 20 \mathcal{J} , Spanien (D) 20 \mathcal{J} , Tripolis (D) 65 \mathcal{J} , Türkei (D) 45 \mathcal{J} .



Genealogie.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Gisel-Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1885; 5. Pr. Daria, geb. 27. Juli 1888; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1890; 7. Pr. Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Erbprinzeßin v. S. Meiningen. 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Pr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866. Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Stanislaus, geb. 27. Nov. 1896; c) Pr. Heinrich, geb. 9. Jan. 1900. 3) Pr. Viktoria, Gemahlin des Pr. Adolph zu Schaumburg-Lippe, geb. 12. April 1866. 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, geb. 22. April 1872. 6) Pr. Margarete, Kaiserin u. Königin Friedrich Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Witwe, des am 15. Juni 1888 † Kaisers Friedrich. Vaterschwester d. Kaisers: Luise, Großf. von Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 † Pr. Karl (Großherzogs v. Kasselers): a) der am 15. Juni 1885 † Pr. Friedrich Karl. Kinder: 1) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juli 1860, verm. 13. März 1879 mit Pr. Arthur, Herz. von Connaught. 2) Pr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schw. d. Kaiserin. b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829. c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, Witw. seit 14. Okt. 1884 von Lanogr. Friedrich von Hessen. Kinder des am 14. Okt. 1872 † Pr. Albrecht (Großherzogs v. Kasselers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Reg. des Herzogt. Braunschweig, Witwer seit 8. Okt. 1898 von Pr. Marie von S. Altenb. 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, Witwe seit 28. Juli 1879 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Baden. Großherzog Friedrich Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Großf. Leopold, 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Großf. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, Vaterschwester des Kaisers Wilhelm II. Kinder: a) Großf. Friedrich, geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Erbprinzessin. Hilke, geb. 5. Nov. 1864, † des Großherzogs Adolf von Luxemburg. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden. Geschwister: a) Herzogin Alexandrine, Witwe seit 22. Aug. 1893 v. Herzog Ernst II. v. S. Koburg-Gotha. b) die Witwe v. am 27. April 1897 † Pr. Wilhelm, Maria von Leuchtenberg, geb. 16. 4. Okt. 1841, † kinder: 1) Erbprinzessin Marie v. Anhalt. 2) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1900 mit Pr. Marie Luise, † des Herzogs von Cumberland, geb. 11. Okt. 1874. c) Pr. Karl, geb. 9. März 1832, verm. 17. Mai 1871 mit Kofale, Gräfin v. Rhena, geb. 10. Juni 1845.

Anhalt. Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S. Altenb., geb. 17. April 1838. Erbprinz Friedrich, geb. 19. Aug. 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbpr. Marie, geb. 26. Juli 1865, † des † Pr. Wilhelm v. Baden.

Bayern. König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regentschaft seines Oheims Prinzen Luitpold, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Throner: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Pr. Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, † des † Erbpr. Ferdinand v. Österreich-Este.

Belgien. König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. seit 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, † des † Erbpr. Joseph von Österreich.

Braunschweig. Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.

Bulgarien. Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, Witwer seit 31. Jan. 1899 von Pr. Marie Luise von Parma. Erbprinz Boris, geb. 30. Jan. 1894.

Dänemark. König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. seit 15. Nov. 1863. Witwer seit 29. Sept. 1894. Kronpr. Friedrich, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Republik. Präf.: Emil Loubet, geb. 31. Dez. 1838 erwählt 18. Febr. 1899.

Griechenland. König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, † des † Großfürsten Konstantin v. Rußland. Kronprinz Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1889 mit Kronpr. Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester d. Kaisers Wilhelm II.

Großbritannien u. Irland. König Eduard VII., Kaiser von Indien, geb. 9. Nov. 1841, reg. seit 22. Jan. 1901, verm. 10. März 1863 m. Königin Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, † des Königs Christian IX. von Dänemark. Kronpr. Georg, Herzog von York, geb. 3. Juni 1865, verm. 6. Juli 1893 m. Pr. Mary, Fürstin von Teck, geb. 26. Mai 1867.

Hessen. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, reg. seit 13. März 1892, verm. 19. April 1894 mit Großherzogin Viktoria, geb. 25. Nov. 1876, † des † Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha. Geschwister: a) Pr. Viktoria, Gem. des Pr. Ludwig v. Battenberg. b) Pr. Elisabeth Gem. des Großf. Sergius v. Rußland. c) Pr. Irene, Gem. des Pr. Heinrich von Preußen. d) Pr. Alir (Alexandra), Kaiserin von Rußland.

Italien. König Viktor Emanuel III., geb. 11. Nov. 1869, reg. seit 29. Juni 1900, verm. 24. Oktober 1896 mit Königin Helene, Tochter des Fürsten Nikolaus I. von Montenegro, geb. 8. Jan. 1873. Tochter: Pr. Iolanda, geb. 1. Juni 1901.

Niederschlesien. Fürst Johann III., geb. 5. Okt. 1810, reg. seit 12. Nov. 1858. Witwe: Fürst Alexander, geb. 16. Jan. 1831, reg. f. 20. März 1895 unter Regentschaft des Grafen Ernst zu Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842.

Luxemburg (Haus Nassau). Großf. Adolf, geb. 24. Juli 1817, reg. seit 23. Nov. 1890, verm. 23. April 1851 mit Großf. Adelheid, geb. 25.

Dez. 1833, † des † Pr. Friedrich August von Anhalt. Erbprinz Wilhelm, geb. 22. April 1852.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 10. April 1897.

B. Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. seit 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Großherzogin Augusta, geb. 19. Juli 1822, † des † Herzogs Adolf v. Cambridge. Erbprinz Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.

Montenegro. Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1860, verm. 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr. Danilo, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmina, geb. 31. Aug. 1880, reg. seit 23. Nov. 1890, verm. 7. Febr. 1901 mit Herzog Heinrich von Mecklenburg. Prinz der Niederlande, geb. 19. April 1876.

Oldenburg. Großf. August, geb. 16. Nov. 1852, regiert seit 13. Juni 1900, verm. 24. Okt. 1893 mit Großf. Elisabeth, geb. 10. Aug. 1849, † des † Großf. Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Erbprinz Georg Nikolaus, geb. 10. August 1897.

Österreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, reg. seit 2. Dez. 1848, Witwer seit 10. Sept. 1898 von Kaiserin Elisabeth, † des † Herzogs Maximilian in Bayern. Thronfolger: Erbprinz Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, geb. 18. Dez. 1863.

Papst Leo XIII. geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.

Portugal. König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1889, verm. am 22. Mai 1886 mit Königin Amalia, geb. 28. Sept. 1865, † des Grafen v. Paris. Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

Preußen. A. Ältere Linie (Königreich). Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, reg. seit 8. Nov. 1859, Witwer seit 28. Sept. 1891 von Fürstin Ida, † des † Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

B. Jüngere Linie (Königreich). Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. seit 11. Juli 1867. Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.

Rumänien. König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 29. April 1839, erwählt am 29. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Wied, geb. 29. Dez. 1843. Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865, verm. 10. Jan. 1893 mit Kronpr. Maria, geb. 29. Okt. 1875, † des † Herzogs Alfred v. Sachsen-Coburg-Gotha.

England. Kaiser Nikolaus II., geb. 18. 6. Mai 1868, reg. seit 1. Nov. 20. Okt. 1894, verm. 26. 14. Nov. 1894 mit Kaiserin Alexandra (Alice), geb. 6. Juni 24. Mai 1872. Schw. des Großf. v. Hessen (Ludwig); 1) Pr. Olga, geb. 15. 3. Nov. 1895. 2) Pr. Tatjana, geb. 10. Juni 29. Mai 1897. 3) Pr. Maria, geb. 26. 14. Juni 1899. 4) Pr. Anastasia, geb. 18. 5. Juni 1901.

Sachsen. A. Ernestinische Linie. S. Weimars-Gera. Großf. Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, reg. seit 5. Jan. 1901.

S. Meiningen u. Hildburghausen. Herz. Georg II., geb. 2. Nov. 1826, reg. f. 20. Sept. 1866. Erbpr. Bernhard, geb. 1. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 m. Erbpr. Charlotte, geb. 24. Juli 1869. Schw. v. Kaisers Wilhelm II.

S. Altenburg. Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. f. 3. Aug. 1853, Witw. f. 23. Okt. 1897 von Vera. Annes. Schw. des Herz. Friedrich v. Anhalt.

S. Koburg-Gotha. Herzog Karl Eduard, geb. 19. Juli 894, folgt seinem am 30. Juli 1901 † Oheim Herzog Alfred unter der Regentschaft des Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Albert, geb. 23. April 1828, reg. seit 29. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. Aug. 1833, † des † Pr. Gustav von Bado. Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1832, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal.

Schaumburg-Lippe. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, reg. seit 8. Mai 1893, verm. 16. April 1882 mit Fürstin Maria Anna, geb. 14. März 1864, † des † Pr. Moriz v. Sachsen-Altenburg. Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 19. Jan. 1899, verm. am 9. Dez. 1891 mit Fürstin Anna Luise, geb. 19. Febr. 1871, † des † Pr. Georg von Schwarzburg-Baldenburg.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1880, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, † des † Pr. Eduard zu Sachsen-Altenburg.

Schweden und Norwegen. König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, Schw. v. Großf. Adolf v. Luxemburg. Kronpr. Gustav, geb. 16. Juni 1868, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, † des reg. Großf. von Baden. Söhne: 1. Pr. Gustav Adolf, geb. 11. Nov. 1882. 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1894. 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889.

Schweiz. Republik. Präf.: Ernst Brenner, geb. 9. Dez. 1857, erwählt 13. Dez. 1900.

Serbien. König Alexander I., geb. 14. 2. Aug. 1876, folgt seinem Vater Milan I. infolge dessen Abdangung v. 6. März 22. Febr. 1889, verm. 5. Aug. 23. Juli 1900 mit Draga Majshin, geb. 23. 11. Sept. 1867.

Spanien. König Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886. Regentin: Königin-Witwe Maria Christina, geb. 21. Juli 1858, † des † Großherzogs Karl Ferdinand von Österreich.

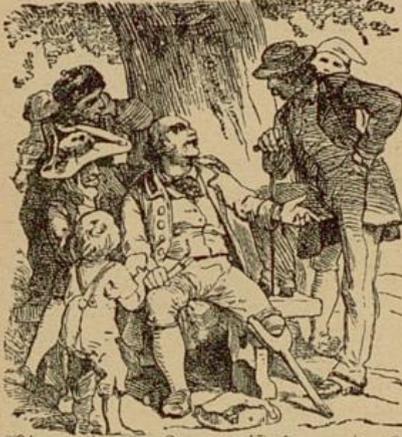
Türkei. Großsultan Abdulschamid, geb. 22. Sept. 1842, erwählt seit 31. Aug. 1876.

Waldeck. Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1895 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, † des Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr. Josias, geb. 13. Mai 1896.

Württemberg. König Wilhelm II., geb. 25. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1886 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, † des Pr. Wilhelm zu Schaumburg-Lippe

Weltbegebenheiten.

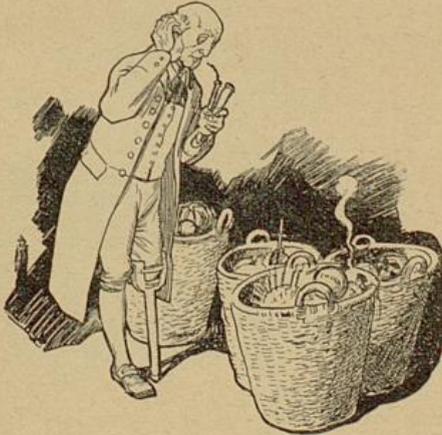
Vom Juni 1900 bis Juni 1901.



Nun sagt einmal, Tupsentoni, wie gefällt Euch das neue Jahrhundert? Ihr ver meint, es wäre keines von den besten und stellte sich schon argumantierlich, wo's doch noch in der

Wiege liegt? Ja, es ist so; und es wär' besser gewesen, wir hätten das alte Jahrhundert noch eine Zeit lang behalten. Aber das ging nicht an; die Jahrhunderte fragen nicht nach der Menschheit, sondern kommen daher und rauschen hinweg, ohne daß selbst der Kalendermacher etwas dazu oder dagegen thun kann. Die Menschheit muß sich eben in die Jahre und in die Jahrhunderte, wie sie sind, schicken und alles tragen, was sie bringen — Böses und Gutes.

Das letzte Jahr hat freilich etwas arg viel Böses gebracht; auf einen Korb mit guten und schönen Dingen kommen reichlich ihrer drei mit lauter widerhaarigen. Die ganze Welt war im Auf-



Auf einen Korb mit guten und schönen Dingen kommen reichlich ihrer drei mit lauter widerhaarigen.

ruhr, und es schaute aus, als sollte immer einer auf den andern losgehen, als wollte einer immer den andern fressen. An drei Stellen aber stand es besonders schlimm; das war in Südafrika, auf den Philippinen und in China. Bevor der Hintkende

sich aber da hinaus begiebt, will er sich vorerst noch einmal im lieben

Deutschland

umschauen und in kurzem berichten, was im letzten Jahre daselbst passiert ist. Das erste ist: wir haben einen neuen Reichskanzler bekommen, den vierten seit der Gründung des Reiches. Der alte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst fühlte sich nicht mehr kräftig genug, das schwere, mit unaufhörlichen Aufregungen und stetem Verdruß verbundene Amt weiterzuführen, und daher bat er den Kaiser um seine Entlassung, die ihm denn auch gewährt wurde. Der Hintkende gönnt dem Fürsten, der als Süddeutscher sein Landsmann ist, die durch langjährige, treue und erfolgreiche Arbeit im Dienste des Vaterlandes wohlverdiente Ruhe von Herzen. An Stelle von Hohenlohe wurde Graf Bülow Reichskanzler, der schon bewiesen hat, daß er etwas zu leisten vermag, und hoffentlich noch viele Proben seiner Tüchtigkeit ablegen wird. Die großen Feldherren, welche

im deutsch-französischen Kriege unsere tapferen Soldaten zum Siege führten, sind nun fast alle dahin. Am 22. Dezember 1900 starb, 90 Jahre alt, Generalfeldmarschall Graf Blumenthal, im Kriege Generalstabschef des Kronprinzen als Oberbefehlshabers der dritten Armee. Daß die Herren Reichsboten in Berlin das neue Flottengesetz gutgeheißen haben, hat der



Feldmarschall Graf von Blumenthal 7.

Hintende schon im vorigen Jahre erzählt. Das Centrum hatte rechtzeitig auf den freundschaftlichen Rat gehört, den ihm der Hintende gegeben, und mit „ja“ gestimmt, während es sich doch vorher gewunden und getrümmelt hatte und durchaus vermeinte, es könnte sich mit dem neuen Gesetz nicht vertragen. Es hat's dennoch geschluckt, wenn es freilich auch den Bissen erst im Munde gekaut und geknetet hat, um ihn kleiner zu bekommen. Schließlich rutschte der Knoten hinunter, und die Sache war damit erledigt. Magenweh und Leidschmerzen werden die schwarzen Herren davon nicht bekommen haben, und wenn wieder einmal eine gleiche Gelegenheit kommt, dann zeigen sie sicherlich von vornherein größeren Appetit auf dergleichen Bissen. Nach dem neuen Gesetz wird die deutsche Kriegsflotte in einigen wenigen Jahren 36 Linienfahrzeuge, 14 große und 38 kleine Kreuzer aufzuweisen haben, wozu dann noch eine ganze Zahl Kanonenboote, Torpedoboote und dergleichen kommen. Die deutsche Flotte wird sich dann sehr wohl neben der englischen sehen lassen können, wenn sie freilich auch noch lange

nicht so groß wie diese sein wird; aber dafür ist sie besser bemannt und weit besser geführt als die englische. Was selbst die kleinen deutschen Fahrzeuge heute schon leisten, das hat der von dem heldenhaften Kapitän L a n s geführte „Itis“ gezeigt, der, so klein er ist, vor Taku die Chinesen aus ihren starken Forts vertrieben hat. Wie nötig es aber ist, daß die deutsche Flotte etwas aufgemuntert wird, das zeigte sich alsbald nach der



Schließlich rutschte der Knoten hinunter.

es ein Glück, daß die großen Schiffsbesitzer zu Bremen und Hamburg mit ihren mächtigen Kästen zur Stelle waren! Namentlich den Herren in Bremen, die ein so großes Schiffsgeschäft mit dem „Norddeutschen Lloyd“ in aller Herren Ländern und Meeren betreiben, ist es zu danken gewesen, daß die Deutschen rasch draußen in Asien waren und mit gewappneter Faust mit eingreifen konnten. Da aber Deutschland einmal mit so vielen Mannschaften zur Stelle war, machte es sich ganz von selbst, daß schließlich — als das bunte Gewirr fremdländischer Truppen ohne einen einheitlichen Oberbefehl nicht recht vorwärts kam — ein deutscher General zum Oberstkommandierenden wider die Chinesen bestimmt wurde. Generalfeldmarschall Graf Waldersee war dies, ohne Zweifel der gewiegteste Soldat der ganzen deutschen Armee. Trotz seiner beinahe 70 Jahre machte er sich auf den weiten Weg und begab sich hinaus nach dem fernen Ostasien. Nun kam gleich ein anderer Zug in die Kriegführung. Zunächst ließ der Feldmarschall die ziemlich weit südlich von Peking gelegene Stadt Paotingfu besetzen, und von hier aus wurden dann Streifzüge nach Westen und Nordwesten unternommen, bis zu den Gebirgen, welche die Provinzen Tschili und Schanü voneinander scheiden, und bis zu der großen, etwa 3000 Kilometer langen Mauer, welche die Chinesen schon vor Jahrhunderten als Schutzwehr gegen kriegerische Nachbarstämme erbaut haben. Durch diese Streifzüge sollten die chinesischen Truppen, die sich in den von den Fremden besetzten Gebieten der

Provinz Tschili vertragswidrig aufhielten, vertrieben, die zahlreichen Borer- und Räuberbanden unterdrückt und die wichtigen Gebirgspässe, welche die Zugangsstraßen zu den westlichen Teilen Chinas bilden, für die Verbündeten erobert werden. Gewöhnlich liefen zwar die Chinesen nach dem ersten Angriff davon wie die Hasen, aber zuweilen gab es auch heftige Kämpfe mit ihnen, und hierbei haben sich vor allen andern Nationen die Deutschen glänzend hervorgethan, so namentlich im März und im April 1901 bei der heldenmütigen Erstürmung der Schansi-Pässe. Dabei haben auch die badischen Landsleute des Hintenden tapfer auf die Langzöpfe dreingeschlagen. Der Hintende hat eine große Freude daran gehabt, daß seine Landsleute ihn auch in der Ferne nicht vergessen, sondern ihm einen Gruß gesandt und schönen Dank gesagt haben für die Kalender, die er ihnen bei der Ausreise mitgegeben hat, damit sie sich die Langeweile durch Lejen vertreiben könnten. Die Chinesen haben einen heidenmässigen Respekt bekommen vor den deutschen Hieben. Aber auch vor der deutschen Mannszucht bekamen sie Respekt. Freilich, wenn alles wahr wäre, was in einigen Briefen steht, die aus China nach Hause geschrieben und dann in den Zeitungen abgedruckt worden sind, so würden unsere Soldaten dort übel gehaust haben. Dem ist aber nicht so. Der Inhalt dieser Briefe ist durch andere und zuverlässigere Berichte längst widerlegt. Es hat sich eben dieser oder jener, den gerade die Langeweile plagte, einen Spaß gemacht; und so liefen Briefe zu Hause ein, bei denen sich den lieben Angehörigen die Haare zu Berge sträubten. Zu Wirklichkeit kamen ärgere Ausschreitungen bei den deutschen Truppen sehr selten vor, und wenn sie vorkamen,



Es liefen Briefe ein, bei denen sich den lieben Angehörigen die Haare zu Berge sträubten.

so folgten ihnen strenge Strafen auf dem Fuße, wie es sich gehört. Das brave Verhalten unserer Soldaten ist um so lobenswerter, als sie es mit einem minderwertigen und tödtlichen Feinde zu thun hatten, der alle Christen, die in seine Hände fielen, mit schauderhafter Grausamkeit zu Tode marterte. — Ein großes Verdienst hat sich der Feldmarschall Graf

Waldersee auch dadurch erworben, daß er es verstand, unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen, die einander oft am liebsten selbst in die Haare geraten wären, den lieben Frieden zu erhalten. Besonders die Engländer und die Russen standen miteinander wie Hund und Kasse, und in Tientsin, wo sie sich über ein Stück Land an der Bahn stritten, wäre es beinahe zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht Waldersee dazwischengetreten wäre und die erhitzen Gemüter zur Ruhe gebracht hätte. — Leider blieben unsere Truppen in China auch nicht von allerhand Unglücksfällen verschont, durch die mehrere wackere Soldaten und auch einige Offiziere, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, ihr Leben lassen mußten. Der Graf York von Wartenburg erstreckte an Kohlendampf, das chinesische Koksöfen ausströmten; der Hauptmann Bartsch wurde in Peking meuchlings vom Pferd geschossen, und General von Schwarzhoff wurde ein Opfer seiner Pflichttreue, als er bei dem Brande des vom Oberkommando bewohnten Flügels des kaiserlichen Palastes das brennende Gebäude betrat, um einige wichtige Aktenstücke zu retten. Sein vollständig verkohlter Leichnam wurde später gefunden, nach Deutschland gebracht und hier feierlich beigesetzt. Bevor der Hinkende erzählt, was in den einzelnen deutschen Bundesstaaten passiert ist, muß er noch über eine Unthat oder ein Unglück berichten, das leicht die traurigsten Folgen hätte haben können. Als der Kaiser am 6. März in Bremen anwesend war, warf ein Kerl Namens Weiland ein Stück Eisen nach ihm, das ihn nicht unerheblich an der rechten Wange dicht unter dem Auge verletzte. Ob dieser Weiland, der an der Fallsucht leidet, die That in unzurechnungsfähigem Zustande begangen oder ob er sie mit Ueberlegung ausgeführt hat, steht noch nicht ganz fest. In letzterem Falle wird er der verdienten Strafe natürlich nicht entgehen. — Aus

Preußen

sind verschiedene Ministerwechsel zu vermelden. Der erste und wichtigste derselben wurde bereits erwähnt; denn da der Reichskanzler zugleich preussischer Ministerpräsident ist, so gab es mit dem Wechsel im Reichskanzleramt zugleich einen Wechsel im preussischen Ministerium, dessen Präsident jetzt also Graf Bülow ist. Es dauerte aber nur wenige Monate, da purzelten zugleich drei preussische Minister auf einmal. Sie waren über die Kanalvorlage gestolpert, von welcher der Hinkende schon im vorigen Jahre erzählt hat. Die konservative Mehrheit des Abgeordnetenhauses, mit der die Schwarzen Hand in Hand gingen, wollte nämlich noch immer nichts von dem projektierten Kanal wissen; der Kaiser aber sagte: Ich habe einmal mein Wort darauf gegeben, der Kanal wird gebaut. Da nun der Kaiser glaubte, daß die befragten drei Minister ihn nicht gehörig unterstützten, so wurde ihnen zu verstehen gegeben, es sei besser, sie gingen davon. Sie merkten den Wink mit dem Zaunpfahl und reichten ihr Entlassungsgesuch ein, das natürlich sofort angenommen

wurde. Es waren die drei Minister Hammerstein, Briesfeld und Miquel, an deren Stelle v. Podbielski, der als Staatssekretär des Reichspostamts sich als würdiger Nachfolger Stephans bewiesen hatte, das Landwirtschaftsministerium, Möller das Handelsministerium und Freiherr v. Rheinbaben, der bisherige Minister des Innern, das Finanzministerium übernahm. Staatssekretär des Reichspostamtes wurde Direktor Kraette, Minister des Innern Freiherr von Hammerstein, so daß ein Hammerstein ging und ein anderer kam. Um Miquel thut es dem Hinkenden leid, denn er ist ein kluger Kopf und ein Mann, der schon lange, bevor er Minister geworden ist, viel für das Deutsche Reich gethan hat. Als preussischer Finanzminister setzte er die Steuerreform, eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten, durch und brachte damit das Kunststück fertig, daß der Staat seine Einnahmen gewaltig vermehrte, während den Steuerzahler die Abgaben weniger drückten als zuvor. Auch um die Förderung des Deutschthums, in Posen und vieles andere hat sich Miquel verdient gemacht, aber wenn der Hinkende davon noch weiter erzählen wollte, würde er gar nicht fertig; er geht daher zu dem zweitgrößten deutschen Staate, zu

Bayern

über. Hier feierte der allverehrte Prinzregent Luitpold unter herzlichster Anteilnahme der gesamten Bevölkerung in Stadt und Land seinen 80. Geburtstag. Eine große Familienfreude wurde dem greisen Fürsten bald darauf zuteil, denn seinem Enkelsohne, dem Prinzen Rupprecht, der in Bamberg wohnt, wurde von dessen Gemahlin, einer Tochter des edlen Augenarztes Herzogs Karl Theodor, ein Prinzlein beschert, das in der Taufe nach dem Urgroßvater den Namen Luitpold erhielt. Im altberühmten Hause Wittelsbach, dem der Hinkende ferneres glückliches Gedeihen wünscht, sind also jetzt nicht weniger als drei Thronfolger vorhanden, die Prinzen Ludwig, Rupprecht und Luitpold, Großvater, Vater und Sohn

Der verdiente Großherzog Karl Alexander von

Sachsen-Weimar

ist nach kurzer Krankheit im 83. Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden, nachdem er sein schönes Ländle seit dem Jahre 1853 segensreich regiert hatte. Der alte Großherzog war ein lebendiger Ueberrest aus großen Tagen, aus der goldenen Zeit Weimars. In seiner Jugend hat er noch im Hause Goethes verkehrt, und dessen Freund Soret war sein Erzieher. Wie sein berühmter Großvater Karl August war



Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar †.

er ein Beschützer der Künste und der Wissenschaften. Als Großherzog von Sachsen folgte ihm sein Enkelsohn Wilhelm Ernst, da sein Sohn und nächster Thronfolger ihm bereits im Tode vorangegangen war. Noch ein anderer Bundesfürst bestieg im Laufe des Jahres den Thron seiner Väter, nämlich der Großherzog Friedrich Franz IV. von

Mecklenburg-Schwerin,

an dessen Stelle der Herzog Johann Albrecht bis dahin die Regierung geführt hatte. Der Großherzog hielt sich zuletzt Studierens halber zu Bonn am Rhein auf; als er aber am 19. April 1901 19 Jahre alt geworden war, verließ er die Schulbank und die Hörsäle, setzte sich auf die Bahn und dampfte nach Schwerin ab, um sich dort auf den ihm wohlverwahrten Thron zu setzen. In

Baden

herrschte im Juli 1900 Festesfreude; denn in Gmunden vermählte sich der jugendliche Prinz Max, der Nefte des Großherzogs, mit der Prinzessin Marie Luise von Cumberland. Neben dem großherzoglichen Paare und anderen Fürstlichkeiten wohnte auch der Kaiser von Oesterreich der Hochzeitsfeier an. Ein Ministerwechsel kommt in Baden nicht so häufig vor wie in andern Ländern, z. B. in Frankreich, wo man sich fast wundern muß, daß nicht schon alle Franzosen einmal Minister gewesen sind; daher erregte es im letzten Jahr kein geringes Aufsehen, als der Minister des Innern Dr. Eisenlohr, dessen Verdienste um das Land von Freund und Feind willig anerkannt wurden, in den Ruhestand trat. An seiner Stelle wurde sein bisheriger Gehilfe, der Ministertaldiraktor Dr. Schenkel, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Für das Jahr 1902 rüstet sich das gesamte badische Volk zu einem großartigen Feste, denn am 24. April sind genau 50 Jahre verflossen, seitdem Großherzog Friedrich die Zügel der Regierung ergrieff. Es kommt nicht oft vor, daß ein Fürst eine so lange und zugleich so segensreiche Regierung führt, und daher wird das badische Volk diesen seltenen Anlaß benutzen, um allen Dank, alle Treue und Liebe, die es für seinen herrlichen Landesvater im Herzen trägt, auch äußerlich zu bekunden. Wie Freude stets mit Leiden gemischt sind, so war es im Jahre 1900 auch in Baden. Zweimal wurde das Land von schweren Eisenbahnunfällen heimgesucht, einmal im äußersten Süden und das zweite Mal ganz im Norden. Am 29. August entgleiste bei der Station Hegne, nicht weit von Konstanz, ein Schnellzug, wobei drei Personen ums Leben kamen und mehrere schwer verletzt wurden. Noch viel schrecklicher war das Unglück, das sich kaum 6 Wochen später, am 7. Oktober, bei der schönen Stadt Heidelberg ereignete. Infolge der Verwirrung und Unachtsamkeit eines jungen Stationsbeamten fuhr beim Karlsthor ein Personenzug auf einen Lokalzug, der mit Sonntagsausflüglern überfüllt war. Die Folgen waren entsetzlich. Auf den Schienen und in den Wagen

lagen abgefahrene und abgerissene Körperteile, Verwundete und Tote blutbesudelt durcheinander. Nicht weniger als 150 Personen wurden zum Teil schwer verwundet, sieben waren auf der Stelle tot. Möchte unser Vaterland vor solchem Unglück künftig bewahrt bleiben! — In

Württemberg

wurde in letzter Zeit viel darüber gesprochen, ob's denn nicht möglich sei, einen Vertrag zwischen den preussischen und den württembergischen Eisenbahnen zustande zu bringen, der beiden Teilen gerecht wird und beiden Teilen von Nutzen ist. Auch im Landtag kam diese Frage zur Verhandlung. Die Preußen hätten gegen eine Eisenbahngemeinschaft wohl nichts einzuwenden, die Württemberger aber wollen nur schwer heran, weil sie meinen, daß ihre Eisenbahnen, wie sie heute sind, besser fahren und besser für die Reisenden sind, als die preussischen, so sehr an diesen auch der „preussische Schneid“ gerühmt wird. „Dann lieber noch Reichseisenbahnen!“ so sagen sie und haben damit gar nicht so unrecht! Nur hätten sie vor zwanzig Jahren so gesiehet sein sollen, als Bismarck es wollte. Dazumal sträubten sie sich mit Händen und Füßen dagegen, und heute möchten sie es gerne haben, was wieder einmal zeigt, wie das Sprüchlein recht hat, das da sagt: „Wenn man's hat, da mag man's nicht, und wenn man's mag, da hat man's nicht.“



Graf Zeppelin.

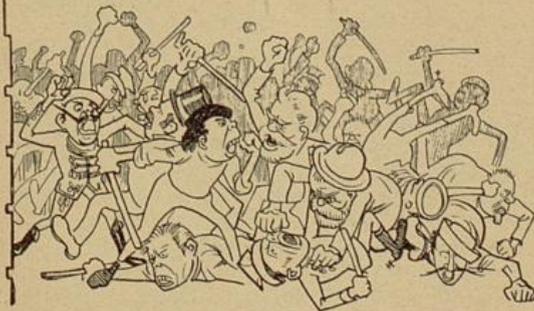
Alle Badener, Württemberger und Bayern aber zusammengenommen, zumal alle, so um den Bodensee herum wohnen, sollten im Frühjahr 1900 etwas ganz Apartes erleben. Es sollte nämlich vom besagten Bodensee aus ein Luftschiff losgelassen werden, wie es noch nicht gen Himmel gestiegen ist. Der Graf Zeppelin, der anno 1870 als junger Leutnant ein gar verwegenes Reiterstücklein wider die Franzosen geliefert hat, wollte diesmal, als alter Herr, einen Ritt in die Luft hinauf machen; aber gleich, wie er gewohnt gewesen ist, sein Pferd nach Belieben rechts und links springen zu lassen, wollte er es auch bei seinem Luftballon herausgebracht haben. Das wäre ein Kunststück gewesen, wie es noch keiner vor ihm fertig gebracht, denn so große und schöne Luftballons bisher auch losgelassen worden sind, bei keinem ist es gelungen, ihn nach Belieben zu lenken, und namentlich nicht, ihn wider den Wind zu steuern. Das aber gerade wollte der Graf Zeppelin rausgefunden haben! Etliche Jahre lang hat er an dem Werke gearbeitet, und eine runde Million Mark hat er darauf verwendet, die er richtig bei den Leuten zusammengebracht hatte, die steif und fest an die Erfindung glaubten und sich goldene Berge davon versprachen. Das Schiff hatte die seltsame Form einer

etwas groß geratene Cigarre; das Gestelle war aus dem leichtesten Metalle, das es giebt, Aluminium, hergerichtet; auch waren vorn und hinten etliche Steuer angebracht; unter dem Ballon aber waren zwei Gondeln befestigt, in deren einer der Erfinder mit seinem Maschinisten Platz nahm. Tausende von Zuschauern hatten sich am See aufgestellt, und als der Ballon endlich stieg, war der Jubel groß; aber es konnte es keiner so recht bemerken, ob's dem tapferen General wirklich gelungen war, den Ballon nach Belieben zu lenken. Im Sommer soll der Ballon wieder steigen, und hoffentlich geht es dann besser; aber es wird halt schon so sein, daß der Mensch nicht zum Fliegen geboren ist, was schon das Schneiderlein zu Ulm an seinen Armen und Beinen erfahren hat.

Bei unserem lieben Nachbar, dem Herrn
Oesterreicher

ist es, wie schon all die früheren Jahre, so auch im letzten Jahre gar böß hergegangen. Der alte Kaiser hat ganz umsonst den dicken Strich durch die schlimmen Sprachenverordnungen gemacht und sie damit aufgehoben, denn Frieden und Einigkeit ist dennoch nicht in die gesegneten Kronländer eingezogen. Der Haß, den die verschiedenen Völkerschaften des Kaiserreiches gegeneinander hegen, sitzt ihnen zu tief im Herzen drin, als daß er durch Gesetze und Verordnungen aus der Welt geschafft werden könnte. Dazu kommt das verschiedene Be-

kenntnis der Völker, das die Verwirrung noch vergrößert und den Haß verstärkt, besonders wenn die Geistlichkeit, statt zum Frieden zu mahnen, sich am Kampfe beteiligt und im Hezen und Schimpfen es den andern ordentlich zuworzuthun sucht. Das Allerärgste aber ist es, daß die deutschen Geistlichen, anstatt für ihre Stammesgenossen, zum allergrößten Teil für deren schlimmste Widersacher, die Tschechen, Slovenen und Polen, Partei ergriffen haben. Da kann man es denn verstehen, wenn den österreichischen Deutschen die Galle überläuft und sie sich von der Geistlich-



Der alte Kaiser schaut bekümmert aus dem Fensterl seiner Hofburg.

keit, die sich von ihnen losgesagt hat, auch losjagen, und wenn der Ruf „Los von Rom!“ durch die Lande schallt. Anfangs lachten zwar die Schwarzröcke

und meinten, es hätte nichts zu bedeuten, aber bald wurden ihre Gesichter länger und länger. Bis zum Ende des Jahres 1900 waren schon 20000 Per-



sonen aus der katholischen Kirche ausgetreten. Der alte Kaiser, als ein wahrhaftiger, fürsorglicher Vater seines Volkes, schaut bekümmert aus dem Fensterl seiner Hofburg und sieht, wie seine Völker sich unten raufen und wie sogar sein eigener Neffe und Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, der sich letztes Jahr mit einer böhmischen Gräfin Chotek oder, wie sie jetzt heißt, Fürstin von Hohenberg verheiratet hat, an den Parteikämpfen teilnimmt.

Mitten in all dem Hader ward dem alten Kaiser ein gar freundlicher Besuch zuteil: Kronprinz Wilhelm aus Berlin. Einige meinten, der Kronprinz wolle sich danach umschauen, ob nicht ein Bräutchen für ihn in Wien zu holen wäre, aber dazu ist der Prinz, der eben erst als flotter Student nach Bonn am Rhein gezogen ist, doch noch zu jung. — Den

Italienern

ist es schlimm ergangen im letzten Jahre, sie haben ihren König durch Meuchelmord verloren. Als er im August zu Monza in Oberitalien, wo er ein Lustschloß stehen hat, ein Turnfest besuchte, fiel der Mörder über ihn her und gab etliche wohlgezielte Schüsse auf ihn ab, die den König leider nur zu gut trafen. Als Leiche brachte man ihn nach dem Schlosse zurück, wo seine Frau, die beklagenswerte Königin Margareta, sich jammernd über ihn warf. Der Mörder des Königs — Bresci hieß der Schuft — hat sich später im Zuchthaus erhängt. König Humbert's Sohn aber ergriff als Viktor Emanuel III. mit fester

Hand die Zügel der Regierung, setzte den Ermordeten unter der Teilnahme der ganzen Welt im Pantheon zu Rom bei und machte sich dann an die Aufgabe, sein Volk, das doch von Natur so glücklich und heiter angelegt ist, aber allzu leicht auch auf allerhand böse Einflüsterungen hört, zu regieren. Leicht ist die Aufgabe wahrlich nicht, aber er wird dabei redlichst unterstützt von einer Reihe vernünftiger Staatsmänner, die das Beste wollen, und ihm zur Seite steht eine treffliche Frau, die aus dem Lande, dem sie entstammt, ein gesundes frisches Ur-

das etwa der „Dreibund“, der zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien nun schon so lange

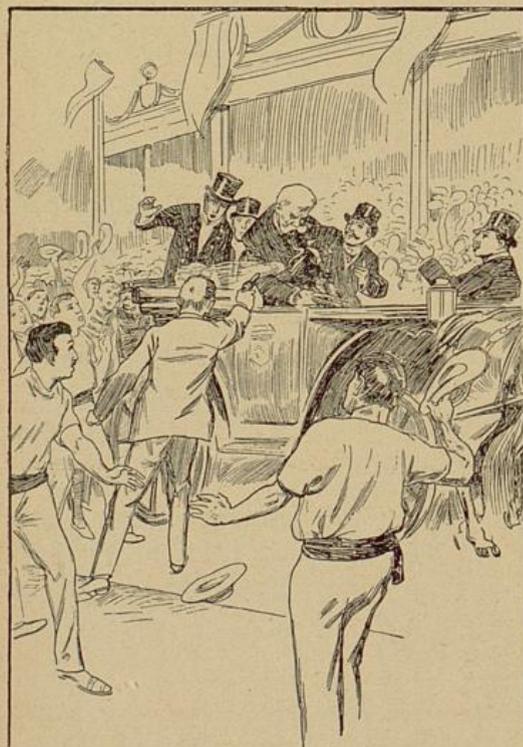
besteht, in die Brüche geht. Wenn ihn die Kugel des Muechelmörders verschont hätte, so würde König Humbert noch eine rechte Freude erlebt haben. Nach fünfjähriger Ehe wurde seinem Sohn, dem jetzigen König, von seiner Gemahlin Helena der erste Sprössling beschert. Zwar war es kein Sohn und Thronfolger, wie man hoffte, sondern eine kleine Prinzessin, aber auch so war der Jubel groß. — In der



Helene, Königin von Italien.



Umberto Emanuel III., König von Italien.



Attentat auf König Humbert von Italien.

teil mitgebracht hat, Montenegro nämlich ist ihr Heimatland. Es ist somit auch nicht daran zu denken,

hoffte, sondern eine kleine Prinzessin, aber auch so war der Jubel groß. — In der

Schweiz

hat im vergangenen Jahre zur Abwechslung auch einmal ein Kalendermacher auf der Anklagebank gesessen, weil er in seinem „Almanacco der Anarchisten“ den schönen Rat erteilte, mit Mord und Brand das Heil der Welt zu begründen. Die Richter haben ihn aber leider wieder laufen lassen; sie müssen ihn nicht für arg gefährlich gehalten haben. Die Hunde, welche bellen, beißen nicht, sagt ja auch das Sprichwort. — Von der Unfall-, Kranken- und Militärversicherung, welche die Regierung nach deutschem Muster einrichten wollte, haben die Schweizer nichts wissen mögen. Besonders die Bauern schüttelten den Kopf dazu, weil sie finden, daß sie ohnedies schon genug Steuern zu zahlen hätten, und die zahlreichen Mitglieder der freien Krankenkassen fanden die Staatsversicherung ebenfalls überflüssig. So fiel das Gesetz durch und wurde verworfen. Mit den Ehescheidungsklagen deutscher Reichsangehöriger will die Schweiz künftig nichts mehr zu thun haben, die Sache verträgt sich nicht mehr recht mit dem neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuch. Im übrigen sind die Schweizer jetzt dabei, sich ebenfalls ein neues „Civilgesetzbuch“ herzustellen, gleichfalls nach deutschem Muster. — Auf der Pariser Weltausstellung haben die Schweizer gut abgeschnitten, namentlich ihre Seiden- und Uhrenindustrie. Im allgemeinen sind aber derzeit Handel und Gewerbe in der Schweiz, wie auch andernwärts, nicht auf Rosen gebettet. Man muß dabei an die alte Geschichte von den sieben mageren Köhen des Pharaos denken; überall giebt's Arbeiterentlassungen. So liegt besonders die Maschinenstickerei und Maschinenindustrie darnieder

und hat nur geringe Aussicht auf baldigen Umschlag. — Am 2. Juli 1900 fand die Jubelfeier des Weltpostvereins statt. Es wurde dazu eine besondere Jubiläumspostmarke gedruckt, die aber nichts weniger als schön ausgefallen ist; den Briefmarkensammlern hat sie aber dennoch Freude gemacht, da sie wieder etwas Neues zu kleben und zu handeln haben. Die Kaufmannschaft von St. Gallen hatte einen deutschen Gelehrten beauftragt, sich doch einmal das schweizerische Geldwesen anzuschauen und darüber ein Gutachten zu verfassen. Dasselbe schloß mit dem freundlichen Ratsschlage, aus dem lateinischen Münzverein auszutreten und die Goldwährung durchzuführen.



ARNOLD BOECKLIN †.

— Einen Bürger mit berühmtem Namen hat die Schweiz leider im letzten Jahre durch den Tod verloren: Arnold Böcklin nämlich, der so schöne Bilder malen konnte. Viele meinen, es sei der größte Maler der Zeit in ihm gestorben, und es mag seine Wichtigkeit damit haben; nur eines versteht der Hinkende nicht von ihm: wo er nämlich das seltsame Getier hernahm, das er mit Vorliebe auf seinen Bildern anbrachte. — Die

Franzosen

haben es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, sich gut mit Italien zu stellen; wo sie nur konnten, haben sie die Liebenswürdigen gemacht; sie haben geschwänzelt und scharwenzelt; auch hat ihr Präsident einen schönen großen Orden eingepackt und ihn nach Rom an den König geschickt, aber viel genutzt hat es nicht. Nur das eine hat es genutzt, daß gelegentlich die Italiener mit ihrer Flotte nach Toulon gedampft sind und sie hier schön in einer Reihe aufgestellt haben, worauf hüben wie drüben eine schwere Menge Pulver verknallt worden ist, aber beileibe nicht ernstlich, sondern nur zum Vergnügen, nur damit man es schön knallen hörte, denn Italiener und Franzosen wollten einander damit nur leise andeuten, daß sie persönlich viel füreinander übrig hätten. Die Italiener aber fügten im stillen bei: „Alles unter Vorbehalt!“ Denn wenn es etwa zwischen euch Franzosen und unsern Freunden, den Deutschen, zum Klappen kommt, dann stehen wir dennoch nach wie vor zu den Deutschen. Im übrigen hat sich die Jahre über auch in Frankreich vielerlei geändert. Ernstlich und wahrhaftig denkt im Grunde keiner mehr an die Revanche. Sie sind anders geworden, die Franzosen, und sind weiter stark dabei, sich auf ihre alten Tage immer mehr zu ver-

ändern: sie lieben es nicht mehr, alle Quartale neue Minister zu haben. So kommt es, daß alle Minister, die im vergangenen Jahre bereits sechs Monate im Amte waren, auch heute noch in den Ministerstühlen sitzen, obenan ihr Herr Präsident, Waldeck-Rousseau, der zur Hälfte einen deutschen Namen hat, aber nichts weniger ist als ein Freund der Deutschen. Aber er ist doch wenigstens ein halbwegs vernünftiger Mensch und so sieht er's ein, daß er den Deutschen doch nicht zu Leibe gehen kann, und hütet sich fein, es zu thun. Der ganze Lauf der Dinge bringt es mit sich, daß dem so ist. Frankreich nimmt nur um ein ganz Geringes im Jahre in seiner Bevölkerung zu und zählt jetzt knapp 38 Millionen zu den Seinigen, während Deutschland munter auf die 57. Million losmarschiert. Wenn der Wettlauf so weiter geht, dann sieht man schon die Zeit, wo die Deutschen doppelt so zahlreich sind, als die lieben Nachbarn jenseits der Vogesen. Also: Lieb Vaterland, magst ruhig sein; du hast die Prahlhänse längst hinter und unter dir gelassen; nur mit einem oder zwei andern zusammen könnten sie dir noch beikommen und sogar dann nicht! Ganz ruhig verhielt sich alles während der Weltausstellung, damit nur ja das Geschäft deshalb nicht verdorben würde, und so machte es sich, daß die Ausstellung mit 'nem blauen Auge abschnitt. Gleich nach der Ausstellung fing das Geschrei und die Wühlerei wieder an; selbst den seligen Dreyfus, der sich doch klugerweise bis dahin ganz still verhalten hatte, hoben sie wieder aus der Ver-



Nur immer die Hölle kräftig eingeheit, das gl. kt dann feite Testamente!

senkung; aber es zog nicht; alle Franzosen, die ganze Welt hatte genug von ihm gehört. Dagegen ging die Schreierei um das Vereinsgesetz los, das sich weniger auf die Schützen- und Nadelvereine als auf die Vereine bezog, deren Vereinstracht die langen, schwarzen und braunen Kutten sind. Die

Klöster der politisierenden Mönchsorden sollten damit getroffen werden, insbesondere der Geldbeutel derselben, der in Frankreich unglaublich voll und straff ist. Es wurde bei dieser Gelegenheit nachgerechnet, daß alle Klöster zusammen viele Milliarden an Vermögen besitzen! Freilich nach außen scheint es, als besäßen sie rein nichts; sie sind bettelarm und gehen ja auch wirklich betteln; was sie besitzen, ist dann auf fremden Namen geschrieben; aber



Königin Wilhelmina und ihr Gemahl, Prinz Heinrich der Niederlande.

in Wahrheit sind sie schwer reich und verstehen es, alle Tage reicher zu werden, indem sie die Gläubigen bethören. Nur immer die Hölle kräftig eingeheizt; das giebt dann fette Testamente! Denn wer auf Erden ein Schuft gewesen, der vermeint, wenn er an die Himmelspforte kommt, auch den heiligen Petrus selber betrügen zu können, wenn er ihm sein Testament als Passpartout vorweist. Das Gesetz gegen die Kuttenevereine kam richtig zustande, und damit ist einige Aussicht geworden, daß für Frankreich allgemach immer bessere Tage anbrechen. Man muß es den Franzosen in ihrer Gesamtheit auch lassen, daß sie ein fleißiges Volk sind; ja, in neuerer Zeit gehen sie sogar mehr als früher ins Ausland und gar übers Meer, um da Handel und Gewerbe zu treiben. Nicht umsonst hat die Regierung in den letzten Jahrzehnten namentlich in Afrika so unermesslich große Landstrecken erworben, und überall ist jetzt dort der Franzose dabei, legt Eisenbahngeleise, reguliert die Flußläufe und steckt Telegraphenlinien aus. Auf Geld sieht er dabei nicht; Millionen steckt er hinein und tröstet sich damit, daß sie dereinst schon ihren Zins tragen werden, während der Deutsche, wenn er heute erst sein Geld hingegeben hat, schon morgen ängstlich fragt, ob es denn auch verzinst wird? —

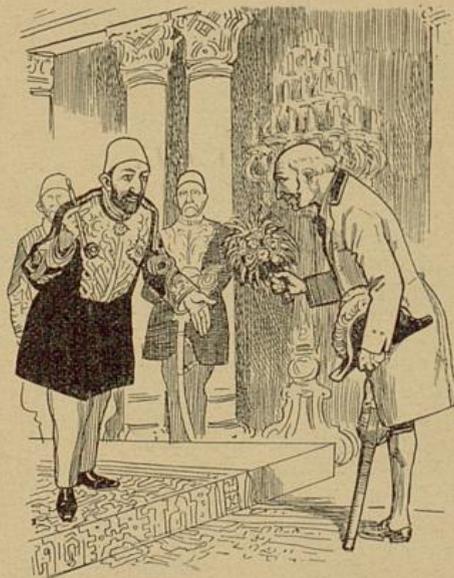
Wilhelmina, die junge, bildschöne Königin von Holland,

ist nicht mehr zu haben. Ein deutscher Fürstsohn, Herzog Heinrich von Mecklenburg, war es, dem sie vor der großen Schar ihrer Verehrer den Vorzug gegeben hat. Am 7. Februar 1901 fand im Haager Königsschloß die Hochzeit statt, die von ganz Holland freudig mitgefeiert wurde. Der Herzog Heinrich hat nun zwar eine Königin geheiratet, aber König ist er

doch nicht geworden; er führt den Titel „Prinz der Niederlande, Herzog von Mecklenburg“, und das Regiment hat sie. Der Hintende wünscht ihm an der Seite der schönen Königin alles Gute. — In

Spanien

ist es in gewohnter Weise, d. h. recht unruhig, hergegangen. Freilich die Karlisten haben noch immer nicht losgeschlagen, und es scheint, Don Carlos, seit er zum zweitenmale geheiratet hat, ist friedlicher gesinnt als jemals, denn wenn seine Anhänger für ihr Leben gerne losgeschlagen möchten, da macht er immer aus dem Hintergrunde heraus: Pst, pst! Er hat für seine Person hübsch Ruhe gehalten; wer das aber nicht that, das waren die Republikaner und Demokraten unter den Spaniern, die es durchaus nicht verschmerzen können, daß sie nicht von einem Präsidenten, sondern von einer Königin regiert werden. Zu Tausenden fanden sie sich namentlich in der Provinz Santander zusammen; sie fielen über die öffentlichen Gebäude her und hatten es besonders auch auf die Klöster und die Bischofspaläste abgesehen. Ganz außer Rand und Band gerieten sie aber, als der Königin älteste Tochter Mercedes den Mann wirklich heiratete, den sie sich einmal, wider alle Staatsraison, in den Kopf gesetzt hatte, nämlich den Grafen von Caferta, der selbst ein vertappter Anhänger der Karlisten sein soll; jedenfalls hat sein



Zum Sultan kommt der Hintende diesmal als Gratulant.

Vater unter Don Carlos die Waffen getragen. Das Volk wollte durchaus diese Heirat nicht; aber Fräulein Mercedes wollte sie; „diesen oder keinen“, so sagte sie und wußte ihr Köpschen bei der Frau Mutter allen Ministern und Räten zum Troste durchzusetzen. Unter dem Aufgebote einer großen Truppenmacht wurde sie schließlich im Dome zu Madrid mit ihrem

Herzliebsten getraut. Am selben Abend aber und in der Nacht fanden wiederum Unruhen statt: die Soldaten mußten dreinschießen, und Tote und Verwundete bedeckten das Pflaster. — Zum

Sultan

kommt der Hüfende diesmal als Gratulant; denn ist es auch ein wenig spät geworden, so schießt es sich doch immer noch, ihm zum 24jährigen Regierungsjubiläum zu gratulieren, das er mit Allahs Hilfe im letzten Jahr gesund und munter im Kreise seiner zahlreichen Familie gefeiert hat. Auch der deutsche Kaiser hatte den Sultan telegraphisch beglückwünscht. Der prächtige Brunnen, den der Kaiser zum Andenken an seinen Besuch im Jahre 1898 der Stadt Konstantinopel geschenkt hat, wurde im Januar 1901, an seinem Geburtstage, mit großen Feierlichkeiten dem Gebrauche übergeben. Auf solche Brunnen legen die Türken ganz besonderen Wert, weil es halt recht heiß bei ihnen ist und sie ein gutes kühles Brunnenwasser wohl zu schätzen wissen. Auch befiehlt ihnen ja der Prophet, sich des Tags über mehr als einmal mit Wasser zu behandeln, und so wird ihnen der neue Kaiserbrunnen willkommen sein, und dankbar werden sie des großmütigen fremden Sultans aus dem Frankenlande gedenken. Mit den Bulgaren, den Serben, den Macedoniern und Armeniern, mit denen der Sultan sonst immer jahraus, jahrein so vielen Streit hat, hat er sich diesmal leidlich vertragen. Unruhen gab's freilich genug, aber da wurde einfach ein wenig dreingeschlagen, und so ging's wieder ein Weilchen.

Für sein Leben gern wär' der Sultan zur Welt-



Seine Frauen jammerten laut und ließen ihn nicht weg.

nem Vetter und Kollegen, dem Schah von

Persien,

ist es schön ergangen auf der Ausstellung! Er war hingereist, da er selbst dort ein hübsches Gebäude

ausgestellt und mit vielen schönen Dingen, persischen Teppichen, Waffen, Geräten, Schmuckgegenständen u. dergl., gefüllt hatte. Er wurde von einem Anarchisten meuchlings angeschossen. Zum Glück ging noch alles gut vorüber; aber er bekam doch solchen Schreck, daß er sich's vornahm, so bald nicht wieder zu einer Ausstellung zu reisen; dafür sitzt er jetzt daheim und stinnt darüber nach, wie er sein Reich aufbessert; und darüber läßt sich ja auch viel nachsinnen, denn in Persien ist noch viel zu verbessern. —

Im schönen Lande

Serbien

gab es um die Hundstage herum eine großartige Ueberraschung: der junge König Alexander, der noch immer un-

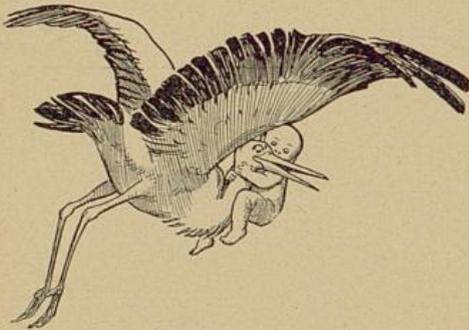
verheiratet war, kam auf den Gedanken zu heiraten. Lust dazu hatte er zwar schon lange gezeigt, aber er hatte sich bis dahin überall bei den Fürstehäusern, wo er als Freiersmann angeklopft hatte, nur Körbe geholt. So verzichtete er



Er hatte sich überall bei den Fürstehäusern nur Körbe geholt.

auf eine Prinzessin und holte sich die Gattin aus dem Bürgerstande seines eigenen Landes, was gewiß kein so übler Gedanke war. Auffallend war nur, daß sich die Erwählte bereits in einem Alter befand, daß sie hätte seine Mutter sein können! Er zählte 24 Lenze, sie aber fuhr bereits vier-spännig! Dies alles sah aber der König nicht an, er hatte sich einmal die Heirat in den Kopf gesetzt und führte sie auch richtig aus. Die Minister schimpften; sein Vater und seine Mutter waren außer sich — mußte alles nichts; er heiratete sie und setzte sie neben sich auf den Königsthron; die widerspenstigen Minister aber setzte er ab und setzte andere dafür ein, die mit der Heirat einverstanden waren. Sein Vater aber war entsetzlich böse; er verließ das Land und ist niemals wieder dahin zurückgekehrt, denn bald darauf starb er nach kurzem Krankenzustand. Um den Toten gab's noch einen Zank zwischen Serbien und Oesterreich; schließlich aber geschah es nach dem Willen des Verstorbenen: er wurde nicht in serbischer, sondern in ungarischer Erde, in einem abgelegenen Kloster, bestattet. So ist richtig wahr geworden, was ihm einstmals geweiss-

sagt wurde und was weder er noch sonst jemand glaubte, der ihn kannte, daß er nämlich noch ins Kloster gehen würde. Nein, dazu hatte er bei Lebzeiten keine Anlage gehabt; dazu mußte er erst sterben. König Alexander aber und Königin Draga sollten noch den Kummer erleben, daß selbst der Klapperstorch, den sie doch so sehulichst erwarteten,



nichts von ihnen wissen wollte. Zwar schien Meister Langbein mit einem kleinen Prinzen im Schnabel heranzukommen, aber nachdem er sich von oben herunter die Zustände im serbischen Königspalaste



näher betrachtet hatte, flog er wieder davon. Besser als in Belgrad gefällt es ihm auf Schloß Kumpenheim in Hessen, wo er häufig Einfuhr hält und jedesmal viel Schönes mitbringt. Dort wohnen der Prinz Friedrich Karl von Hessen und seine Gemahlin Margarete, die jüngste Schwester unseres Kaisers, die der brave Klapperstorch nun schon zum zweitenmale mit niedlichen Zwillingen beschenkt hat. — Die

Engländer

hätten es für ihr Leben gern gesehen, wenn mit dem alten Jahrhundert auch der böse Krieg zu Ende gegangen wäre, den sie im heißen Afrika wider die Buren führen, aber es hat nicht sollen sein, und somit dauert dieser unselige Krieg nunmehr ins dritte Jahr hinein, ohne daß einer sagen kann, wann er denn nun einmal sein Ende nehmen wird?! Die Engländer haben das Burenland besetzt; sie haben den Buren die Hauptstädte genommen und haben Transvaal wie den Drangefreistaat bereits zu einer englischen Kolonie erklärt; aber erreicht haben sie damit wenig genug, denn sie sind nur dort die wirklichen Herren des Landes, wo sie Truppen stehen

haben und auch nur dann, wenn diese stark in der Mehrzahl sind. Werden ihrer weniger oder ziehen sie gar ganz ab, so sind im Nu auch die Buren da; sie besetzen das Land wieder und zeigen sich als die eigentlichen Herren. Ueber Nacht und wie aus der Erde gewachsen sind sie da; sie tauchen in Gegenden auf, wo sie kein Engländer vermutet hätte, und dringen sogar bis dicht an die Hauptstadt der Kapkolonie, bis an Kapstadt heran und haben diese Stadt mehr als einmal aufs schwerste bedroht. Frieden aber und Ruhe bekommen die Engländer also trotz allem nicht, und hieran ist auch die alte Königin Viktoria zu Grunde gegangen! Denn zwar war sie eine gar gestrenge Herrscherin und was sie als das Wohl des Staates erkannt hatte — oder was ihr als solches von ihren Rätenweis gemacht wurde — das führte sie kraftvoll durch, wenn ihr auch mitunter das Herz dabei geblutet haben mag, denn im Grunde war sie doch nicht nur Königin, sondern auch eine mitfühlende Frau, welcher es sehr nahe ging, daß im Laufe des Burenkrieges Tausende und aber Tausende von Frauen und Kindern von Haus und Hof vertrieben wurden und so viele dabei ums Leben kamen. Der Krieg aber hörte dennoch nicht auf; ja, es wurde nur immer erbitterter auf beiden Seiten gefochten, bis es schließlich hüben und drüben kein Krieg mehr war, sondern ein gegenseitiges Abschlagen, Sengen und Brennen da wie dort. Als da der General Roberts heimkam und die Königin, die damals schon krank daniederlag, ihn beim ersten Empfange fragte, wie es mit dem Kriege stünde, ob er nun bald zu Ende ginge, und als darauffhin der General nur zu sagen wußte: „Majestät, ich weiß es nicht“ — da kam der ganze Jammer dieses elenden Krieges über die vielgeprüfte, sonst immer so starke Herrscherin; sie neigte das Haupt und hatte den letzten Rest ihres alten Lebensmutes verloren. Bald darauf verschied sie. —

Nun wäre der Augenblick dagewesen, daß der Nachfolger auf Englands Thron kurzerhand dem widerwärtigen Hezen und Morden ein Ende machte. Aber König Eduard ist viel zu sehr eins mit all den hohen Herren, den Ministern und Staatsleuten, denen der Burenkrieg zu danken ist. Er ist ja der gute Freund des Ministers Chamberlain und seiner Geschäftsgenossen! Im übrigen hatte der hohe Herr auch sogleich so viel Wichtiges zu thun, daß er wahrhaftig nicht an die Buren denken konnte; denn eine Thronbesteigung wird in England mit so vielen umständlichen Festivitäten begangen, daß einer kaum zu Atem darüber kommt. Derweilen war aber der Krieg seinen Gang weiter gegangen. Freilich, erreichen thaten die Engländer immer noch nichts; sie hatten ja etliche tausend Buren gefangen genommen und nach der Insel St. Helena sowie nach Ceylon gebracht; auch viele Burenführer waren gefangen worden; aber darum war der Krieg noch lange nicht zu Ende; denn die Jungen waren inzwischen herangewachsen, und statt der toten Burengeneräle traten neue auf,

die ihre Sache nicht schlechter als ihre Vorgänger machten. Namentlich einer war erstanden, der den Engländern unglaublich viel zu schaffen machte: das war Christian Dewet, der immer wie der Blitz da war, ihnen eins verjeste und im Umsehen wieder verschwunden war. Der alte Krüger hatte sich, als sie ihn erst aus Pretoria vertrieben hatten, auf ein holländisch Schiff gesetzt und war nach Holland gefahren, wo ihn die junge Königin bestens auf-

nahm, während der deutsche Kaiser ihm sagen ließ, Ohm Krüger möge sich nur nicht nach Berlin bemühen; es nütze ihm doch nichts. — Draußen in Afrika aber führte Botha die Sache der Buren weiter, indem er für sein Teil kräftiglich auf die Engländer einhieb. Gelegentlich aber ließ er sich auch dazu herbei, mit ihnen über den Frieden zu unterhandeln; aber er bestand darauf, daß den



General Christian Dewet.

Buren die Freiheit gesichert werde, und davon wollten die Herren in London nichts wissen, — wenigstens vorderhand nicht; aber auf die Dauer wird ihnen doch nichts übrig bleiben, als den Buren dies zuzugestehen, denn die Buren — seit sie Land und Leute, Acker und Gerät, Frau und Kinder verloren — kämpfen um nichts anderes mehr als um ihre Freiheit, und deshalb heißt dieser Krieg, den die Engländer so wider alle Menschlichkeit und wider alles Recht heraufbeschworen haben, mit Recht auch der „Freiheitskampf der Buren“. Möge er bald zu einem gedeihlichen Ende kommen, das wünscht von ganzem Herzen der Hinkende. —

Die Engländer aber fühlen es heute schon, wie sie am eigenen Leibe aufs schlimmste für ihr Verbrechen abgestraft werden. Ja, nicht nur am Leibe, sondern auch — was sie am Ende noch härter trifft — am Geldbeutel fühlen sie's, was ihnen der Chamberlain mit diesem Kriege für eine böse Suppe eingebrockt hat. So an 60—70 000 Mann dürsten sie alles in allem bereits eingebüßt haben; zuletzt ist gar noch die Pest nach dem Kaplande gekommen und hat reichlich mitgeholfen, die Engländer abzustrafen. Was aber den Geldpunkt betrifft, so hat der Herr Kriegsschatzmeister zu London sich bereits alle Haare ausgerauft, denn immer eine schöne Million um die andere ist flöten gegangen, was in England besonders hart ist, denn die Engländer zählen, großspuriger wie sie sind, anstatt nach lumpigen Mark nach „Pfund Sterling“, was aber genau zwanzigmal soviel ist, als ein beschriebenes deutsches Markstück. 81½ Millionen Pfund Sterling oder in

Mark 1630 Millionen hat der Krieg, wie der Kriegsminister Brodrick am 22. Februar 1901 im Unterhaus erklärte, damals bereits gekostet, und jede Woche kostet er weitere 25 Millionen Mark. — Somit sind die Minister zusammengekommen und haben es sich überlegt, wie sie die alten Schulden bezahlen und wo sie das weitere Geld für den Krieg herbekommen? Da aber freiwillig selbst in England niemand Kriegskosten zahlt, so ist ihnen nichts übrig geblieben, als neue Steuern auszuschreiben und neue Zölle aufzulegen. Zölle! Die Engländer! Ja, es ist nicht zu glauben! Die Engländer, die seit Menschengedenken nichts von Zöllen haben wissen wollen! Aber es hilft alles nichts; Geld muß beschafft werden. Der Engländer läßt seinen schönen Gedanken der unbeschränkten Handelsfreiheit schießen. Gleich sind auch die Gesetzgeber zusammengekommen und haben die neuen Gesetze fertig gemacht. Rascher, als der Hinkende seinen Kalender schreibt, hatten sie die neuen Gesetze fertig, wonach unter anderem ein schwerer Zoll auf den Zucker, der ins Land hineinkommt, und auf die Kohle, die zum Land hinausgeht, aufgelegt worden ist. Die Folgen sind klar: der Zucker wird teurer werden, und um so schwerer wird es den Engländern fallen, sich fernerhin ihr Leben zu versüßen, was nach dem bitteren Nachgeschmack, den sie von den Buren und sonstwo her im Munde haben, doch besonders nötig gewesen wäre. Die Kohlen aber werden auch teurer werden und dieserhalb nicht mehr so schlantweg Absatz draußen in der Welt finden, namentlich aber nicht in Deutschland, und dieses wird somit seinen Vorteil haben; es wird seine eigenen Kohlen um so besser bezahlt bekommen und noch mehr als früher zu Tage fördern. Wäre der Hinkende schadenfroh — was er nicht ist — dann könnte er dazu lachen und sagen: „Schaut, da haben wir's!“ — Für die vielen Sünden, so die Engländer draußen in der Welt an der Menschheit begehen, muß ein Tag der Abrechnung und Vergeltung kommen. Eine Schmach und Schande ist es, wie sie in Indien wirtschaften. Ganz abgesehen davon, daß ihnen fortwährend Rebellion droht, die sie nur durch die schärfsten Mittel am Ausbruch verhindern, herrschen da seit Jahrzehnten einerseits die Pest, andererseits die Hungerstnot in der unerhörtesten Weise. Im letzten Jahre aber hat die Pest so grausam gewütet, daß es zum Himmel schrie. Duzendweise lagen Tote und Sterbende in den städtischen Straßen umher. In einer einzigen Woche sind in ganz Indien nahezu 7000 Menschen gestorben, fast doppelt soviel als in der entsprechenden Woche des vorvergangenen Jahres. Selbst in der Hauptstadt Kalkutta — wo man doch meinen müßte, daß geordnete, reinliche Zustände herrschen — sind in einer Woche über 400 Menschen von der Pest dahingerafft worden; und nicht besser steht es in Bombay, wo die Engländer Palast an Palast stehen haben, während dicht daneben das Volk haufenweise in den elendesten Hütten an der Pest zu Grunde geht. In den letzten

sieben Jahren sind hier über 150 000 Menschen der Pest erlegen, und so kommt es, daß die Stadt, anstatt an Einwohnern zuzunehmen, abnimmt. Bombay hat jetzt 50 000 Einwohner weniger, als es vor Jahren hatte, und stirbt somit allgemach aus. — Dazu aber kommt dann noch die Hungerstot, die sich alle Jahre zur gewohnten Zeit einstellt, welche aber diesmal besonders schlimm gehaust hat. Hier gehörte es sich, daß von Grund aus alles geändert und in der überlegtesten Weise neue Einrichtungen getroffen würden. Bis jetzt zieht der Engländer nur da hinaus, um möglichst bald reich zu werden; um das Land selbst schert er sich nicht. Hat er aber das Geld im Sack, dann kehrt er heim und lebt von seinem Zins oder er reist in fremde Länder, namentlich in



Wo einer auf Stühlen und Tischen herumklümmelt, so ist das sicher ein — Engländer.

Deutschland umher und bringt die Leute wider sich auf mit seiner barschen und rücksichtslosen Art, in der er sich beträgt. Wenn ein Fremder irgendwo in unsern geeigneten Gauen sich recht breit macht, wo einer auf Stühlen und Tischen herumklümmelt und dann noch grob wird, wenn's andere nicht leiden wollen, so ist das sicher ein — Engländer. — Die

Amerikaner

haben sich das letzte Jahr über alle Mühe gegeben, es ihren Vettern nachzumachen und sich ebenfalls draußen in der Welt zur gebührenden Geltung zu bringen. Sie sind in China, als es sich darum handelte, die Kaiserin und ihre Ratgeber klein zu bekommen, mit einer beträchtlichen Truppenmacht eingerückt, und wenn sie dort auch nicht gerade Heldenthaten verrichtet haben, so haben sie doch den Mund gewaltig aufgethan und sich gestellt, als ob es nur auf sie ankäme. Wenn die anderen Gesandten so gut wie einig miteinander waren, da haben sie allemal etwas Besseres gewußt, und somit haben sie die Verhandlungen ganz unnötigerweise gestört, bis schließlich den übrigen Diplomaten der Geduldssaden riß und sie sich um ihren Kollegen aus Amerika nicht weiter kümmerten, — worauf dieser auf drei Monate Urlaub nahm und von Peking abreiste. — Mehr Glück hatten sie auf den Philip-

pinen, wo es ihnen richtig gelang, den bisherigen Führer der Eingeborenen, Aguinaldo, nachdem sie nun schon ins dritte Jahr hinter ihm drein sind, endlich abzufangen. Es heißt, daß der amerikanische Dollar dabei ein gewichtiges Wörtel mitgeredet habe, indem der Mann von eigenen Landsleuten verraten und den Amerikanern in die Hände gespielt wurde. (Ein Dollar allein wird's wohl aber nicht gewesen sein; es müßte schon ihrer eine ganze Anzahl, ja, es dürfte ein guter Beutel davon gewesen sein.) Die Amerikaner haben übrigens im letzten Jahre wieder das Vergnügen einer Präsidentenwahl gehabt; sie haben es sich aber leicht gemacht und den alten Präsidenten behalten. Eine große Anzahl Wähler war freilich wieder gegen Mac Kinley; sie waren vielmehr wieder, wie schon das letzte Mal, für Mister Bryan, von dem erwartet wird, daß er die Silberwährung wieder einführt. Die Mehrheit aber gab den Ausschlag für Mac Kinley, weil im großen und ganzen alles zufrieden mit ihm war. Er ist der Mann, der die Amerikaner zu nehmen versteht, er versteht ihnen zu schmeicheln und kann sich darauf berufen, daß er großartige Thaten verrichtet hat; er hat Kuba und Portorico genommen und überhaupt die ganze neuere auswärtige Politik der Amerikaner so recht nach ihrem Herzen gemacht. Daß der viele Glanz, der sich da gezeigt hat, in Wahrheit nicht viel wert ist, sieht erst jetzt ein kleiner Teil der Amerikaner ein; aber was sie einmal genommen haben, müssen sie jetzt schon festhalten, wenn's ihnen auch noch manch bittere Stunde und viel Geld kosten wird, bis die genommenen Länder ihnen wirklich zugehören. — Ein Jahr ums andere vergeht, aber

Rußland

bleibt einmal ohne den so sehnlich erwarteten echten und rechten Thronfolger. Prinzessinnen werden dem Kaiser nachgerade genug geboren, aber noch immer fehlt's an dem richtigen Kronprinzen. Bis auf weiteres gilt daher der einzige jüngere Bruder des Kaisers als Thronfolger und er wird deshalb auch zu allen Staatshandlungen zugezogen, da man ja nicht wissen kann, ob er nicht im Umsehen zum Throne berufen wird. Denn im heiligen Rußland herrscht nichts weniger als Ruhe; die Nihilisten aus den früheren Zeiten giebt's freilich nicht mehr; darum aber ist noch lange nicht alles zufrieden im Reich. Sondern das Gegenteil ist gerade in den „höheren Regionen“ ärger als jemals. Dabei meint es sicherlich der junge Kaiser gut, und nicht umsonst sitzt seine Frau Kaiserin neben ihm auf dem Thron, die ja in Deutschland daheim ist und somit ganz genau weiß, um wieviel es besser sein kann; aber die besten Absichten des Kaisers kommen nicht zur Ausführung, weil der alte Stamm der Beamten sich bis aufs Messer wider alle Neuerungen sträubt. Die Verbannung nach Sibirien ist noch immer nicht aufgehoben; noch immer hat die Polizei das Recht, mißliebige Personen aufzupacken und nach dem fernem

Osten abzuschieken; die Gelder verschwinden nach wie vor aus den öffentlichen Kassen, und die allerersten Beamten werden als Diebe und Betrüger entlarvt oder auch — was noch schlimmer ist — nicht entlarvt, sondern sitzen ihr Leben lang an der vollen Krippe und schöpfen daraus ganz nach Belieben. Das große Unternehmen der sibirischen Eisenbahn hat freilich auch in dem letzten Jahre wieder bedeutende Fortschritte gemacht, aber vollendet ist es noch immer nicht. Daher kamen die chinesischen Wirren dem Zaren sehr un gelegen, nämlich zu früh. Wenn die große Bahn fertig gewesen wäre, so hätte Rußland mit weit geringeren Unkosten und in viel kürzerer Zeit als die übrigen Mächte beliebig große Truppenmassen nach China schaffen können und hätte daher vor den andern einen großen Vorsprung gehabt. So aber waren die Russen gezwungen, wie die Deutschen, Franzosen und die andern große Schiffe zu mieten, um damit ihre Soldaten nach dem fernern Osten zu senden! — Da draußen haben sich nachher die lieben russischen Soldaten in echt russischer Weise betragen. Den Boreern sind sie da freilich mit erstaunlichem Mute zu Leibe gegangen; sie haben dies plündernde Volk von Räubern vertrieben und alsdann selbst lustig drauf los geplündert, wie es auch die Engländer und Franzosen nicht besser machten. Allerdings hatten ihre Generale das Plündern verboten; aber es liegt ihnen dies einmal so im Blute, daß sie's beim besten Willen nicht lassen konnten. — Schließlich aber haben sie ja das böse Beispiel von oben. Denn auch „Väterchen“ plünderte ohne Bedenken bei den Chinesen, indem er einfach das weite Land, womit die Chinesen an die Russen grenzen, die Mandschurei, einsteckte und als sein



„Väterchen“ plünderte ohne Bedenken bei den Chinesen.

eigen behielt. Japan gebärdete sich darüber ganz wild, weil es für sein Teil gern Korea gehabt hätte und doch nicht bekommen konnte; auch die Engländer waren arg ver schnupft und hätten am liebsten die Deutschen vorge schickt, damit diese den Russen die Mandschurei mit Gewalt wieder abnähmen; aber wenn der Deutsche auch verschiedentlich sehr gutmütig in dergleichen ist — so dumm war er diesmal denn doch nicht, und er ließ nach England hinüber sagen: „Du, Vetter Engländer, wenn du die Mandschurei wieder heraus

haben willst, so hole sie!“ . . . — darauf ließ es der Vetter Engländer. — Somit ist der Hinkende endlich dahin gelangt, wohin er schon lange zielte, nämlich nach

China ;

denn darüber ist gar viel zu erzählen. Als er im letzten Jahre unter seinem Kalender den Schluß machte, da stand es so, daß soeben alle europäischen Staaten, die nur etwas zu sagen haben im Rate der Völker, eine schwere Menge Soldaten da hinausgeschickt hatten, weil die Nachricht nach Europa gekommen war, die Chinesen hätten nicht nur den deutschen Gesandten von Ketteler sondern alle ausländischen Gesandten samt und sonders, zusammen mit allen ihren Angehörigen, in Peking umgebracht. Diese Nachricht hatte sogar der chinesische Telegraphendirektor, der zu Shanghai sitzt, schon als richtig bestätigt. In Wahrheit war von den genannten Gesandten nicht die geringste Nachricht eingelaufen, daß sie noch lebten. Also machten sich Tausende und aber Tausende von europäischen Soldaten auf die Beine, um nach Peking zu marschieren und den Tod der Gesandten zu rächen. Deutschland allein setzte an die 20 000 Mann auf die Schiffe und schickte sie hurtig hinaus nach dem fernern China, und zwar in einer ganz besonderen Uniform. In gelbgrüner Leinwandhose und Jacke, gelben Stiefeln und leichten Strohhüten zogen die Chinakämpfer leuchtenden Auges hinaus in die Welt, um für die Ehre Deutschlands einzutreten. Leider aber hatte der englische Herr Admiral, der bis dahin in China der Oberste aller europäischen Generale gewesen war, einen gewaltigen Boß geschossen. Seymour hieß er und ist inzwischen längst heimgekehrt, um sich Seite an Seite mit den ebenso klugen und tapferen Generalen, die in Afrika durchaus nicht mit den Buren fertig werden konnten, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er war kopflos, immer der Eisenbahn nach, auf Peking zu marschiert; die Eisenbahn aber bestand nicht mehr und konnte ihm somit nichts nützen; er blieb ohne Proviant und ohne Verbindung mit der See. So kam es, daß er bald wieder umkehren mußte, und nun saßen die Boyer erst recht Mut, fielen zu Hunderttausenden über ihn her und brachten ihm schwere Verluste bei, so daß er sich nur mit Mühe und Not nach Tientsin retten konnte. Zum Glück waren derweilen neue Truppen aus Europa eingetroffen, und diese machten sich zusammen mit Japanern und Amerikanern von neuem auf den Weg nach Peking; diesmal aber wählten sie verständigerweise den Landweg am Peiho entlang, und so gelang es ihnen, bald nach Peking selbst zu kommen, die Stadt zu erobern und damit auch die Gesandten zu befreien; denn jetzt zeigte es sich, daß diese Gesandten durchaus nicht umgebracht worden waren; im Gegenteil lebten sie mit Ausnahme des Freiherrn von Ketteler, der im Dienste der Pflicht den Heldentod erlitten hatte, noch alle, wenn sie auch zusammen mit ihren Angehörigen und den Wachmann-

schaften (von denen namentlich die deutsche, unter dem Befehl des Grafen Soden stehend, Proben bewundernswerter Tapferkeit abgelegt hatten) lange belagert worden waren, schwer gelitten und auch viele Verluste gehabt hatten. Nun ging es zunächst an ein gründliches Plündern der Stadt, und was die Boxer darin übrig gelassen hatten, das nahmen jetzt die Amerikaner, die Indier, die Japaner und die Russen an sich und hießen es mit sich gehen. Die sogenannte „verbotene Stadt“, worin sich für gewöhnlich die Frau Kaiserin aufgehalten hatte, wurde von den Amerikanern nur einmal „leise überplündert“ und dann besetzt, damit nicht auch noch andere Völker plündern kämen. Die Kaiserin samt dem

hung=Tschang, Vicekönig von Kanton, der extra von Kanton herzugereist war, den Frieden zu machen. Er verstand sich vortrefflich auf sein Geschäft und hat die Europäer volle 8 Monate hingehalten. Besser wäre es wohl gewesen, die Deutschen hätten gleich auf eigene Faust einen frischen, fröhlichen Krieg geführt, anstatt sich von Europa förmlich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Ursache war trotz Bebel und Konforten genug da. Die Ermordung des deutschen Gesandten verlangte Sühne, und warum sollten wir nicht einmal die ersten sein nachdem wir so lange die letzten gewesen sind? Endlich ist nun der Friede doch noch zustande gekommen, und schon rüsten sich unsere Landsleute zum Abzuge aus China und zur Heimkehr ins liebe Vaterland. Mit hellem Jubel und vielen Ehren sollen sie daheim empfangen werden. Sie verdienen es, und es verbürgt's ihnen:

der Hinkende.



Kapitän Lans, Kommandant des „Alis“,
Graf Waldersee, v. Ketteler, der ermordete Gesandte.

Kaiser hatte sich tagsvorher dünn gemacht und war in einer Sänfte tief ins Innere des Landes hineingeflohen, nach Singanfu, wo sie bis zur Stunde noch sitzt.

Derweilen hatten aber die Großmächte daheim einen besondern Entschluß gefaßt: sie hatten, wie schon früher erzählt, den glücklichen Gedanken gehabt, den Grafen Waldersee zum Oberstkommandierenden aller ihrer Truppen zu ernennen, und etwa sechs Wochen darauf traf derselbe mit einer großen Zahl von Offizieren und Beamten auf chinesischem Boden ein. Während nun Waldersee seinerseits die Boxer und die widerspenstigen chinesischen Soldaten bekämpfte, fingen die Diplomaten an, mit den Chinesen über den Frieden zu verhandeln. Aber mit wem? Die Kaiserin saß zwischen ihren Bergen und ließ sich nicht sehen; die Herren Minister aber hatten sich in Peking verkrochen und niemand wußte sie auszufinden. Da erschien der richtige Mann auf der Bildfläche: der große und schlaue Li nämlich, Li-

Soeben kommt die Kunde von einem neuen Ministerwechsel in Baden, dem Heimatlande des Hinkenden. Der Präsident des Staatsministeriums und Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts Staatsminister Dr. W. Koff, der beinahe ein halbes Jahrhundert im badischen Staatsdienste steht, hat sich in den wohlverdienten Ruhestand begeben, und an seiner Stelle wurde vom Großherzog der Minister des Auswärtigen von Brauer zum Präsidenten des Staatsministeriums und der Oberstaatsanwalt Alexander Freiherr von Dusch zum Präsidenten des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts ernannt. Es thut dem Hinkenden weh, daß der Staatsminister Koff, dessen Verdienste um das badische Land, namentlich um das Schulwesen und die Rechtspflege, unvergesslich sind, seinen Posten, für den er wie geschaffen war, verlassen hat, aber seine Nachfolger sind auch tüchtige Leute, die volles Vertrauen verdienen und finden.

Sprüche.

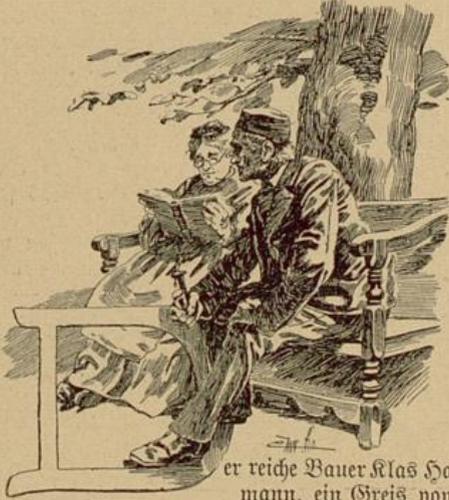
Erste Klasse schöpft die Kasse. —
Auch die Zweite laß beiseite!



Vierte Güte? Gott behüte! —
Aber Dritte — Goldne Mittel!

Die Erben.

Von Hermann Heiberg.



er reiche Bauer Klas Habermann, ein Greis von 80 Jahren, war in dem nordischen Dorfe Langenbuchholz frühmorgens, grade als der erste Hahn sein Lied gesungen, gestorben. Sehr plötzlich und unerwartet war sein Tod erfolgt. Noch nachmittags vorher hatte er neben seiner Wirtschasterin Trina Held vor der Thür unter dem Ulmenbaum gefessen, vergnügt geschmunzelt, mit Vorübergehenden Worte ausgetauscht und wie immer seine Pfeife geraucht. Wie es zugegangen war, hatte der Allerwel's nam Emil Brodersen, der Barbier, am folgenden Tage vor dem Besperbrot im Wirtshaus zur Post den gespannt aufhorchenden Gästen erzählt.

Zu ihm war Trina gleich hingelaufen, nachdem dem Alten in der Nacht so schlecht geworden und er angstvoll nach ihr gerufen.

Als Emil Brodersen an das Bett des Kranken getreten war, hatte er nur schwer und lallend gesprochen. Ein Schlag hatte ihn getroffen, eine Lähmung der Glieder war eingetreten, und schon nach halbständigem Verlauf hatte sich, während ihm Emil jede Erleichterung zu schaffen versucht, eine schwere Atemnot eingestellt. Unter der vergeblichen Bemühung, Widerstand zu gewinnen, hatte er seine Seele ausgehaucht.

Emil Brodersen war's auch, der die beiden Söhne, zwei weiter hinab im Dorf wohnende Bauern, von denen jeder eine Landstelle ihres Vaters als Pächter bewirtschaftete, von dem Unglücksfall unterrichtete.

Der eine der beiden Zwillingsbrüder — sie waren Zwillingsgeschwister — hatte sich eben aus dem Bett erhoben und stand, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem von der Landstraße durch einen stattlichen Vorplatz getrennten Besitz und guckte in die Luft. Er studierte das Wetter, da er beim Korn-einfahren war.

Als ihm Brodersen die Trauernachricht verkündete, riß er erst erschrocken den Mund auf. Dann stieß

er, ohne weitere Mitteilungen abzuwarten, die Hausthürpforte auf und rief laut nach seiner Frau.

„Komm gau her! Emil Brodersen ist da! Vater ist heute morgen gestorben,“ polterte er heraus.

Und als dann die Bäuerin, eine große, knochige Frau mit harten, gemüthlosen Zügen, herangekommen war, ging's ans Fragen, an so viel Fragen, daß Emil kaum auf alles Antwort erteilen konnte. Und bei allem, was sie sprachen, ließen sie durchschimmern, daß sie lediglich an die Erbschaft dachten, daß sie in größter Angst und Sorge waren, es könne jetzt irgend etwas zu ihrem Schaden aus dem Hause geschafft werden. Von einer Trauer war gar nicht die Rede.

Sie hätten auch lange warten müssen, äußerte unter anderem die Frau, während sie mit dem Schürzenzipfel über den Mund mit den dünnen, geizigen Lippen fuhr. Alle die Kinder und die verhältnismäßig kleine Stelle! Von ihm, ihrem Schwiegervater, dem Geizhals, sei ja bei Lebzeiten nie etwas zu kriegen gewesen.

Und Emil Brodersen, der sich gewöhnt hatte, lieber in solchen Fällen ein pfliffiges Schweigen zu beobachten, denn zu reden, bewegte nur mit einem inhaltslosen Ausdruck den Kopf.

Wohl aber schickte er sich an, teils infolge des Dranges, der erste Verkünder der bedeutamen Neuigkeit zu sein, teils als hilfsbereiter Allerweltsmann, auch dem anderen Bruder, der in einem alten, aber soliden Hause am Ende des Dorfes wohnte, Nachricht zu geben.

Es waren Mann und Frau beim Kaffee, als er rasch die Tenne des langgestreckten Bauernhauses durchmaß, sich atemschwer durch den mit Herdrauch angefüllten Raum drängte und um so hastiger und ohne anzuklopfen, die rotangestrichene Stubenthür aufstieß.

„Na, du? Wo kommst du denn so früh her, Emil?“ begann der Mann freundlich gemüthlich. Sie duzten sich schon von der Dorfschule her.

Auch die sauber aussehende Frau mit gefestigtem aber freundlichem Ausdruck in den Zügen erhob sich bei des Barbiers Eintritt und nickte ihm vertraulich zu.

Und gleich, auch ehe Emil noch mit etwas beginnen konnte, bat sie, daß er mit ihnen eine Tasse Kaffee trinken möge.

„Nein — nein — danke! Ich muß gleich wieder weg,“ erklärte Emil.

„Aber weshalb ich komme —“ fuhr er ernst und seine Worte bedeutsam betonend fort, „Vater ist vor einer Stunde plötzlich — gestorben. — Er hat einen Schlag gekriegt.“

Beiden fiel fast die Kaffeetasse aus der Hand, auch erhob sich der Sohn, und Thränen traten ihm in die Augen.

„Dod — dod —?“ stieß er plattdeutsch, in tiefer Bewegung heraus. „Ach, min leve Vadder. — Wo kann't angahn, — vertell mi, Emil — vertell mi gau —“

In gleicher Weise drückte sich die Frau aus. Ihr Schmerz war echt, so ergreifend, daß Emil selbst ein wenig weich wurde.

Sie wollten auch beide gleich mitgehen, sie beendeten hastig ihr Frühstück. Und was erforderlich war, das holten sie rasch herbei, und bald schritten sie zu dreien die Dorfstraße herab.

Es war ein herrlicher Sommertag. Nach einem kräftigen Nachregen war jetzt die hohe, blaue Luft gleichsam von allem Unreinen befreit worden. Etwas Frisches, aber auch Vergnügliches durchströmte die gesamte Natur. Die Vögel zwitscherten mit befreiten Lauten auf Bäumen und in G.büschen, und alles, was das Auge schaute, war in Sonnengold gebadet.

Aber gerade die herrliche Natur stimmte das Gemüt des Bauern nur noch weicher. Er redete gar nicht; er dachte nur daran, daß er nun nicht mehr, wie bisher, mit seinem lieben Alten plaudern, nicht mehr fühlen sollte, daß er an allem, was ihn und seine Frau betraf, Anteil nehmen würde.

„Das giebt ein schönes Erbe für dich, Peter,“ warf Emil hin, als sie eben um die Ecke der Dorfkirche bogen.

Er sprach, um endlich einmal etwas zu sagen, aber auch, um den Mann auszuforschen, um zu prüfen, ob auch er lediglich an den ihm zuteil werdenden Mamon dachte, wie sein habüchtiger Bruder.

Erst bewegte Peter nur den Kopf. Dann sagte er uninteressiert: „Kann sein, Emil, — aber vielleicht auch nicht. — Er hat mehreren was vermacht; so wird auf uns Brüder nicht so viel kommen. Wir haben ja noch Anverwandte, und ich weiß, er hat auch der Kirchengemeinde was ausgesetzt.“

„So, hat er dir das gesagt?“

Der Bauer bestätigte, kurz das Haupt senkend.

„Dein Bruder Jost rechnet, glaube ich, auf viel,“ warf Emil hin und sah dabei die Frau an.

Peter entgegnete nichts; sie aber, die Bäuerin, sagte stark und anzüglich betonend: „Ja, sicher, und wenn's noch so viel ist, wird's für ihn immer noch zu wenig sein. — Das heißt, — er ist noch nicht mal so schlimm, — aber Stine, seine Frau, die gönnt anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel, und uns möchte sie am liebsten in die Hölle wünschen.“

„Ach, ach, Anna!“ fiel der Bauer vorwurfsvoll ein.

Emil guckte ihn an. Er bejaß den Kopf eines Christus. Solche Milde lag in den regelmäßigen Zügen, so wohlwollend blickten die blauen Augen, und so rein war die Stirn und so edel waren die Linien. Der bäuerliche Anzug paßte kaum zu seiner sonstigen Erscheinung.

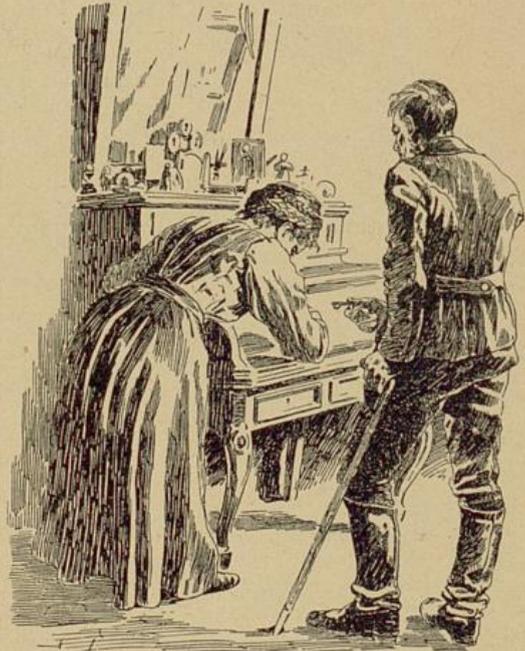
Die Frau aber schloß kurz: „Du nimmst sie immer in Schutz, Peter, aber es ist die Wahrheit. Bei ihnen sitzen Steine, wo andere Herzen haben. Ich lebe gern mit jedermann in Frieden und sage lieber nur jedem das Beste nach. Aber die — die — Und paß auf — es giebt noch Streit und Feindschaft jetzt. Mir ahnt so was.“

„So wollen wir ihnen lieber alles lassen. — Wir haben ja genug. Wir haben keine Kinder. — Du

erbst auch noch mal — Anna. — Geld — Geld — was ist Geld —?“ betonte der Mann selbstlos.

„Geld hat wenigstens den Wert, daß man damit anderen helfen kann,“ fiel Frau Anna ein. „Bei denen wird's in die Strümpfe gesteckt oder im Garten vergraben, bloß damit nur nicht einer daran kommen könnte. Niemand hat gut davon. Nicht einmal sie selbst haben es. Die Kinder sind rein verhungert. Sie kriegen nicht satt zu essen, bloß aus Geiz. Nein, nein komm mir nicht mit so etwas, Peter. Davon will ich nichts wissen. Was sagen Sie, Emil?“

„Ich sage, ich möchte gern mal ein bißchen mein Eigentum nennen! Ich bin und bleibe ein armer Schlucker. — Ich kann's nicht halten, und — und viele bezahlen mir auch nicht einmal, was sie mir schuldig werden. Wenn ich nicht Sonntags zum Tanz mit aufspielte, könnte ich mich kaum mit meiner alten Mutter nähren.“



Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Er sprach, wie er im Augenblick dachte, vielleicht auch mit einiger Berechnung. Menschen bleiben Menschen; jeder sucht vom Nächsten etwas zu erreichen, wenn der andere etwas mehr hat.

Das Ehepaar entgegnete nichts; sie waren nun auch schon bei dem Sterbehaus angelangt.

Als sie in das niedrige Wohnzimmer mit den netten, sorgfältig gehaltenen, blanken Möbeln eintraten — Emil hatte sich draußen von ihnen vorläufig verabschiedet —, fanden sie den Bruder und die Frau, wie sie im Begriff standen, ein Schreispult zu öffnen. Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Als sie ihre Verwandten sahen, standen sie, ihren Verdruß allerdings nur schlecht verbergend, davon ab, und sie äußerten auch nichts, als Peters Frau sagte: „Alles gemeinsam, im Einverständnis, unter aller Augen, sonst kommen die Gerichte dazwischen.“

Sie wußte nicht einmal, ob das, was sie redete, seine Richtigkeit hatte. Sie wußte nur, daß sie bloß so die habgierige Gesellschaft einschüchtern, sie verhindern konnte, etwas beiseite zu bringen. Auch dazu hielt sie sie für fähig.

Peter war schon, nachdem er seinen Verwandten stumm die Rechte hingestreckt, in das Sterbezimmer getreten.

Als ihm seine Frau folgte, stand er tief erschüttert neben dem Bett, und nun eben kniete er nieder und schluchzte bitterlich.

Er hatte seinen alten Vater von Herzen lieb gehabt.

„Ne is so weel — so weel —“ betonte Anna, während sie den Händedruck der anwesenden alten, ehrlichen Pflegerin Trina erwiderte.

Bevor sich die Verwandten trennten, mußte die Haushälterin Emil Brodersen nochmals herbeiholen. Er sollte — so wünschten es Jost und seine Frau — alles besorgen, was zum Leichenbegängnis gehörte.

Auch hier waltete der Gedanke, die andern könnten zu viel aufwenden. Emil wollten sie hintenherum anweisen, sich nur ja in keinen Übertreibungen zu ergreifen.

Endlich verließen sie gemeinsam das Haus und begaben sich zum Pastor. Er hieß Heilig, wohnte in einem schönen, von Laub umspinnenen Hause neben der alten Steinkirche und war ein guter Mann und trefflicher Seelsorger.

Schon beim Pastor hatten Habermanns gehört, daß der Verstorbene sein Testament mit seinem letzten Willen auf dem Amtsgericht in der nahegelegenen Stadt K. niedergelegt habe.

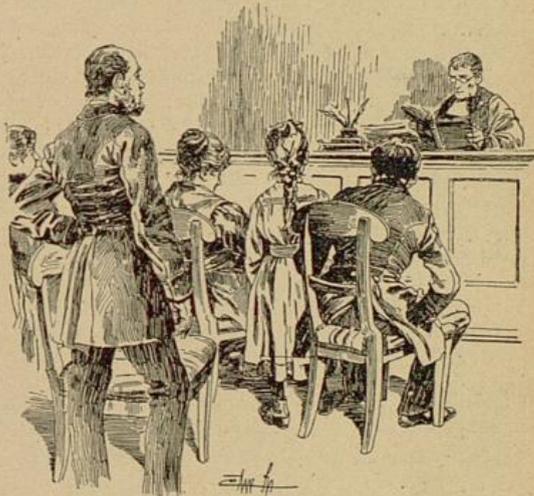
Dahin begaben sich denn auch alle nach Beisehung des Alten, und nachdem sie schon nach Verlauf einer Woche von dem Richter zum Erscheinen aufgefordert worden waren. Jost Habermann und seiner Frau war die Zeit schrecklich lang geworden. Sie schloffen kaum vor Ungeduld und habgieriger Spannung. Zweimal redete die Frau die frühere Pflegerin darauf an, ob sie nicht etwas wisse, ob der Verstorbene nicht bei Lebzeiten etwas geäußert habe. Aber statt befriedigt zu werden, gab Trina die Antwort, daß er ihr, Trina, wiederholt gesagt, daß er sie nicht vergessen werde. Sonst habe er nie etwas über seine Absichten fallen lassen. Es sei denn —

„Nun, nun?“ hatte die Bäuerin gedrängt, und ihr Mund hatte sich geöffnet und ihre unnatürlich großen Zähne waren noch stärker zum Vorschein gelangt.

„Ja, insofern —“ war Trina fortgefahren, und hatte eine Befriedigung darin gefunden, dieser ihr stets widerwärtigen Frau eine Enttäuschung, gar eine rechte Dual zu bereiten, — „als Herr Habermann

mehrmals hinwarf, daß er seine Söhne ja schon bei Lebzeiten so hingesetzt hätte, daß sie nicht noch mehr brauchten. Es wären so viele, die es viel — viel nötiger hätten, und die wollte er auch bedenken.“

„Bei Lebzeiten gut hingesetzt!“ betonte die Frau und der Geiße schoß ihr in die Munddecken. — „Na, davon wissen wir nichts, wohl aber, daß wir von früh bis in die Nacht gearbeitet haben, daß wir uns bloß die Lippen naß machen konnten. Und was



Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden.

sagten Sie denn, Trina, wenn er so sprach? Haben Sie nicht richtiggestellt, was der alte blöde Mann mit dem halben Verstand gesprochen hat? Ne, natürlich nicht, Sie dachten bloß an sich, — Sie wollten bloß für sich recht viel beiseite bringen. — Sie haben wohl auch schon bei Lebzeiten die Augen offen gehalten — Geld konnte er ja nicht mehr ordentlich sehen — da —“

„Wat —? Dat segg'n Se? So wat glov'n Se un truen Se mi to?“ hatte die alte eheliche Person nach dieser böshaften Verdächtigung voll Empörung hervorgestoßen. „Aber von Ihnen kann man ja alles erwarten,“ war sie, nun auch ihrerseits alle Rücksichten beiseite schiebend, fortgefahren: „Sie brachten es fertig und gruben den Leichnam aus und prügelten noch den Toten, weil er Ihnen fünf Pfennig weniger vermacht hat, als Ihrem Schwager.“

„Hol din Mund, wenn du nich wißt, dat ick di mit de Fußt de Lehn inslah,“ hatte wiederum die Frau entgegnet und war, nachdem sie verschiedene Saßlöffel in den Möbeln abgezogen hatte, davongegangen.

Es waren verhältnismäßig recht viele Personen, die als Erben des alten Habermann vom Amtrichter entboten waren.

Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden, und lautlose Stille trat ein, als der Beamte nun nach gewohnter Einleitung das Testament vorlas.

Für einen Seelenforscher und für einen Maler wäre es wertvoll gewesen, die Gesichtszüge der Versammelten zu studieren.

Der Charakter jeder einzelnen Person spiegelte sich bei dieser Gelegenheit in den Gesichtszügen deutlich wieder.

Ein großer Respekt aber würde sie nicht ergriffen haben. Nur in Peter Habermann und seiner Frau Mienen haftete ein Ausdruck von Gelassenheit und ernster Trauer, trotzdem es sich um — Geld — um Geld — handelte!

Selbstamerweise hatte der Verstorbene erst die Legate aufgezählt, die er vermacht hatte.

Die dadurch entstehende fernere Ungewißheit über die Höhe des eigenen Erbtells, aber auch der furchtbare Ingrimm über das nutzlose Verthun des „schönen“ Geldes an „fremdes Volk“ machte das Ehepaar Jost schier plätzen.

Ja, wenn die Frau den „alten Kerl“, den Vater ihres Mannes, jetzt zwischen den Fingern gehabt hätte, sie würde den Toten nochmals erwürgt haben. Trina wußte, was sie gesprochen.

Endlich, endlich machte der Richter eine Pause.

Nun atmeten die beiden auf. Nun kam's. Und jener sprach:

Der nach diesen Legaten noch verbleibende Rest meines Vermögens in barem Gelde und Staatspapieren, welches alles in Höhe von 880 000 Mark bei der Vereinsbank Hamburg für meine Rechnung niedergelegt ist, soll ohne Beschränkung zum freien Schalten und Walten meinem Sohne Peter und seiner lieben Frau allein, jedoch mit der Maßgabe zufallen, daß, falls sie ohne Leibeserben sterben, das dann noch vorhandene Vermögen in den Besitz meines Sohnes Jost und seiner Kinder, aber nicht in das Eigentum seiner Frau übergeht.

Sollten aber Peter und Anna Nachkommen haben, so sollen diese ausschließliche Erben des Besitzes werden. Sollten endlich alle bis auf Stine Habermann sterben, so soll das Vermögen der Langenbuchenholzer Gemeinde zufallen.

Meinem Sohne Jost vermache ich dagegen die ihm bisher in Pacht gegebene Hufe Hoheluft und ebenfalls die gegenwärtig von Peter bewirtschaftete Hufe Reddermoor.

Es ist mein lebhafter Wunsch, wenn auch nicht eine Bedingung meinerseits, daß sich Peter irgendwo anders ankauft. Reddermoor hat er sechs Monate nach meinem Tode mit Wirtschaftsinventar zu räumen und seinem Bruder zu übergeben, eventuell nach beiderseitiger Einigung früher.

Wenn ich so testierte, so leiteten mich dazu berechtigende Gründe und Überlegungen.

Die Anlagen zu Habgucht und Geiz, die leider bei meinen Kindern Jost und seiner Frau sehr ausgebildet sind, will ich nicht noch durch Geldbesitz vermehren. Geld ist ein Teufel, der selbst die besten Menschen zu den aller schlechtesten zu machen imstande ist.

Und wenn ferner Jost und seine Frau bei dieser Erbüberweisung vor ihrem Bruder und seiner Frau

zu kurz zu kommen vermeinen, so haben sie es sich wegen ihrer Haltung gegen mich selbst zuzuschreiben.

— Sie haben mir keine Liebe erwiesen, vielmehr immer durchblicken lassen, daß ich ihnen zu lange lebe.

Liebe weckt Liebe und Wohlthun. Gleichgültigkeit und Härte machen gleichgültig und hart.

Zum Testamentserketor ernenne ich hiermit den Herrn Rechtsanwalt Dr. Spließ in R. Er soll alles nach bestem Ermessen und baldigst ordnen, seine Sporeten dafür anrechnen, und als besondere Gratifikation noch das aus den vorhandenen Vermitteln erhalten, was ihm mein Sohn Peter bestimmt und womit er sich zufrieden erklärt. So geschehen u. s. w.

Man mußte es gesehen haben, wie Jost und Stine mit den Zähnen geknirscht, wie sie vor Enttäuschung, Wut und Aerger die Farbe gewechselt hatten.

Nicht nur die ungeheure Benachteiligung, sondern auch noch die Begründung in Gegenwart all der im Saal anwesenden Personen!

Ihr Inneres war von Haß gegen den Erblasser, ihren eigenen Vater, erfüllt, und dasselbe Gefühl setzte sich fortan in ihnen gegen Peter und Anna fest.

Gleich, nachdem sie das Amtsgerichtsgebäude verlassen und den vor diesem liegenden freien Platz überschritten hatten, war in dem gutherzigen Peter der Entschluß reif geworden, seinem Bruder zu erklären, daß er freiwillig so viel von seinem Erbe abtreten wolle, als ihm nach Schätzung von Sachverständigen bei gleicher Teilung mehr zukomme.

Aber Anna hatte es energisch verhindert. Sie hatte ihn an den Arm genommen und gesagt: „Du sahst vordem Stines feindseligen Blick, und hast es dir eben gefallen lassen müssen, daß sie beide die Hand zurückzogen, als wir ihnen Adieu sagen wollten! Und nun willst du den Schwächling spielen? Nun willst du der Großmütige sein? Nimmermehr! Es bleibt genau, wie dein Vater es bestimmt hat, und weise war's von ihm, daß er wünscht, wir sollen von Langenbuchenholz fortziehen. Das Gemüt kommt ja im Zusammenleben mit diesen neidsüchtigen Menschen nicht zur Ruhe. Und wie würde es erst jetzt werden! Je früher, desto besser fort von hier, wenn schon es uns sonst schwer sein wird, alle unsere Freunde und Bekannten zu verlassen! — Noch mehr, Peter! Es ist Pflicht gegen uns selbst. Ich — ich — fühle unser Leben nicht sicher, wenn wir hier bleiben. — Das Weib sinnt schon heute auf Rache, gar auf — — Mord —“

Wieder wehrte Peter heftig und, nach diesen letzten Worten seiner Frau, mit Entsetzen ab.

Da seine eigene Seele ohne jegliches Arg war, vermochte er so etwas nicht einmal zu denken, viel weniger jemals für möglich zu halten.

Aber in der Sache selbst ließ er sich bestimmen. Er überlegte, daß er das, was er in Folge seines gerechten und billigen Sinnes beabsichtigte, immer noch später ausführen könne. Für ihn ging Geld nicht — wie bei anderen — über alles.

Er hatte andere Freuden, die ihm das Dasein wertvoll machten.

Wenn er ein Kind gehabt, würde seinem Glück überhaupt nichts gefehlt haben.

Am Nachmittag eines der folgenden Tage erhielten Peter und seine Frau Besuch von Emil, dem — nebenbei erwähnt — der alte Herr fünfhundert Mark in seinem Testament „für wiederholte gute Dienste bei verschiedenen Unpfllichkeiten“ vermacht hatte. Er war noch ganz aus dem Häuschen über sein Glück, und er wußte viel Neues zu erzählen.

Einmal berichtete er, daß Jost Habermann entschlossen sei, gegen das Testament Einspruch zu erheben. Er wollte prozessieren, er wollte die leghwilligen Verfügungen seines Vaters angreifen. Er wollte nachweisen, daß von seinem Bruder Erbschleicherei getrieben, auch der alte Mann nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Man habe ihm das Nichtigte vorgelesen, aber das, was nun da stehe, mit seinem Namen unterzeichnen lassen.

„Siehst du, Anna,“ betonte Peter, „da haben wir es! Sollen wir uns in jahrelange Streitigkeiten einlassen? Ich will ihm so viel auszahlen, daß wir beide gleich viel haben! Mir bleibt dann immer noch fast eine halbe Million! Was sollen wir mit all dem Gelde?“

„Wir wollen Stiftungen für arme, bedürftige Menschen errichten, wir wollen reichlich Gutes thun, Peter. Nicht einen Pfennig sollst du deinem Bruder geben. Ich wiederhole dir's immer wieder. Und jetzt erst recht nicht! Da will er gar klagen, öffentlichen Skandal erheben, uns in aller Munde bringen. Das niederträchtige Weibsbild sitzt dahinter!“

Diesmal pflichtete Emil der Frau lebhaft bei. Er hielt mit seiner Ansicht nicht nur nicht zurück, sondern äußerte sich sehr scharf. Das hatte seinen Grund. Auch ihm hatten die beiden Erbschleicherei vorgeworfen. 150 Mark wäre reichlich gewesen, wenn er überhaupt was zu verlangen gehabt. Förmlich „geast“ hätte der alte, unkluge Mann mit dem schönen Gelde, hatte sie geäußert.

Und ferner erzählte er von einer überaus heftigen Scene, die zwischen Stine und Trina stattgefunden.

Trina hatte eine hübsche Summe Geld und das gesamte Mobiliar geerbt, das sich in dem Hause befand, in dem der alte Mann mit ihr während fünfzehn Jahren gelebt und von ihr gepflegt worden war.

Das Haus mit Nebengebäuden, Garten und Ackerfeld sollte nach den Testamentsbestimmungen versteigert und der Erlös für die zwei Kinder des Pastors bis zu ihrer Mündigkeit zinsbar angelegt werden und ihnen später zukommen.

Bereits an dem nach der Rückkehr von der Stadt folgenden Tage war Stine erschienen und hatte der Alten anbefohlen, sogleich die Wohnung zu räumen. Sie habe keinerlei Anrecht, dort auch nur einen Tag länger zu bleiben. Überhaupt sollte sie sich ihrer Wege scheren. — Sie sei eine nichtsnutzige Person, die dem „alten Kerl“ nach dem Munde geschwätzt hätte, die allein schuld sei, daß das empörende Testament zustande gekommen.

Trina aber hatte den Spieß umgedreht und der

Bäuerin erklärt, daß, wenn sie nicht sofort mache, aus fremder Leute Eigentum hinauszukommen, sie den Pastor Heilig, dem nach dem Testament als Vormund seiner Kinder die Verfügung über das Anwesen zustehe, zu Hilfe rufen und dieser ihr den Standpunkt klar machen werde. Wegen ihrer schimpflichen und ehrenrührigen Behauptungen aber werde sie die Klage gegen sie erheben und schon Sorge dafür tragen, daß das nicht zweifelhafte Urteil später in den Zeitungen veröffentlicht würde.

Dann werde sie zu der Strafe noch die ungeheuren Klagekosten haben, Kosten, die sich auf mehrere hundert Thaler in solchen Fällen zu belaufen pflegten.

Ihren Charakter aber hatte die Bäuerin wieder bei dieser Gelegenheit dadurch in das rechte Licht gestellt, daß sie, nachdem sie diese Drohung denn doch erschreckt, höhnend ausgerufen: „Se hebt ja keene Tügen! It war allens för Lügen erklä'n —“

Dann war sie mit hochaufgerichtetem Haupte davongegangen.

Das gesamte Dorf war aufgerührt durch diese Erbschaftsache.

Was Jost Habermann und Frau sprachen, und worüber sie sich in den giftigsten Worten ereiferten, das wurde weiter erzählt, und das geringe Ansehen, das sie noch im Dorf besaßen, sank immer mehr. Dagegen erschienen teils aus ehlichem Interesse für ihre allgemein geachteten Persönlichkeiten, teils aus der üblichen Überlegung der Durchschnittsmenge, daß von Begüterten bei irgend einer Gelegenheit wohl einmal etwas zu erreichen sein könnte, die Einwohner des Dorfes zum Gratulieren und Kondolieren, und es wurde ein allgemeines Bedauern ausgesprochen, daß Peter und seine Frau wirklich die Absicht an den Tag legten, die Dirschaft zu verlassen und irgendwo im Lande einen anderen Besitz zu erwerben.

Vier Wochen nach diesen Vorfällen, während äußerlich Ruhe, wenn auch eine unheimliche Ruhe herrschte, erschien Emil Brodersen bei dem ihm wohlgenigten Ehepaar und hatte diesmal eine ungemein wichtige Botschaft von Jost und seiner Frau zu überbringen. Sie hatten sich an ihn gewandt, weil sie wußten, daß er auf Peter und seine Frau Einfluß besaß.

Daß sie ihn eben erst gröblich beleidigt hatten, und daß er es möglicherweise verweigern werde, den Auftrag auszuführen, kam ihnen, da sie ihm einen „Lohn“ für guten Erfolg in Aussicht stellten, gar nicht in den Sinn.

Um von Peter ohne das kostspielige Prozessieren das größere Erbteil zu erlangen, um dessen Verlust sie nicht schlief und keinen frohen Augenblick mehr besaß, hatte die Frau den Gedanken ausgeheckt, dem kinderlosen Ehepaar eines von ihren Kindern unter der Bedingung abzutreten, daß Peter ihnen gutwillig die ihnen bei gleicher Verteilung zukommende Barsumme auszahle.

Ihr eigen Fleisch und Blut wollte sie hingeben um den Mammon, nach dem ihre Sinne lechzten!

An und für sich war diese ihre Spekulation auf Erfolg auch gerechtfertigt.

Schon hatten Peter Habermann und Frau häufiger überlegt, ob sie nicht ein kleines, liebes Mädchen oder einen kleinen fetten Jungen an Kindes Statt annehmen sollten, waren aber doch immer nicht zu einer Ausführung ihres sehnsüchtigen Wunsches gelangt, weil sie fürchteten, es könne ihre Wahl verkehrt ausfallen. Von einem Kinde konnte man nicht sagen, wie es sich entwickeln werde.

Nachdem Emil lebhaft vorgetragen hatte, wozu ihn die Habermanns oben aus dem Dorfe beauftragt hatten, nickte Peter gleich äußerst beifällig.

Ein Kind seines Bruders als eigen annehmen, zugleich Friede und Einigkeit in Zukunft, das rief ein rechtes Frohgefühl in ihm hervor, das beseitigte im Nu alle Sorgen, mit denen er, der gute, selbstlose, gerechte Mensch, sich trug.

Aber freilich hielten die Hoffnungen nicht lange stand.

„Ein Kind aus der Familie! Und solche Schacherei mit dem Besten, was ein Mensch sein eigen nennt,“ rief die Frau voll Abscheu aus, „nimmermehr!“

Und als Peter denn doch einen Einwand erheben wollte, fuhr sie fort: „Nur keinen von der Brut aus dem Nest, Peter! Sie arten alle nach dem Alten! Der Älteste ist ein böshafter Taugenichts, der den Vögeln die Augen aussticht, die zweite ist ein faules, eitles und widerspenntiges Geschöpf, und die beiden letzten, von denen wir wohl eins haben sollen, sind ungesund und beschränkt. Sicher kommt auch später der Charakter der Eltern noch zum Vorschein. Auch dein Bruder, Peter, ist, abgesehen von seinem widerwärtigen Geiz, nicht von bester Art. Die Geschichte mit seinem Nachbar Hans Alte, dem er nach und nach den Acker verkleinert und die Stücke seinem Grundstück angegliedert hat, ist noch in aller Munde. Hat er nicht das gestohlene Gut herausgeben und noch Bußgeld dazu zahlen müssen?“

Auf diese allerdings zutreffenden Ausführungen vermochte Peter zwar nichts zu erwidern, aber es war ihm doch darum zu thun, seines Schulfreundes Emil Meinung auch noch zu hören.

„Was sagst du, Emil?“ hub er an und warf einen forschenden Blick auf den Barbier.

Emil zuckte die Achseln, und in sein Angesicht, das gewohnheitsmäßig einen gefügigen Ausdruck besaß, trat Unschlüssigkeit. Er befand sich in einer überaus schwierigen Lage, da er bei der Sache interessiert, da es für ihn von Vorteil war, wenn das Ehepaar auf den ihnen von Jost und Frau gemachten Vorschlag einging. Andererseits konnte er sich, wenn er ehrlich war, den berechtigten Einwänden der Frau Anna nicht entziehen.

Es war eine schlechtgeartete Brut da drüben, es war richtig. Er selbst würde keins der Kinder an Kindes Statt annehmen.

Er wählte die Antwort, die seiner Eigenart, nämlich möglichst niemandem zu nahe zu treten, entsprach.

Er sagte: „Die letzte, die kleine Anna, ist ein ganz nettes Ding. Ich glaube, daß Ihr eine gute Wahl treffen würdet. Ueberall ist etwas, und hier bleibt die Hauptsache: es kommt mit einemmal aller Unfriede und Verdruß aus der Welt.“

Natürlich nickte Peter wieder beifällig. Er schöpfte auch schon wieder ein wenig Hoffnung.

Die Frau aber sagte: „Emil kam in der Sache nicht mitsprechen. Er ist nicht unbesungen. Nicht wahr, Emil, Sie haben etwas davon, wenn Sie uns überreden? Es sei Ihnen nur gleich gesagt: wir gehen auf keinen Fall auf den Vorschlag ein, aber es soll Ihr Nachteil nicht sein, wenn Sie etwas anderes zustande bringen, nämlich uns helfen, ein gesundes, hübsches Kind von Eltern zu finden, von denen man weiß, daß sie einen rechtschaffenen Charakter und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Und Ihren Auftraggebern erklären Sie nur, daß wir keins ihrer Kinder annehmen wollten, und erst recht nicht, wenn damit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht würden. Das wäre uns widerwärtig. Und was das Testament anbeträfe, so sollten sie nur ruhig prozessieren. Daß es in der ganzen Gegend einen sehr merkwürdigen Eindruck mache, wenn Jost Habermann, der kaum dem Staatsanwalt vorbeigegangen wäre, andere wegen Unredlichkeiten verklage, ja sogar den eigenen Bruder, wäre ihnen wohl gleich!“

Emil Brodersen bewegte still das Haupt, er erhob keinen Einwand. Für den ihm gewordenen Auftrag hatte er tief dienernd gedankt.

Dann sagte er: „Ich habe noch etwas zu bestellen: Ich soll fragen, wann Sie den Hof abtreten. Jost und seine Frau schlugen vor, daß es gleich geschieht, weil Sie sonst ja auch noch die Einkünfte aus der Stelle für ein halb Jahr bezahlen müßten.“

„Die Einkünfte —?“ fiel voll Erstaunen Frau Anna ein.

„Ja, der Hof soll doch Jost spätestens in sechs Monaten nach Ableben des Alten übergeben werden. Eigentümer, meinen sie, ist Jost schon gleich geworden, also hat er auch das Erträgnis daraus.“

„Ah so — ah so — das ist ja wieder ein schön ausgeheftetes Schelmenstück,“ erklärte die Frau entrüstet. — „Nein, bester Emil! Die Sache ist ganz anders. Nach spätestens sechs Monaten haben wir das Erbe herauszugeben, und solange haben wir natürlich auch die Nutznießung.“

„Hm — ja — wenn Sie darauf bestehen, so würden Jost und Frau auf Herausgabe der Einkünfte klagen —“

„Herrgott, hast du denn keine Blicke, um diese lumpige Gesellschaft von der Erde wegzufegen?“ rief Frau Anna, ihrer Empörung nicht mehr gebietend.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Emil! Gehen Sie zurück und melden Sie den beiden, wenn sie noch einmal mit solch unsaubern Anträgen oder Forderungen an uns heranzutreten wagen, daß wir uns dadurch zu schützen wissen würden, indem wir nachträglich die vertuschte Diebstahlgeschichte mit Hans Alte zu

Anzeige brächten, und dann würde Herr Jost Habermann sicher einige Monate hinter Schloß und Riegel kommen. Den Hof übergeben wir ohne Mobiliar am ersten Januar des nächsten Jahres. Bis dahin haben wir freie Verfügung und Nutznießung. Die durch die Übertragung auf Jost entstehenden Kosten werden halbschiedlich getragen. Und ferner: Von unserem Erbe geben wir, nachdem Jost auch noch mit solchen Ansprüchen hervortritt, jetzt gutwillig niemals auch nur einen Groschen heraus. — Der Eckel läuft uns über bei seiner und seiner Frau Geldgier und schäbigen Habsucht. So und das ist nun unser letztes unumstößliches Wort. Nicht wahr, Peter? Es ist dir alles recht so —?“ schloß die Frau.

Und Peter zog die Lippen. Er fügte sich. Im Grunde war's ihm nicht recht, weil er zu jenen ungewöhnlich edlen Menschen gehörte, die nicht zu hassen vermögen, die um der christlichen Liebe willen, wie sie die Bibel vorschreibt, selbst dem Feinde noch das eigene Kleid und das den Hunger stillende Brot überlassen würden.

Als Emil Brodersen das Bauernhaus seiner Auftragsgeber betrat, saßen Mann, Frau und Kinder um den Tisch und aßen. In einem großen Napf besaßen sich Kartoffeln und Speck, und mehr gab's auch selten in dieser nur auf möglichste Vermehrung des Geldes berechneten Wirtschaft.

Die Frau richtete einen unruhig gespannten Blick auf den Barbier, und der Mann, ein in seinen Bewegungen sonst träger Mensch, geriet auch insofern in eine starke Erregung, als ein lauernder Ausdruck in seine Züge trat.

Emil aber berichtete, ohne Rücksicht auf die anwesenden Kinder, von dem Resultat, und als die Schar fortgesandt worden war, hielt er auch mit der Schlussklärung der Frau Anna nicht zurück.

Emil hatte sich schon überlegt, daß er weit besser und sicherer fahren werde, wenn er Peter und seiner Frau ein kleines Mädchen verschaffte, als wenn er für diese hier den Vermittler spielte; so hatte er jetzt nur den Wunsch, seinen Freunden dadurch Verdruß vom Halse zu schaffen, daß er Jost und Frau einschüchterte.

In sehr geschickt gewählten Worten erklärte er, daß wenn sie fortführen, ungerechtfertigte Ansprüche zu erheben und nicht endlich Ruhe gäben, die Frau gegen sie Front machen und ihn wegen Unredlichkeit in Sachen Hans Ulke dem Gericht anzeigen werde.

Daß er sich gütlich mit Ulke geeinigt habe, thue nichts zur Sache. Im Gegenteil. Er habe dadurch, daß er sich mit Ulke verglichen, sein Vergehen eingekräumt. Die Erhebung der Anklage vonseiten des Staatsanwaltes könne nicht ausbleiben.

„Bah —“ stieß der Bauer verächtlich heraus, und ein Ausdruck starker Überhebung trat in seine Züge. „Dat is ja allens Snit-Snaet! Min, lewe' Swägerin ward keen Glück mit ehr Anseige hebb'n! Ik hev Hans Ulke en Stück vun sin Grundstück aßfört, un damit is de Sak reinmaakt. Sverdem hett he mi

schriftlich geb'n, dat ik in gode Glowen hanneln deh, indem ik de Grens verlegt hev.“

Der Inhalt dieser Antwort bewies jedenfalls, daß der Bauer sich für alle Fälle zu sichern gewußt.

Offenbar hatte er seinem Nachbar eine Summe Geld gezahlt, und dieser Umstand hatte Ulke bezwogen, zu einer Vertuschung der Unredlichkeit die Hand zu bieten.

Aber weil sich in Emil der Abscheu allzustark regte, so konnte er doch nicht umhin, den beiden einen Streich zu versetzen. Er sagte deshalb mit sehr geschickt gemachter Einfalt im Ton: „Ja, das wissen die drüben alles! Aber Frau Habermann sagt, es würde Peter Ulke zum Eid getrieben werden, ob er Ihnen nicht zu Willen gewesen. Und wenn er Ihnen zu Gefallen schwören würde, dann würden sie ihm den Meineid nachweisen! Er habe vordem überall erzählt, daß Jost monatelang in den Nächten immer ein Stück mehr von dem Acker für sich entfernt hätte.“

Dem Bauer wurde nach diesen Worten doch sehr unbehaglich zu Mute.

Seine Antwort ging unter in starkem nervösen Käuspern, auch wußte er sich wiederholt über die heiße Stirn.

Was Emil gesprochen, hatte doch äußerst bedenklich geklungen. Hans Ulke war ein schwacher, leicht einzuschüchternder Mensch. Daß er, wenn er so angefaßt, die Wahrheit bekennen, daß er keinen Meineid schwören würde, war sicher.

Aber eben, weil dem so war, und weil's auch der Frau, die schon wiederholt hatte mitsprechen wollen, auch sehr an die Kehle stieg, so nahmen sie jetzt beide gleichzeitig das Wort und suchten Emil von der Grundlosigkeit der Anschuldigungen zu überzeugen. Sie betonten, daß nur höchste Voreingenommenheit und Mißgunst dergleichen über Jost aushäßen, daß nur eine Frau, wie Anna, die im ganzen Dorf als eine der bösesten Klatschen bekannt sei, solche gemeine Beschuldigungen gegen ihn erheben könne.

Und alsdann wieder die Angelegenheit selbst, und darauf ein solcher Schwall von boshafter Feindseligkeit und heimtückischer Rachsucht gegen die Verwandten vonseiten der Frau, daß Emil schier ein Grausen überlief.

Während er den Heimweg antrat und nochmals alles überlegte, was er gehört hatte, stand er unter dem bestimmten Eindruck, Seine Habermann werde, nachdem sie in allem verpielt, nachdem jede Hoffnung dahin war, doch noch auf die begünstigten Erben zu ihren Gunsten einzuwirken, nunmehr zu einem Gewaltstreich schreiten.

Waren die beiden drüben nicht mehr am Leben, dann fiel ihnen nach dem Wortlaut und Sinn des Testamentes die ungeheure Summe ohne weiteres zu. Dann empfing das vor Gier zitternde Herz endlich die Sättigung, nach der es verlangte.

Das Resultat, das Emil erzielt hatte, war im übrigen nicht ungünstig.

Daß die Drohung einen sehr starken Eindruck auf Habermanns gemacht, war sicher. In diesem Sinne

berichtete er auch an einem der folgenden Tage Peter und seiner Frau, und sprach seine Ansicht aus, daß jene zwar die Klage nicht zurückziehen, aber kaum die andere Forderung erheben würden.

Die Zeit war gegangen. Die sechs Monate waren fast ganz verstrichen. Der Prozeß, den Jost angestrengt, hatte zwar die Folge gehabt, daß das Gericht Erhebungen angeordnet und Zeugen vernommen hatte, aber diese Erhebungen und die Aussagen der Zeugen sprachen so sehr gegen den Kläger, daß er mit seiner Klage stritte abgewiesen wurde. Selbst der Rechtsanwalt riet, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen. Es werde nichts herauskommen als Geldverlust.

Zähneknirschend standen sie nun in ihrem Bauernhause in Hohlust und jammerten. Zudem über die enormen Prozeßkosten!

Und die Hoffnung, bei Reddermoor noch etwas mehr herauszubekommen, war auch sehr geschwunden. Sie fürchteten, daß Anna Habermann ihre Drohung zur That machen könne. Mit ihr war durchaus nicht zu spaßen.

„Weißt du, Jost,“ stieß die Frau heraus, und die Züge ihres Angesichts empfingen etwas Raubtierartiges, — „es gäbe noch ein Mittel, daß wir nicht allein zu unserm rechtmäßigen Anteil, sondern zu allem kommen könnten. — Wir — wir — müßten —“

„Nun ja — du meinst?“ ermunterte der Bauer und stieß, gespanntes Sinnes, den Daumen in den Kopf der Pfeife, die ihm zum Verdruß der geizigen Frau fast immer im Munde hing.

„Ja, ich meine: wir — müßten — uns den Schleicher, den Barbier Brodersen — kaufen. Für reichlichen Lohn — glaube ich — thäte er denen — drüben was in — den Kasse, das — das — wir Zucker aussieht —“

Das Weib zitterte denn doch selbst bei ihrem fürchterlichen Vorschlag. Ihre Handflächen feuchteten sich, ihr Atem ging unruhig, und das Auge wagte sie nicht frei zu erheben.

Der Mann aber fuhr unwillkürlich zurück und stieß nur einen einzigen Laut aus — einen Laut des Entsetzens.

Das war so grausig, was er da eben gehört hatte, daß er nicht begriff, wie sie das vorzubringen überhaupt imstande gewesen war.

War er auch herzlos, habgierig, geizig, selbstsüchtig, hatte er sich sogar dazu hinreißen lassen, in den Nächten dem Nachbar den Acker zu verkürzen, so war er doch kein gemeiner Verbrecher, — war er doch keines Einbruches, keines Mordes, um Vorteile willen fähig.

„Stinne — Stinne, wat heist du för? Ne, ne, up so wat wülln wi uns nich inlaten!“ drang's aus seiner Brust. „Und Emil Brodersen!? De is för so wat nich to hebb'n, un wenn du em hunderttausend Mark toseggst. Blots noch mehr Snackerei giff — un denn sünd wi gans ferdig hier. Se wiefen mi all ut in't

Dörr, wenn ik mi seh'n lat. Nüligst, in de Kroog, kunn ik kum en Plads hebb'n. Ne, ne, so wat will ik nich! Abers ik weet wat anners, — ik will noch mal alleen mit Peter spreken. Wat krieg ik vun em herut — un wenn't man en föstigdusend sünd — das ok nich to verachten —“

„Na ja, denn versöt dat ers nochmal,“ gab die Frau unerwartet nach. Sie sah, daß sie zu weit gegangen, daß jedenfalls ihr Mann als Komplize nicht zu gebrauchen war. Wenn sie etwas vornehmen wollte, mußte sie allein, ohne sein Wissen und Zutun handeln.

Die Folge dieser Unterredung war, daß Jost den Barbier bat, ihm eine Besprechung ohne Zeugen mit Peter zu verschaffen. „Er wolle noch einmal — zum letztenmal — versuchen, in Frieden etwas zu erlangen. Und wenn Emil helfe, 100 000 Mark herauszutreiben — alles im tiefsten Vertrauen! — so solle er — 1000 Mark verdienen.“

„Tausend?“ hatte Emil eingewendet. — „Dreitausend sind noch lange nicht genug. Fünftausend muß ich haben, ohnedem thue ich keinen Schritt! Immer soll ich für Sie hin- und herlaufen um nichts. Noch nicht einmal die Barbierrechnung der beiden letzten Jahre haben Sie mir bezahlt —“

Er sprach mit denen in Hohlust ganz anders als früher! Er wußte, wie sie allein zu nehmen, daß Rücksichten, Zartheiten durchaus nicht angebracht waren.

Und seine Mahnung für die rückständige Schuld hatte er schon lange erheben wollen. Überall war Jost Habermann ein langsamer Bezahler. Er konnte sich nicht von dem Gelde trennen, er berechnete die Zinsen, die er durch Verzug gewann. Erst wenn er scharf gemahnt wurde, zog er den Beutel und murmelte, daß er sein Geld schwer einkriege, daß andere auch ihn langsam befriedigten.

„Na ja, ich will mit Stinne sprechen! Vielleicht auch fünftausend,“ gab der Bauer nach.

„Ne, ne — nicht vielleicht,“ wandte Emil äußerst entschieden ein. „Und ich thue auch nichts, wenn ich die Zusage nicht schriftlich von Ihnen kriege. Es muß in dem Schein stehen, daß ich fünf Prozent von der Summe erhalte, die ich herausschlage. Werden es mir fünfzigtausend, erhalte ich 2500 Mark.“

„Ühm — ühm —“ grunzte Jost Habermann in sich hinein. Aber er stimmte doch zu, hieß den Barbier das Gewünschte selbst aufsetzen und ihm in die Wohnung bringen, damit er es unterzeichne.

Am nächsten Montag — Sonntag mußte Brodersen beim Tanz im Krug aufspielen und Tanzschillinge einkassieren — sollte er sich dann zu Peter begeben, ihn allein beiseite nehmen und alles verabreden.

Daß Peter ein gegebenes Wort halten, trotz etwaiger Einreden seiner Frau, nicht leugnen werde, das wußte Jost von seinem Bruder.

Stinne hatte sich auch einverstanden erklärt, und gleich hingeworfen, daß 50 000 Mark ein Bettel seien.

Er solle mit 250 000 Mark anfangen, dann behielte Peter immer noch weit über eine halbe Million für sich. Ihr kam der größere Appetit schon bei der bloßen Vorstellung des Gelingens.

Im übrigen konnte Emil bei der letzten Unterredung berichten, daß alles günstig liege, weil Anna an diesem Tage um Mittag zur Stadt fahren und erst mit der Landpost um 11 Uhr abends zurückkehren werde. Sie wolle ihre kranke Cousine in K. besuchen.

Er habe ferner Peter vorgeschlagen, noch einmal vor Ausgange des Herbstes am Regelu im Krug teilzunehmen. Er habe sich überlegt, daß Peter dann Bier trinken und infolge dessen leichter zugänglich sein werde. Er wolle noch nach Schluß der Partie mit ihm zechen und ihm vortragen, was er zu sagen habe.

Schon während der Barbier sprach, stieg in der habgierigen Seele der Frau ein Gedanke auf, einer, der sie so erregte, daß sie fühlte, wie sie die Farbe wechselte.

Ja, das waren Nachrichten, die ihr paßten! Das war ein Zusammentreffen von Umständen, das glücklicher nicht gedacht werden konnte.

Sie wußte genau, wo ihr Schwager seine Wertpapiere zu verschließen pflegte. Es befand sich in der Wohnstube ein Eckschrank aus Mahagoniholz mit einer ründlich geschweiften Thür. Diesen Schrank benutzte er teils zur Aufbewahrung seiner Wäsche, teils für den erwähnten Zweck.

Es war sicher, daß sich dort auch gegenwärtig eine bedeutende Summe befand.

Sie hatte durch Emil erfahren, daß ihrem Schwager ein sehr bedeutendes Kapital von einem Gutsbesitzer in der Landschaft Sch. in Staatspapieren aus dem Erbe ausbezahlt worden war.

Dieses Geld wollte sie sich als ein ihrem Manne von Rechts wegen zukommendes Erbteil aneignen. Sie wollte auf diese Weise handeln, da der Erblasser und der Erbe Jost um solches gebracht hatten.

So redete sie sich selbst zu; so beschönigte sie ihr verbrecherisches Vorhaben, so beschwichtigte sie sich aus Furcht vor ihrem Gewissen.

Im Hause war um diese Zeit niemand. Die Diensthofen waren auf dem Felde. Den Schrank vermochte sie mit einem in ihrem Besitz befindlichen Schlüssel zu öffnen. Sie hatte gerade einen solchen Schrank zur Hochzeit vom Alten erhalten. Derselbe Tischler hatte sie einstmals angefertigt.

Je mehr Stine diesen Plan überlegte, desto besser gefiel er ihr.

Es war nur schwierig, zu erfahren, ob wirklich Anna abgereist sei, ob wirklich die beiden Männer im Kruge Regeln spielten.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, beauftragte sie ihr zweites Kind, sich um die Zeit des Abganges der Post in denjenigen Krug zu begeben, von dem der Wagen abfuhr. Es befanden sich im Dorf zwei Wirtschaftshäuser.

Sie sollte darauf achten, ob die Tante mitfahre.

Und gleichfalls schickte sie ihren Jungen zur betreffenden Zeit ins andere Wirtschaftshaus, und hieß ihn nachsehen, ob sich der Onkel beim Kegelspiel beteilige.

Ja, die Tante war abgefahren und hatte sie — wie das Kind berichtete — auch bemerkt und begrüßt. Das war Stine allerdings weniger angenehm. Und der Junge wußte zu berichten, daß der Onkel mit getegelt und gerade alle Neun geworfen habe.

Es war sehr heiß und schwül, als sich Stine auf einem wenig betretenen Umwege nach dem Hause ihrer Verwandten auf den Weg machte. Der Herbst hatte sich gleichsam erinnert, daß er noch einmal einige recht warme Tage vorm Abschied bieten müsse. Er that aber zu viel. Es war fast sommerliche Glut, und der Frau floß der Schweiß von der Stirn.

Sie atmete ordentlich auf, als sie in den Schatten der laubreichen Bäume des Gartens trat, der hinter dem Gehöft lag.

Sie fand auch, wie sie vermutet hatte, die Thür hinten offen. Das entsprach der Sorglosigkeit, die auf dem Lande herrschte. Wenn ihr unerwartet jemand von den Dienstleuten begegnen würde, so wollte sie — so hatte sie sich ausgedacht — fragen, ob ihre Verwandten zu Hause seien, und dann natürlich von ihrem Vorhaben abstehen.

Aber es trat ihr keiner in den Weg, und im Innern waren zwar alle Zimmer geschlossen, aber nirgends war das Schloß abgedreht.

So ging sie denn gleich an ihr Werk, und war auch schon eben im Begriff, den Schlüssel in das Schloß des Eckschrankes zu stecken, als sich draußen ein Geräusch bemerkbar machte, das so verdächtig klang, daß sie jählings zurückschreckte.

Und diesem Geräusch folgte ein Kraken an der Thür, und dieses rührte von Peters Hund Max her. Er schöpfte Argwohn und — bellte — bellte laut und heftig.

Nun war guter Rat teuer. Aber langes Besinnen hatte auch keinen Zweck.

Infolge dessen ließ Stine den „verdammten Köter“ bellen, öffnete den Schrank und begab sich an das Durchsuchen des Inhalts.

Und wirklich fand sie, was sie haben wollte. Da stand Geld in Leinwandtaschen und es lagen da mit schöner Frakturschrift überschriebene Bündel, in denen sich Wertpapiere befanden.

Und eins dieser Pakete enthielt 75 000 Mark Staatspapiere.

Ganz deutlich war's zu lesen.

Zur Sicherheit schnürte sie's noch auf. — Nichtig! Es waren bedruckte Certifikate darin, deren Wert und Bedeutung ihr bekannt waren.

Aber draußen bellte jetzt der Hund wie toll, und sein Toben entfachte in dem Innern der Frau ein Gefühl von Angst, aber auch von Wut gegen die „infame Bestie“.

Dennoch wandte sie sich nochmals dem Schranke zu. Unendlich gern hätte sie auch noch einen der großen, von Thalern und Gold steif strohenden Geldbeutel an sich genommen.

Schon zuckte ihre Hand danach. Aber ihre Vorsicht behielt trotzdem die Oberhand.

Den Beutel konnte sie nicht wegstecken. Es war zu gefährlich, ihn auch noch mitzunehmen. Schon das große Paket war schwer fortzubringen, sie mußte es unter ihre Röcke verstecken.

Sie beschwichtigte zuletzt ihre rasende Gier durch die Erwägung, daß trotz dieser Entwendung doch vielleicht noch etwas von Peter herauszupressen sei. Daß sie der Dieb gewesen, würde ja nicht herauskommen.

So schloß sie die Schranthür, erhob sich, verbarg das Bündel, wie sie es sich ausgedacht — eben kratzte, schnob, wütete und bellte der Hund wieder dermaßen, daß ihr denn doch sehr schwül zu Mute ward — und setzte sich in Bewegung.

Sie begann damit, daß sie, bevor sie die Thür öffnete, ihm lockende



Worte zurief. Sie that's, ob schon sie wußte, daß es wohl nicht viel helfen werde. Er war sehr mißtrauisch, und er war ihr niemals geneigt gewesen, war ihr vielmehr mit seinem richtigen Instinkt stets feindselig, unwillig und knurrend begegnet.

Endlich

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor.

machte rasch eine auf sanftes Streicheln seines Fellens berechnete Bewegung. Aber was sie schon befürchtet hatte, das geschah.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor, brauchte trotz ihrer energischen Abwehr und Schläge die Zähne und biß sie dermaßen in den Arm, daß sie vor Schmerz aufschrie.

Und als sie dann die Wut ergriff, und sie ihn, ihrer Sinne nicht mächtig, an der Kehle zu packen suchte, biß er sie auch noch unterhalb des Auges in die Wade.

Erst als sie eine draußen an der Mauer stehende eiserne Schaufel mit hartem, langem Stiel ergriff und ihm einige furchtbare Schläge zu versetzen wußte, also daß das Geschöpf mit zerbrochenem Rückgrat laut wimmernd zusammenbrach, hatte sie Ruhe und konnte sich — eben strömte ein starker Gewitterregen vom Himmel hernieder — unbehindert entfernen.

Wiederum machte sie einen Umweg, und weil's fortwährend vom Himmel herabgoß, begegnete sie auch niemandem.

Aber solche Schmerzen plagten sie, und eine solche

Anschwellung der Wunden erfolgte, aber auch solche düstere Vorstellungen bemächtigten sich der Frau, während sie dahinwanderte, daß sie im Hause in einer äußerst zerknirschten Stimmung anlangte.

Was sollte sie sagen, woher sie diese Wunden erhalten hatte? Sogleich umdrängten sie auch die Kinder und fragten.

Kurz und rauh stieß sie sie von sich, schloß sich ein und begann mit Kühlen des Armes und der Wange.

Als später ihr Mann, der zum Rademacher gegangen und zurückgekehrt war, anklopfte, öffnete sie nicht. Sie erklärte, sie sei unwohl und müsse Ruhe haben. Er möge mit den Kindern allein essen und sich im An'au schlafen legen.

Jost schüttelte den Kopf, aber fügte sich. Sie hatte häufig „Rücken —“ und so fiel's ihm weniger auf.

Die ganze Nacht blieb der Frau die Ruhe fern. Sie stieg aus dem Fenster und kühlte immer wieder die Wunden am kalten Wasser des Brunnens. Aber wenn sie auch zeitweilig Erleichterung verspürte, so blieb doch ein eigentümliches Wühlen im Blut, das, als sie sich endlich ins Bett warf, einen Charakter annahm, der ihr jählings den Gedanken einflößte, sie könne an dem Biß des tollwütigen Hundes zu Grunde gehen.

Sie wußte von solchen Fällen, von unheilbarer Blutvergiftung.

Und dann stieg nach der Nacht der helle Morgen empor. Im Halbschlaf, unruhig, stöhnend lag das Weib da, bis dann Jost gegen Mittag endlich laut und heftig an die Thür pochte, sie ihm öffnen und ihm — dem grauste — alles enthüllen mußte.

Schon an demselben Tage verbreitete sich wie mit Sturmwind die Nachricht im Dorf, daß Peter Habermanns Hund getödtet, ein Dieb ins Haus gedrungen und Peter 75 000 Mark entwendet worden seien.

Aber noch mehr! Es begann — da man sich natürlich in nahe liegenden Vermutungen erging — ein Zischeln und Raunen in allen Kreisen, daß an diesem Diebstahl die eigene Familie beteiligt sei.

Und das Schwätzen und Flüstern nahm solchermaßen zu, daß der Ortsvorsteher und der Gendarm am folgenden Vormittag in dem Bauernhause des Jost Habermann erschienen, um ihn und seine Frau einem Verhör zu unterwerfen, ja, die Wohnung zu untersuchen.

Entsetzliche Stunden hatten Mann und Frau in zwischen verlebt.

Jost forterte die Angst vor Entdeckung. Er war so verschüchtert und hatte solche Furcht, sich überhaupt mit Menschen einzulassen, daß er nicht einmal den sich am nächsten Vormittag meldenden Emil Brodersen vorließ. Wenn der auch das Beste zu berichten hatte, so besaß das gegenwärtig doch keinerlei Wert für ihn. Die Frau lag da bestimmungslos an einem Nervenfieber. Sie phantasierte fürchterlich immer wieder über denselben Gegenstand. Sie eiferte mit dem Hund; sie schlug nach ihm, und dann wieder

schrie sie, weil sie sich verfolgt glaubte, auf und wollte aus dem Bett. Aber sie sprach auch von dem Schatz, den sie besaß, den man ihr nehmen wollte. Sie drängte ihren Mann, ihn im Garten zu vergraben.

Den Arzt zu rufen, war unter solchen Umständen nicht ratsam, ja unmöglich. Und doch konnte nur er — wie Jost urteilte — helfen, — das Leben der Frau retten.

Und wie er sich mit dem gestohlenen Gelde verhalten sollte, — er wußte es nicht. Am liebsten hätte er es seinem Bruder ungelesen wieder hingelegt.

Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß es fehlte. — Aber vielleicht war der Diebstahl doch schon entdeckt. Der Hund war sicher den gegen ihn geführten Schlägen erlegen. Dieser Umstand hatte natürlich zu Nachforschungen über die Gründe geführt.

Und nun erschien plötzlich der Amtsvorsteher und der Gendarm in Josts Wohnung, und die beiden steckten eine Miene auf, daß ihm das Herz stockte.

Während die Kinder an der Thür der Wohnstube horchten, in die zu ihrer Neugierde die Männer mit ihrem Vater gegangen, während im Schlafgemach die Mutter immerfort dermaßen tobte, daß sie vor Angst zusammenfahren, fand das Verhör statt. Und dieses endete damit, daß Jost, der nichts zu wissen erklärte, der leugnete, weil ihn die Vorstellungen der Folgen seines Bekenntnisses doch noch weit mehr bedrängten, als Angst und Gewissensdrang vorläufig Macht besaßen, aufgefordert wurde, seine Frau herbeizuholen. Auch sie sollte einem Verhör und deshalb unterworfen werden, weil ein kleiner Junge ausgesagt hatte, daß er sie während des Gewitters in der Nähe der Hofstelle von Peter gesehen habe.

Nun war's schier aus. Nun zitterten dem Bauern dermaßen die Glieder, daß er kaum zu gehen vermochte. Dennoch erklärte er, nachsehen zu wollen, ob der Zustand seiner Frau eine Besprechung zulasse.

Aber als er dann die Wohnstubenthür öffnete, schrien plötzlich die Kinder, die sich in der Tenne aufhielten, mit heulenden Lauten auf, und als die Anwesenden herbeieilten, sahen sie Steine im Nachtgewand an ihnen vorüberschießen und kreischend, als ob sie von Gespenstern verfolgt werde, den Ausgang nach dem Vorplatz nehmen.

Und ehe man es hindern konnte, flog sie auf den gleich zur Linken befindlichen Ziehbrunnen zu, schwang sich auf die Brüstung und stürzte sich, mit dem Kopfe voran, hinab.

Und bei diesem Sturz zerschellte ihr Haupt an der Steinwand, und ein grauenhaft zerstückelter Leichnam wurde später von den Knechten ans Tageslicht geschafft.

Dieser grauſige Zwischenfall nahm die Gemüther der Amtspersonen vorläufig so sehr gefangen, daß sie Jost nicht in Haft nahmen, sondern sich nur noch an die Durchsuchung sämtlicher Räume begaben.

Sie fanden indessen nichts; sie konnten auch nichts finden, da Jost inzwischen das Paket in der Doppelwand eines alten Bettes, in dem er auch seine übrigen Werksstücke versteckt hielt, verborgen hatte.

Und also, da Jost immer noch nichts zu wissen erklärte, die Frau nicht mehr gefragt werden konnte, und die Untersuchung kein Resultat ergeben hatte, mußten sich Amtsvorsteher und Gendarm nach dreistündigem Aufenthalt unverrichteter Sache wieder entfernen.

„Erst weitere Untersuchungen würden hoffentlich ein Ergebnis herbeiführen!“

Und abermals war's Nacht. Die Leiche der Frau war in dem Anbau gebettet. Sie hatte ausgelitten. Sie war dem irdischen Rächer entgangen und unterlag nun einem höheren Richter. Die Kinder, die durch den Vater einigermaßen besänftigt worden, schliefen. Nur Jost wachte. Er saß auf dem Bett-rand, das Angesicht in die Hände vergraben, und grübelte und stöhnte.

Allzuviel war's, was sein, wenn auch sonst so kaltes Gemüt betroffen.

Die Frau, die Mutter der Kinder, tot, er fortan vereinsamt! Doppelt einsam, weil er sich nicht verhehlte, daß die Menschen eine richtige Ahnung hatten, die Ahnung, daß er der Dieb oder wenigstens der Fehler sei. Und daß ihm die Schande anhängen werde alle Tage — und daß auch die Untersuchung noch nicht beendigt sei!

Würde er ferner ebenso standhaft leugnen können? — Würde ihn sein unruhvolles Gewissen nicht treiben? — Schon jetzt folterte es ihn dermaßen, daß er sich wie erlöst fühlen würde, wenn er das schreckliche Geheimnis von sich werfen könne.

Aber während er so dasaß — ein völlig Geschlagener — wurde plötzlich von draußen an das Fenster geklopft. Und als er entsetzt emporschrak und hinaus-schaute, sah er — seinen Bruder Peter vor sich, der ihm eilige versteckte Zeichen machte, daß er öffnen solle.

Aber nicht ernst, nicht vorwurfsvoll sah der aus, nein, milde, gültig, sanft und liebevoll wie ein Christus, dessen Angesicht er trug.

Und als er ihn dann zitternd vor Erregung ins Haus gelassen, als sie einander gegenüber saßen, da sprach Peter: „Ich weiß, daß es deine Frau gewesen ist, die die Papiere entfernt hat. Ich weiß, daß du sie in Verwahrung hast. Gib sie mir! Ich will erklären, daß ich Unrechtes behauptete, daß ich vergessen hätte, ich habe grade sie an einem anderen Ort verwahrt gehabt. Und damit man mir glaubt, will ich sie vorzeigen und dadurch euch von aller Schuld freisprechen. Ich vergesse nicht, daß du mein Bruder bist und daß wir uns einst als Kinder lieb hatten und uns verstanden. Und wohlgemerkt: diese 75000 Mark will ich schon bei Lebzeiten deinen Kindern als Eigentum überweisen. Wenn alles vergessen ist, so will ich sie dir ausliefern. — So, Jost, und nun laße uns künftig wieder Freunde sein! — Und geh in dich! Wirf die greuliche Habgucht und die Engherzigkeit ab! Sei ein Mensch, einer, von dem man fortan als einem solchen mit Achtung spricht!“

Dem Mann, der das hörte, schmolz das bisher

versteinerte Herz. Ja, das war ein Christus ähnlicher Mensch, der eben gesprochen.

Unwillkürlich fiel sein Kopf herab, stromweise schossen ihm die Thränen aus den Augen, und ein Beben flog durch seinen Körper. Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust und flüsterete: „It bün nich wert, dat du so to mi jpriffst, Peter. — It bün slecht — ich hev di un din Frau alltoveel aftobed'n.“



Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust.

Aber Peter ließ ihn in seiner hochherzigen Weichheit nicht einmal ausreden. Er küßte ihn zärtlich und sagte: „Du sollst es nur gleich wissen, Jost, meine Frau ist mit allem einverstanden. Sie billigt, was ich heute nacht thue. Nur eine Bedingung macht sie: Du sollst dem Vermittler, du sollst unserm Schulkameraden Emil, von diesem Gelde einen Anteil zahlen. Er hat's verdient. Willst du?“

Jost nickte nur; er konnte nicht reden. So gerührt, so glücklich, so erleichtert war er, daß er unwillkürlich ein Gebet zum Himmel sandte, aber auch nochmals und abermals seinem Bruder in seinem überstömenden Gefühl die Hand drückte.

Und dann schlich allmählich der Morgen auf leisen Sohlen heran, und leise entwich Peter und eilte auf Umwegen seiner Wohnung zu.

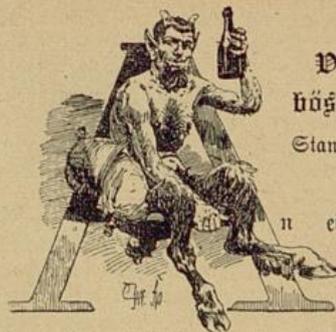
Denksprüche.

Das, was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn;
Wir stehn uns selber viel zu nah,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Freundesrat — früh und spat!
Freundesthat — seltna Saat!
Über der Freundschaft Opfer bringen,
Schreib zu den Wundern und heil'gen Dingen.
Viktor Bläthgen.

Von einem gar bössartigen Teufel.

Standrede des Hinkenden.



In einem Winterabend saßen wieder einmal die Getreuen des Hinkenden, der Bürgermeister, Peter der „Medizinalrat“, Kilian der Hufschmied und noch einige ehrbare Bürger, am runden Tisch im „Löwen“ und politisierten. Den Anlaß zu ihrer Unterhaltung hatte ein Artikel in Blättle gegeben „über die Zunahme der Verbrechen.“

„Ganz richtig gesagt wird's da in unserm Blättle: nichts anderes ist daran schuld, als daß die Leute keine Religion mehr haben. Laßt nur erst die Kapuziner wieder ins Land kommen, dann wird alles besser werden.“ In diesem Augenblick hielt ein Wägele vor dem Wirtshaus und alle riefen erfreut: „Der Hinkende!“ — und er war es auch, und etliche Minuten darauf saß er ebenfalls am runden Tisch, und der Löwenwirt stellte schmunzelnd einen Schoppen Marktgräßler vor ihn hin. Der Hinkende aber schob kopfschüttelnd das Glas beiseite.

„Was fällt Euch ein, Hinkender,“ brummte der Löwenwirt gekränkt, „ist Euch mein Marktgräßler nicht mehr gut genug?“

„Euer Marktgräßler ist so gut, wie er nur sein kann,“ meinte der Hinkende, „aber ich bin bei der Fahrt durch und durch kalt geworden, und,“ wendete er sich an die Löwenwirtin, die mit ihrem Strickstrumpf hinter dem Ofen saß, „eine Tasse Kaffee ist das Beste in diesem Falle.“

„Der Wein wärmt aber doch ebenfogut,“ brummte der Löwenwirt, „das wissen doch wir Bauern am besten!“

„Darüber möchte ich gerade mit Euch heute ein Wörtlein reden,“ meinte der Hinkende, „wenn's Euch recht ist; aber ich möchte die Unterhaltung nicht stören. Darf ich vielleicht fragen, wovon eben die Rede war?“ wendete er sich an den Bürgermeister.

„Wir haben eben über einen Artikel in Blättle gesprochen, über die Zunahme der Verbrechen, und da heißt es sehr richtig, daß daran nichts anderes schuld ist, als weil die Leute keine Religion mehr haben und daß da nur die Kapuziner noch helfen können.“

„So, meint Ihr?“ erwiderte da der Hinkende, „die Kapuziner? Ja, das waren einmal gewaltige Redner, das muß man ihnen lassen und das Standredenhalten war ihre Spezialität; man sah ordentlich die Teufel lebhaftig vor einem tanzen, wenn sie beschrieben, wie es in der Hölle ausschaut und wie es da zugeht. Wenn's den Herren aber recht ist, so will ich Euch heut abend auch einmal eine Kapuzinerpredigt halten, und zwar über einen alten

Text, der ja leider immer neu bleibt: Ueber den Schnapsteufel.“ Dabei legte der Hinkende eine kleine Schrift auf den Tisch, betitelt: „Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ordentlichem Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel,“ und setzte hinzu: „Das ist mein Text und nun fange ich an. — Wir wollen es machen wie der Professor Bunge selber und ohne Umschweife den Schnapsteufel gleich beim Ohre packen — oder auch am Schwanz, wenn's so bequemer ist. Was ist es nun,“ wendete er sich an Peter, den Medizinalrat, „was im Wein, Bier und Schnaps wirksam ist? Was erwärmt, wie der Löwenwirt meinte und, wie jeder weiß, berauscht, wenn man viel davon getrunken hat?“

„Das ist der Alkenhol,“ meinte der Peter mit wichtiger Miene, „oder auch Weingeist genannt.“

„Ganz recht, der Alkohol,“ bestätigte der Hinkende. „Er ist es, der unsern Körper erwärmt, denn er verbrennt in diesem ebenfogut wie in der Löwenwirtin ihrer Spirituslampe, wenn sie darauf dem Kleinen nachts die Milch wärmt. Aber ein kleiner Unterschied ist doch dabei: der menschliche Körper ist ein böser Ofen; wenn er mit Alkohol geheizt wird, so giebt er mehr Wärme ab, als der Alkohol erzeugt hat; das heißt: er setzt noch von seiner eigenen zu. Wie eine schlechte Haushälterin giebt er nicht nur das Geld aus, mit dem er die Wirtschaft bestreiten soll, sondern er greift auch noch der Hausfrau in die Tasche. In gelehrter Weise drückt dies der Doktor Bunge so aus: Wenn der Alkohol die Wärmequellen vermehrt, so vermehrt er auf der andern Seite auch die Wärmeabgabe. Diese letztere überwiegt: Das Gesamtergebnis ist eine Temperaturverminderung, welche einfach mit Hilfe des Thermometers durch zahllose Versuche nachgewiesen ist. Die vermehrte Wärmeabgabe kommt folgendermaßen zustande. Der Alkohol bewirkt eine Erweiterung der Blutgefäße in der Haut; infolgedessen strömt mehr warmes Blut durch die kühle Oberfläche; es wird mehr Wärme nach außen abgegeben. Die Erweiterung der Blutgefäße ist folgendermaßen zu erklären: In den Wandungen der Blutgefäße befinden sich kleine Ringmuskeln, die beständig in der Zusammenziehung begriffen sind. Der Anstoß dazu geht von gewissen Nervenfasern aus, die zu den Ringmuskeln verlaufen und die alle einen gemeinsamen Mittelpunkt im Gehirn haben. Der Alkohol lähmt diesen Mittelpunkt; der Nervenreiz hört auf; die Ringmuskeln erschlaffen; die Blutgefäße erweitern sich; die Haut wird blutreicher und giebt dieses durch die rote Färbung zu erkennen. Die Rötung der Wangen nach Weingenuß, welche immer als erregende Wirkung des Alkohols gedeutet wird, ist also eine Erscheinung der Lähmung. Man sagt, der Alkohol wärme bei kaltem Wetter. Dieses Wärmegefühl aber ist eine Selbsttäuschung; man fühlt das warme Blut in vermehrter Menge zur Haut strömen. Thatsächlich aber ist er nicht erwärmt, sondern abgekühlt.“ — Der Hinkende machte eine Pause, damit seine Zu-

hörer das vorerst verdauen könnten, was sie vernommen; dann fuhr er fort:

„So, nun wissen wir also, was es mit der sogenannten Erwärmung durch den Alkohol auf sich hat. Diese Art Heizung taugt also nichts, sie ist ebenso unvernünftig, als es wäre, wenn die Löwenwirtin hier den Kachelofen mit den fleingehackten Stühlen und Tischen heizen und dann die Fenster aufreißen wollte, denn ein mindestens ebenso kostspieliges Heizmaterial ist der Alkohol. Ich will es noch an einem Beispiel beweisen: ein richtiger Ofen wird bekanntlich um so wärmer, je mehr Holz oder Kohlen man hineinsteckt. Wäre nun der Alkohol ein rechtichaffenes Heizmaterial, so müßte einer um so wärmer werden, je mehr er davon trinkt. Was lehrt aber die Erfahrung? Niemand erfriert im Freien leichter als ein Betrunkener, und jedermann weiß, daß man einen Starkbetrunkenen zu seiner Rettung oft nur noch in einen warmen Misthaufen steckt (appetitlich ist's ja nicht), um ihn vor dem innern Erfrieren zu retten, und wenn ein Esel hingeht und steckt den Betrunkenen „zu seiner Erfrischung“ in den Bach, so kann er ihn dadurch umbringen. Daß der Betrunkene seine eigene Kälte nicht spürt, hat einen ganz andern Grund: er ist gelähmt und für die Kälte unempfindlich geworden; er spürt die Kälte ebensowenig mehr wie ein Toter und hat schließlich auch nicht viel mehr Wärme in sich als ein solcher.“

Hier machte der Hinkende wieder eine kleine Pause, damit nur alles gut einginge in die etwas harten Köpfe seiner Zuhörer, und dann fuhr er fort:

„Nun, Kilian, Ihr sollt jetzt einmal den Verteidiger und Rechtsanwalt des Angeklagten Schnapsteufel spielen. Was könnt Ihr noch zugunsten des Angeklagten anführen?“

„Daß er Kraft git; der Wi git Kraft, bigott,“ sagte der Kilian und schlug mit der Faust auf den Tisch, und der Löwenwirt nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und ich sage Euch, auch das ist eine Täuschung,“ erwiderte der Hinkende und schlug ebenfalls mit der Faust auf den Tisch, „das hat man an den Soldaten ausprobiert und gefunden, daß sie in Kriegs- und Friedenszeiten, in allen Himmelsstrichen, bei Hitze, Regen und Kälte alle Strapazen der anstrengtesten Märsche am besten ertragen, wenn sie weder Bier, noch Wein, noch Schnaps zu sich nehmen, und ebenso ist es mit den Seeleuten. Die meisten Walfischfahrer z. B. haben keinen Tropfen alkoholischer Getränke an Bord. Um's kurz zu sagen: Der Alkohol stärkt niemanden, er betäubt nur das Müdigkeitsgefühl. Das Müdigkeitsgefühl aber ist das Sicherheitsventil an unserer Maschine. Wer das Müdigkeitsgefühl betäubt, um weiter zu arbeiten, gleicht dem, der gewaltsam das Ventil verschließt, um die Maschine überheizen zu können.“

Bei diesen Worten hatte der Hinkende seine Tasse Kaffee ausgetrunken und schob die Tasse von sich.

„Euer Kaffee ist gut, Löwenwirtin,“ sagte er,

„wie wär's, wenn Ihr künftig jed'm Handwerksburschen, der friert oder müde ist, statt des Glases Schnaps eine Tasse Kaffee hinstellen würdet? Es brauchte ja just nicht vom besten zu sein.“

„Ja, das fehlte mir gerade noch,“ brummte die Löwenwirtin, „da könnte ich den ganzen Tag in der Küche stehen und Kaffee kochen!“

„Das ist gar nicht nötig,“ meinte der Hinkende, „da, in der Nöhre Eueres Kachelofens hat Euer größter Kaffeehafen Platz, und warm bleibt er auch.“

„Dann kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild



„Da kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild eine Kaffeetasse malen lassen.“

lasse ich einfach auf die Straße laufen, nicht wahr, Hinkender?“

„Das ist wiederum gar nicht nötig, Löwenwirt,“ meinte beschwichtigend der Hinkende, „alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Ein Gläschen Wein zum Mittagessen wird dem, der dies gewöhnt ist und sich's gönnen kann, nicht viel anhaben, und ein Glas Bier auch nicht, aber, daß man sich damit stärken könne, das ist, wie ich Euch gesagt habe, eine Täuschung. Wer Maß zu halten weiß, wer bei einem kleinen Quantum bleiben kann, den sollte man in Frieden bei seinem Schoppen lassen, wer aber nicht ganz sattelfest ist, der thut am besten, wenn er das Trinken ganz und gar aufgibt und sich vor dem Alkohol hütet wie vor einem Gift, denn er ist nun leider Gottes einmal ein solches. Wer's nicht fertig bringt, zur ganz gewohnten Stunde nach Hause zu gehen, wer sich noch von einer „lustigen“ Gesellschaft hinreißt und hocken bleibt, der sollte sich schon vor dem ersten Glase hüten, denn er ist auf dem besten Wege, sich zu ruinieren. Notabene, das ist so meine Meinung; der bejahte Professor Bunge

will auch davon nichts wissen, so wenig traut er eben dem Schnapsteufel. Wir wollen den gelehrten Herrn selbst wieder einmal über die Wirkungen des Alkohols reden lassen: Der Mensch wird offenerzig und mittelstam, er wird sorglos und lebensmüde — er sieht eben nicht mehr klar die Gefahren. Vor allem aber äußert sich die lähmende Wirkung des Alkohols darin, daß er jedes Gefühl des Mißbehagens und des Schmerzes betäubt und zwar zunächst die bittersten Schmerzen, die seelischen: den Kummer, die Sorgen. Daher die heitere Stimmung, die sich der trinkenden Gesellschaft bemächtigt. Niemals aber wird ein Mensch durch geistige Getränke geistreich. Dieses so verbreitete Vorurteil beruht auf einer Selbsttäuschung; es ist gleichfalls nur ein Anzeichen der beginnenden Hirnlähmung: in dem Maße, als die Selbstkritik sinkt, steigt die Selbstgefälligkeit. Zu den quälenden Gefühlen, die der Alkohol betäubt, gehört auch das Gefühl der Langeweile. Die Langeweile aber ist, wie das Müdigkeitsgefühl, eine Vorrichtung zur Selbstregulierung in unserm Organismus. Wie uns das Müdigkeitsgefühl zur Ruhe zwingt, so zwingt uns das quälende Gefühl der Langeweile zur Arbeit und Anstrengung, ohne welche unsere Muskeln und Nerven erschlaffen würden und ein gesunder Zustand nicht möglich wäre. Wird die Langeweile nicht durch Anstrengungen irgend welcher Art beseitigt, so schwillt sie stetig an und gestaltet sich schließlich zu einer wahrhaft dämonischen Macht. Es ist interessant zu beobachten, zu wie verzweifelten Mitteln träge und hohle Menschen ihre Zuflucht nehmen, um ohne eigene Anstrengung dem Dämon der Langeweile zu entkommen. Rauflos treibt er sie durch ununterbrochene Geselligkeit von einem Orte zum andern, von einer Zerstreuung zur andern. Aber alle diese Fluchtversuche wären vergeblich: die Menschen würden sich schließlich doch gezwungen sehen, in irgend einer Weise ihr Hirn und ihre Muskeln anzustrengen, um das Gefühl der Ruhe und Befriedigung wieder zu gewinnen und die eigene Leere auszufüllen, wenn sie nicht — den Alkohol hätten. Der Alkohol befreit sie sanft und leicht von dem Dämon. Dem Trinker und der trinkenden Gesellschaft kommt die eigene Debe und Leere niemals zum Bewußtsein. Sie brauchen keine Interessen, keine Ideale; sie haben ja die Wonne, das Behagen der Betäubung. Nichts ist für die Entwicklung eines Menschen verhängnisvoller, nichts untergräbt und zerstört in dem Grade das Beste, was er hat, nichts ertötet mit so unfehlbarer Sicherheit jeden Rest an Thakraft, wie die fortgesetzte Betäubung der Langeweile durch den Alkohol.“

„Dem Schnapsteufel macht der aber gründlich den Garaus,“ meinte der Barbier Peter. „Mich werdet Ihr aber noch nie mit einem Schnapsglas getroffen haben,“ fügte er mit einem rechten Pharisäergesicht hinzu. „Zum Wein langt es mir bei diesen schlechten Zeiten höchstens einmal am Sonntag. Aber mein Glas Bier werdet Ihr mir doch hoffentlich in

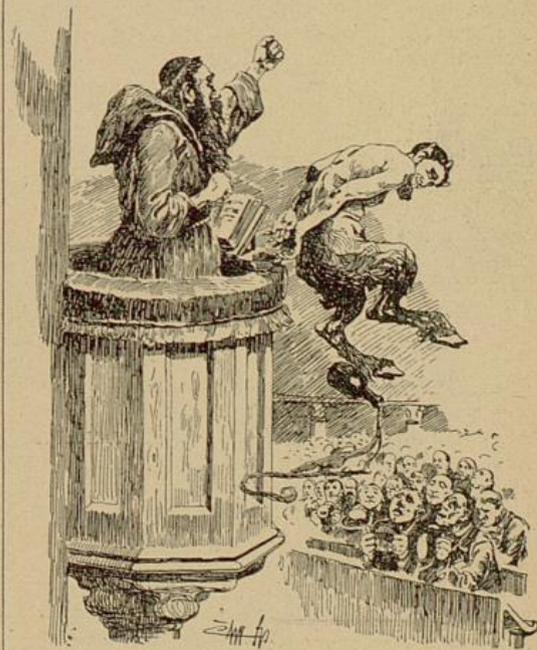
Ruhe lassen, denn Ihr wißt wohl so gut wie ich, daß das Bier sogar als Nahrungsmittel betrachtet werden muß, und als solches in manchen Ländern eine große Rolle spielt, z. B. in Bayern.“ „Ein fauberes Nahrungsmittel, das Bier,“ erwiderte der Hinkende. „Damit kommt Ihr dem Doktor Bunge gerade recht! Was es an Nährstoffen enthält, daran ist schon in der gewöhnlichen Nahrung der meisten Menschen kein Mangel, meint er, sondern bereits ein Ueberfluß. Es liege also gar kein Grund vor, diese Bestandteile, die Kohlehydrate, der Nahrung noch hinzuzufügen. Nun, Kilian, thut jetzt doch auch einmal wieder den Mund auf! Was habt Ihr noch zugunsten des Angeklagten vorzubringen?“

Der Kilian kratzte sich vorlegen hinter den Ohren und stierte in sein leer gewordenes Bierglas.

„Also gar nichts mehr, wie's scheint,“ meinte der Hinkende, „dann hat also der Staatsanwalt wieder das Wort! Mit der Erwärmung und Stärkung durch den Alkohol ist's also nichts, wie wir gesehen haben, und ich nehme es nur auf meine Kappe, wenn ich denen rate, bei ihrem Schoppen zu bleiben, die dabei auch ihr eigener Herr bleiben können. Damit ist aber auch alles gesagt, was sich zugunsten des Alkohols sagen läßt. Daß er nicht viel hilft, haben wir gesehen. Er ist aber noch dazu ein Wucherer der schlimmsten Art. Und wie er zu Werke geht, das schildert ein anderer Gelehrter, der Professor Gaul in Zürich, folgendermaßen. Er vergleicht ihn mit seinem Vetter, dem Morphinum, und schreibt in seinem Werkchen: „Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?“ (Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken): Fast jedermann kennt heutzutage das Schicksal der Morphinumsüchtigen. Im Anfang ist die Betäubung herrlich. Die Schmerzen schwinden, die Sorgen erscheinen in einem völlig veränderten Licht, die geschwundene Urteilskraft täuscht dem Betäubten ein ungemessenes Kraftgefühl vor. Alle Schwierigkeiten glaubt er spielend überwinden zu können. Alles beugt sich vor ihm, kleine unbedeutende Erregungen seiner Sinne spiegeln sich ihm zu großen Genüssen vor. Allmählich schwindet die Betäubung, die Urteilskraft kehrt zurück. Er erkennt die Wirklichkeit wieder, die Schmerzen sind noch da, die Sorgen sind noch da, alles das, was ihm draußen drohend gegenüberstand, hat sich nicht verändert. Verändert hat er sich nur selbst, denn er ist schwächer und feiger geworden. Mit dieser Erkenntnis der Wirklichkeit aber erwacht auch die Sehnsucht nach der Wiederholung der Täuschung, in der er sich grenzenlos stark glaubte. So addiert sich Verlust auf Verlust in der Kraft seines Nervensystems und nach 2—3 Jahren ist der Morphinumsüchtige eine elende Ruine. Der Alkohol giebt länger Kredit, oft 20 bis 30 Jahre; aber er ist ebenso unerbittlich, denn der Prozeß ist im Grunde ganz derselbe.“

„Das ist aber noch nicht alles. Was der Schnaps-teufel sonst noch für Unheil anrichtet, darüber könnte man noch stundenlang reden. Hören wir noch, was

der Professor Bunge darüber sagt: Es ist bekannt, daß durch den Mißbrauch alkoholischer Getränke ein ganzes Heer von Krankheiten entsteht, daß kein Organ unseres Körpers vor seiner zerstörenden Wirkung bewahrt bleibt. In England sagen die Aerzte, daß die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. Fast alle sind darin einig, daß viele dieser Krankheiten — insbesondere die vielfachen durch den Alkohol erworbenen Nervenleiden, von der leichtesten Nervosität bis zum ausgesprochenen Wahnsinn — in hohem Grade erblich sind. Wurde doch beispielsweise festgestellt, daß unter 300 blödsinnigen Kindern, deren Eltern in Bezug auf ihren Gesundheitszustand und ihre Lebensweise genau untersucht wurden, 145 von Eltern abstammten, die Gewohnheitsrinker waren! — Ebenso bekannt ist der Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen. Die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnisdirektoren in fast allen civilisierten Staaten sind darin einig, daß 70 bis 80 Prozent aller Verbrechen die Folge des Alkoholmißbrauches sind. Nach einer an 32837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Teilen des Deutschen



Die Kapuziner mühten in ihren Predigten dem Schnaps-teufel eine Ehrbeige links und eine rechts verfehen.

Reiches angestellten Zählung werden von allen Morden 46 Prozent „im Zustande der Trunkenheit“ verübt. Beim Todschlag beträgt das Verhältnis 63 Prozent, bei der schweren Körperverletzung 74 Prozent, bei der leichten Körperverletzung 63 Prozent, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76 Prozent, beim Hausfriedensbruch 54 Prozent, bei Verbrechen gegen die Sittlichkeit 77 Prozent. Es ist ferner bekannt,

daß in den meisten civilisirten Staaten der Welt 20—40 Prozent der männlichen Wahnsinnigen nach Urtheil der Irrenärzte ihr furchtbares Schicksal dem Alkohol zu danken haben.“

„So, jetzt wissen wir auch, um auf unsere frühere Unterhaltung zurückzukommen, daß nicht nur der Mangel an Religion schuld ist an der Zunahme der Verbrechen,“ meinte der „aufgeklärte“ Barbier Peter. „Davon reden wir vielleicht ein andermal noch ausführlicher,“ meinte der Hintende, „nur eins will ich noch anführen. In Nordamerika giebt es einige Staaten, in denen die Erzeugung und der Verkauf aller alkoholischen Getränke gesetzlich verboten ist. Und da hat man, nicht wie bei uns eine Zunahme, sondern eine auffallende Abnahme der Verbrechen beobachtet. Wenn der Herr Pfarrer, der da Guer Blättle schreibt, sein ganzes Heil von den Kapuzinern erwartet, so hätte auch ich nichts dagegen, sie ins Land zu lassen, jedoch unter der einen Bedingung: daß sie in jeder ihrer gesalzenen Predigten dem Schnapsteufel ein Ohrfeige links und eine rechts versetzen müßten, und schließlich noch einen Tritt auf den Allerwertesten. Das würde wirken, denn, wie gesagt, das Predigen verstehen sie aus dem ff. Doch es ist spät geworden und nach Hauje ist noch ein weiter Weg.“

„Es ist schon angespannt, Hintender,“ sagte der Löwenwirt, und die Löwenwirtin meinte nachdenklich: „Das mit dem Kaffee will ich mir einmal überlegen, ja, ich glaub', ich probier's einmal.“

„Bravo,“ lachte da der Hintende, „Löwenwirtin, Ihr seid eine geschickte Frau; ich hab' es auch gar nicht anders von Euch erwartet. Dafür schicke ich Euch künftig auch alle Handwerksburschen, die mir in den Weg laufen.“ — „Um Gottes willen nicht,“ sagte die Löwenwirtin erschrocken, „es sind ihrer so schon mehr als genug, die uns heimsuchen. Ich werde ihnen nun Cuere Standrede bei der Kaffeetasse wiederholen und ihnen wegen des Schnapsteufels ins Gewissen reden.“

„Ihr bringt sie doch im nächsten Kalender?“ fragten die Stammgäste aus dem Löwen, als der Hintende das Chaisle bestieg. Der Hintende versprach es ihnen noch im Davonsfahren. So, und da ist sie. — —

Wenn einer vergeßlich ist.

Aß der Schrofesbur en arme Ma isch, fällt ha justement nieme sage. Er hett en alt Schwarzwälderhüs und die sinn in viele Stücke kommoder as die neumodische Stalkaserne. Im Summer gänn sie chüehel, im Winter warm, grad wie-n e rächtig Pelzchappe. 's Holz isch eba kei Leiter wie Stai und Ise, es loßt Hitz und Chälti nit dur, blibt vollständig neutral.

Und eso-n e hummlig Hüs hett, wie scho gsait, d'r Schrofesbur, und was au no öbbis wert isch, er isch gar nit druf schuldig. Und in de Ställe liege siebe Chüeh, vier Stiere, eine schöner as der ander, e

paar Chälbli, zwanzig Schof und zwei netti Kof, e Schimmel und e Chohli, aß me-n au im Stall an Himmel und Höll erinnert isch, wie d'r Schrofesbur sait. In d'r Frau ihrem Departement grunze 12—14 Säu, und en Eber und zwei Moore sorge, aß ihr Gschlecht nit usstirbt oder usg'metzget wird, denn vome selber g'storben isch no selten eini. Aß au d' Hühner nit fehle, verstoht si doch vome selber.



In der Frau ihrem Departement grunzen 12—14 Säu.

Denn zuem Kudle mache, mueß me-n Eier ha, sunst werde sie doch e bizzele wässrig, und mit de Chräfte, wo sie derno gänn, isch's nit wit her.

D' Schrofesbüri, „wat dem Schrofesbur sine Frau sein thut,“ wie d' Bärliner sage, isch ganz e gattige Person. Sie hett e paar Backe, wie-n e Pfiser, wenn er blost; sie isch dick und stämmig und d' Arm sinn eso glatt, aß au d'r g'schickicht Floh usschlipft, wenn er druf gumpft. Sunst isch sie die gueti Stund selber. Wenn sie e Handwerksburscht übernacht hett, git sie em au no e Federechissi unter d'r Chopf, wenn sie en hinter d'r Dse lait. Denn sie meint, der Satz: „Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhetissen“, sei umg'chehrt au nit so übel. Wenigstens rimt sich's grad so guet. Neben allem dem isch d' Schrofesbüri en eifachi Frau. 's Modischurnal macht ihre kei Chopfweh. Sie hett, wie me's vor allem scho gha hett, immer e Paar eso eifachi Bändelschüehli ohni Absätz, blau Strümpf, e rote Wattunterrock, drei Zoll dick, und obe drüber lit in zierlige Falte-n e grüene, aß d' Hoffnig nit usgohit. Witer obe dunnt e schwarz Tschöbli und e Halsmantel mit fing'stichter Gold-

ornamentik, uf em Chopf sitzt e Schappe mit handbreite Bändel und hinte vergoldet. Und wäge dem ha-n i unte bi de Schueh angfange, will's ufzue immer schöner und goldiger wird bi d'r Schrofesbüri.

Und uf eso-n e Frau sott d'r Schrofesbur nit stolz si?! Nai, sie und 's Vieh, und d'r Libsitzer, d'r Karli, und sini zwei Maideli, 's Marelli und 's Suseli, sinn em 's Liebst uf d'r Welt, wenn er nüchter isch! — I sag': wenn er nüchter isch; denn er isch au mengmol nit nüchter, und derno weißt er nimmi, ob er d'r Bueb oder d'r Vatter isch, und macht Streich, sie sinn vo d'r G'scheitheit so wit e wägg, wie d'r Nordpol vom Fäldberg im Großherzogtum Bade.



„Aber wo heisch 's Fuhrwerk?“ fragen Frau und Kinder.

So isch's au do letschthi gsi: d' Frau hett em de Morge, wo-n er mit Holz in d' Stadt g'fahren isch, d' Chüechlipfanne mitgä und g'sait, er soll sie zuem Spängler trage, aß er e neue Bode dri mache chönn.

„Bring mer sie aber z'obe wieder heim,“ lait sie em no uf d' Seel, „sunst cha-n i morn nit chüechle, und mer häm jo d'r Schnider, der ist d' Chüechli gern!“

D'r Schrofesbur fahrt in d' Stadt, verhaufst si Holz wie ein, wo Verstand hett, trait au d' Pfanne zuem Spängler, und will de sait, vorem vieri z' obe chönn er d' Pfanne nit fertig mache, goht d'r Schrofesbur ins Wirtshus und wartet. Und will me inere so-n e Wirtshafft nit so troche hiffike cha, trinkt er ei Viertel um's ander. Z'oben um vieri isch d' Pfanne g'macht und fertig gsi, aber au im Schrofes-

Zahrer hinterer Bote für 1902.

bur si Rusch. Er hett sich in de Hoor g'chraht und g'studiert, was er d'r Frau nur au bringe müess. Aber wie-n er au grüblet und g'chraht hett, es isch em um alli Welt nit ig'falle. Endlig bringt d'r Spängler d' Pfanne selber und d'r Schrofesbur zahlt em no e Viertel zue d'r Rechnig hi. Denn es isch em e Stai ab em Herz, siber aß er die Pfanne hett. Dhu' sie wär' er nit gern heim. Er wär' e weng chüchlich empfangen worde. Denn so guet aß d' Frau isch, wenn sie emol recht widrig wird, macht sie 's wie d' Wiber alli. Sie thut als scho bätzge, wenn er e Rusch heimbringt, und e Rusch und lei Pfanne, nai, das wär' 's reinst jüngst G'richt gsi. „Aber jets,“ denkt er, „cha's jo nit fehle, die neu' Pfanne dect d'r Rusch zue und drum trint' i no eis.“

Er trant noch eins, zwei, drei und mehr, „schließlich aber erinnert er sich seiner Pflicht;“ er nimmt d' Pfanne-n uf d' Achse und wanderet wohlgimuet heimezue.

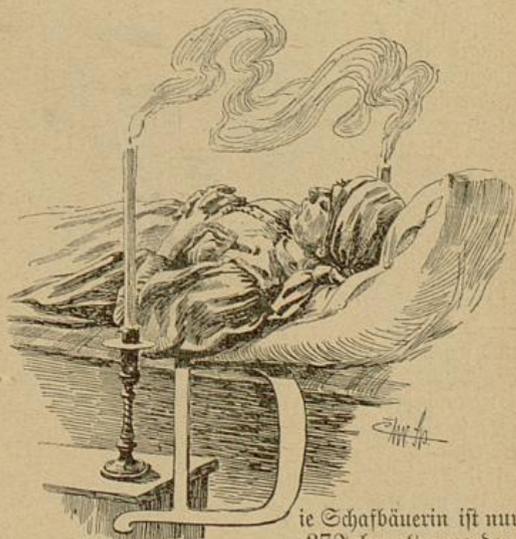
„Do heisch di Pfanne!“ sagt er zur Frau, als er in seine Stube tritt, „i ha müesse lang warte druf, sunst wär' i ehnder heim cho.“

„Aber wo heisch 's Fuhrwerk?“ fragen Frau und Kinder.

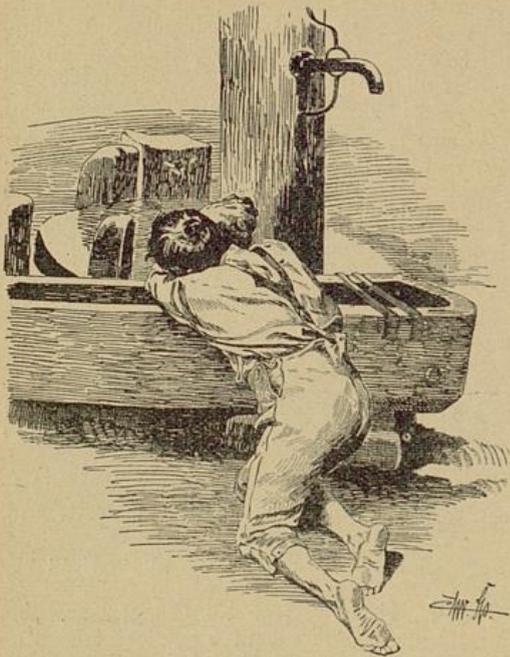
„Nä jo, bigotts!“ sagt d'r Schrofesbur, „des stoht jets no im Bäre-n in d'r Stadt inn. Des ha-n i jets vergesse wäge der chaibe Pfanne. Me cha doch nit an alles uf eimol denke.“

Und d' Schrofesbüri hett d' Händ z'sämmeg'lait und gege-n em Himmel g'luegt, wie wenn sie dort öbbis sueche müest! —

Wenn ein guter Mensch stirbt.



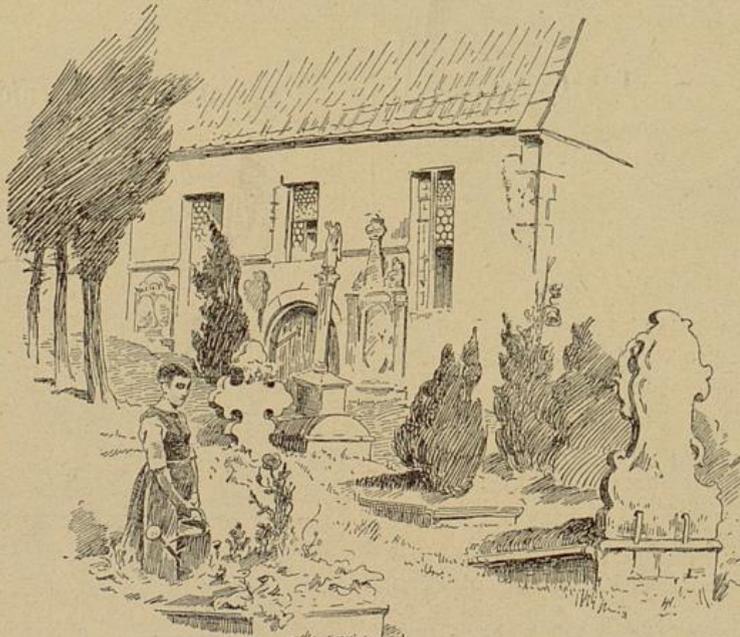
Die Schafsbäuerin ist nur 37 Jahre alt geworden. Das ist eine kurze Spanne Zeit, aber für diese Bäuerin war sie lang genug, um das zu erwerben, was vielen anderen in 70 bis 80 Jahren, ja in noch



Am Brunnen aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt inwendig der Bäuerin.

längerer Lebenszeit nicht gelingen will: die Schafbäuerin hatte die Liebe und Achtung all ihrer Mitmenschen gewonnen.

Jetzt liegt sie da auf der Bank. Ihre ehemals mit sanftem Rot angehauchten Wangen sind gelbweiß; die blauen Augen, deren mildglänzende Strahlen so oft tröstend und verjöhnend in die Tiefe bekümmertester Herzen sich tauchten, — sie sind starr und geschlossen; der Mund, der so warm gesprochen, so mild getröstet, — er spricht nicht mehr, und die Hände, die so fleißig geschafft, von früh bis spät, in Haus und Feld, — sie sind mager und bleich und liegen gefaltet auf dem Herzen, das so treu und warm für andere geschlagen.



Stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

„Die Schafbäuerin ist gestorben!“ so ging es wie ein Lauffeuer durch den großen, weitverstreuten Ort, und der Jammer des Schafhofes fand seinen mächtigen Widerhall in der ganzen Gemeinde; denn alle, ob klein oder groß, ob reich oder arm, wußten etwas Liebes und Gutes von dieser Frau zu erzählen.

Im Schafhof, am Brunnen, aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt weinend der Bäuerin; es denkt an den mütterlichen Schutz, den ihm die gute Bäuerin gegenüber den größeren Dienstboten gewährte, — es denkt an die vielen Mümpfeli Speck und an die zahlreichen Schüsseli voll Milch und Kaffee, die sie ihm in der Zwischenzeit gegeben, damit das Bübli auch wachsen könne. Die Knechte haben Kummer, daß auf dem Schafhof nun alles anders, aber nichts besser werde, und erteilen der toten Frau das Lob der besten und tüchtigsten Bäuerin. Die Mägde aber halten die Schürze vor die Augen und können nicht genug erzählen, wie die gute Bäuerin so verständig und schonungsvoll mit ihnen gewesen sei bei Unwohlsein und in kranken Tagen, und wie sie für alle ihre Anliegen immer ein warmes Herz und ein seltenes Verständnis gehabt habe.

Der Mann, die noch ganz kleinen Kinder, das Hirtenbüblein, Knechte und Mägde, viele Glieder der Gemeinde stehen am Sarge und beten und weinen, und beides aus Herzensgrund und nicht nur, weil es so Mode ist.

Selbst die Besengret, was die Leichenbitterin ist, die doch sonst nur Krokodilstränen weint und das Maß ihres Beileids nach den zu erhoffenden Gaben und Spenden richtet, fällt laut schluchzend an diesem Sarge nieder und klagt aufrichtig: „O Sophie, Sophie, ich's denn möglich, daß du tot bist! O Sophie, wie mir aus das athuet! Lieber zwanzig andere als du allein. O nai, i cha's nit bigrife, daß du tot bist!“

Des Bauern Schmerz zuschildern, ist rein unmöglich. Der war, wie die Unterländer sagen, ganz weg. Er aß nicht mehr, er trank nicht mehr und schloß sich in seine Stube ein, und es sah ganz so

aus, als ob er sich hinterzinnen oder sonst was anstellen könnte. Erst, nachdem seine Schwiegermutter ihm den Standpunkt klar gemacht und ihn an seine Pflichten erinnerte, die nach dem Ableben seiner Frau doppelte seien, da nahm er wieder an den Geschäften teil, aber lange Zeit war er wie gedankenlos, wie geistesabwesend.

Die Zeit, die alle Wunden heilt, vermochte den Schmerz, den das Ableben der Schafbäuerin in so vielen Herzen zurückgelassen, zu mildern und zu lindern, nicht aber konnte sie den Dank und die Liebe verwischen, welche diese Bäuerin sich in so hohem Maße erworben. Auf dem Kirchhofe reihet sich Grab an Grab, und stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

Alle Sonn- und Feiertage aber kann man viele Menschen gerade an diesem Grabe sehen, wie sie die Blumen begießen, welche zarte Liebe und warmer Dank gepflanzt haben. Der Bauer hatte ganz recht, wenn er dem Bildhauer, der ihn wegen eines Grabsteines befragte, zur Antwort gab: „Nei, e Stei loß i kein mache. Si brucht kei Denkmol. Sie hett eis do inne,“ — hierbei deutete er aufs Herz — „und do ick eis und dört ick eis,“ und hier wies er auf die Kinder, „und die ganz Omei bizügt's, wie sie gi ick und wer sie gi ick. Nei, die Liebi, wo über ihrem Grab wacht, will i mit kein Stei zuedeckel!“

Vom „Hasehannes“.

E nassauisch' Geschicht.

Der Hannes hot en Krautack' grad hinner sein Garte, un des ganze Ort verzehlt sich, daß er alle Sonntag Hasebrat



esse deht. Do is zulezt der Borjemaaster druff uffmerksam gemacht wore un der hot dem Ortsdiener

gesegt, er sollt emol uffbasse, der Hannes deht ganz gewiß uff sein Krautstick de Hase Schlinge lege.

Der Volezeidiener hot sich aach ins Wertshaus

gehest un dorch des klaane Fensterche newer der Thet, von dem aus mer



dem Hannes sein ganze Garte inwverseh kann, de ganze Samstag mittag enausgelucht.

Gege Dwend sieht er aach, wie der Hannes aus dem Haus kimmt, sich ganz scheu inwverall umguckt un hinner die Mauer geht. Mei Volezeidiener, nit faul, mecht sich uff un leest de Berg nuff dem Hannes noch, un wie er owwe is un inwver die Mauer guckt, sieht er 'n aach hinner eme ausgehunkte Fensterlade in sein Krautstick uff der Lauer sitze.

Der Hannes hot awwer de Volezeidiener, der forzatmig is, de Berg eruff schnaufe höre, un hot aach gehört, wie's an der Mauer gekraschpelt hot un dann still wore is. Er bleibt mäuschestill sitze und denkt: „Baß du nor uff, du host mich doch noch nit!“ Do will der Deiwel, daß grad in dem Ageblick en Has in die Schling leest un quietscht un zawwelt, daß mersch wer waas wie weit hört. Der Hannes springt hin, macht en los un behägt de Has mit eme Krautstorzel, was er kann, un in dem Ageblick, wie der Ortsdiener um die Eck erum kimmt un en abfasse will, giebt er dem Has noch en Dritt. Daß er inwver de Zaun fliegt, sich uffreppelt un leest, was er laase kann. Der Hannes awwer werft em den Krautstorzel noch noch un ruft: „So, du Dos, du kimmt mer aach nit widder, so mach' ich's mit alle Hase, die an mei Kraut gehn. Si, gu'n Dwend, Herr Volezeidiener!“

Nur die dem Staat am treuesten dienen,
Die sind allein die bessern Bienen.

Gellert.

Das Sündengeld.



Tobias Kranach war ein stiller, nachdenklicher Mensch. Er ging nur selten ins Wirtshaus,

wenn er vom Bau kam, wie es dann die andern Maurer thaten; er liebte überhaupt keine lärmende Lustigkeit, und von all den hübschen, flinken Mädchen, die in seiner Vaterstadt Rainberg zu finden waren, konnte sich keines rühmen, ihm mehr als Höflichkeit abgewonnen zu haben. Viele verlachten ihn und nannten ihn einen Sonderling. Aber was die andern an ihm auszufehen fanden, das stach der Wäscherin Elise Tuzinger gerade in die Augen, und nach langem verstickten Werben sprachen sich die beiden endlich aus. Das aber ist gewiß, daß den Maurer Kranach im entscheidenden Augenblick der Mut zur Werbung verlassen haben würde, wenn ihm die kreuzbrave Tuzingerin nicht ein wenig drauf geholfen hätte. Sie durfte sich das schon erlauben, ohne an ihrer Mädchenwürde einzubüßen; denn sie galt allgemein für eine gute Partie, der es auf keine „Versorgung“ anzukommen brauchte. Bargeld besaß die Wäscherin Elise freilich auch nicht; aber sie verfügte über ein Paar fester, nie rastender und außerordentlich geschickter Hände, und ihre Kundschaft war in stetem Steigen begriffen.



Tobias hatte eine Berteltonne Bier auflegen lassen.

Kurz vor Weihnachten hatten sie sich miteinander verlobt, und bald nach Ostern gedachten sie zu heiraten. Nach Feierabend gingen sie Arm in Arm oder Hand in Hand am Ufer des See spazieren, der seine starken Bogen unterhalb des Städtchens Rainberg mit der Donau vereinigt. Sie malten sich ihr Glück in sonnigen Farben aus, und Tobias, der doch sonst — als gelernter Maurer — auf einen soliden Grundstein hielt, baute immer ein Lustschloß nach dem andern auf.

Vom ersten April ab stand ihnen die neugemietete Wohnung, die aus Stube, Küche und Flur bestand, zur Verfügung. Die Tuzingerin, armer Leute Kind, bekam von ihrer Tante, bei der sie bisher gewohnt hatte, Betten und Leibwäsche, auch ein Paar Gardinen und etwas Küchengeräth mit, — aber von der spärlichen Möbelleinrichtung der Tante wanderte nichts in die neue Wohnung; denn bald genug stellte sich ein Unterhändler ein, der ihnen eine bescheidene Möbelausstattung gegen geringe wöchentliche Abzahlungen vermittelte. Beim Anblick all der Herrlichkeiten im Möbelmagazin verging den jungen Leuten für eine kleine Weile das Rechnen, und als sie sich auf dem Standesamt anbieten ließen, hatten sie schon einen ziemlichen Posten Schulden. Aber, lieber Gott, waren sie nicht beide jung und gesund, und arbeitsam?

Auf dem Bau wurden dem Tobias Kranach deutliche Anspielungen gemacht, daß es üblich sei, sich an einem lustigen Abend vom Junggesellenleben zu verabschieden. Die Anspielungen wurden immer kräftiger. Besonders einer, ein Steinträger Namens Horst, ließ nicht locker, in den Genossen zu dringen: er müsse „etwas

springen lassen“. Diese notgedrungene Ausgabe kam dem armen Tobias sehr ungelegen. Er hatte redlich sparen müssen, um gemeinsam mit seiner Braut die erste Teilzahlung für die Möbel leisten zu können; nun wollte er sich auch mit neuen Sonntagsstiefeln, etwas Wäsche, einem Bratenrock und einem neuen Hut ausrüsten. Da hieß es also, auf das eine oder andere zugunsten der Kameradschaft verzichten.

Am Montag vor seiner Hochzeit, die auf den Sonntag anberaumt war, fanden sich die Genossen vom Bau in einer Wirtschaft außerhalb der Stadt

zusammen. Tobias hatte eine Vierteltonne Bier auflegen lassen, dazu eine Flasche Kirchwasser, auch etwas Speck und Käse und Brot.

Man feierte den freigebigen Bräutigam, den man bis dahin aufgezogen und gehänselt hatte, wo immer man seiner habhaft geworden war, und das Ende vom Lied war, daß sich die Mehrzahl einen Rausch antrank. Der Wüfsteien einer war Horst, der Nüchternste blieb Kranach. Als es auf Mitternacht ging, bekam aber auch Tobias einen heißen Kopf; doch hatte er noch immer Besinnung genug, um sich gegen die immer wieder erneuten „Anzapfungen“ taub zu stellen. Es schlug von der Bahnhofsuhr ein Uhr, als Tobias sich sachte auf den Heimweg machte.

Niemand hatte ihn fortgehen sehen außer Horst. Der schlich ihm nach, in der Absicht, einen „Freundschaftspump“ bei ihm anzulegen. Horst verdiente sehr viel, verbrauchte seinen ganzen Verdienst aber stets für das, was seiner Kehle und seinem Magen zu gute kam, und war nie bei Kasse.

Leise kam der Steinträger hinter dem Genossen her. Dicht am Bahnhof holte er ihn ein. Tobias erschrak, als er so plötzlich den Zechkumpan aus dem Dunkel der Allee auftauchen sah. Er hatte sich gerade gebückt, um einen im Lichtschein der Laterne auf dem Pflaster liegenden Gegenstand aufzuheben, ließ ihn vor Schreck aber wieder fallen.

„He, Kranach, was suchst du denn dort am Boden? . . . Und warum bist du den andern davongelaufen? . . . Es war gerade so gemütlich geworden!“

„Morgen ist Arbeitstag! Du weißt, Horst, was ich Ende der Woche vorhabe. Soll ich sie gleich mit Faulenzen beginnen? Nein, Anfang schlecht, alles schlecht!“

„Du bist doch wirklich ein Duckmäuser, Tobias. Die andern haben schon recht. Komm doch zurück, auf eine Seidellänge, Tobias! So jung kommen wir nicht wieder zusammen!“

Der Maurer schüttelte den Kopf und wich nicht von der Stelle.

Nun kam Horst neugierig näher. „Zum Hentel, was verbirgst du mir nur da unter deinem Stiefel? Du, das ist doch eine Cigarrentasche?“

Tobias hob den Gegenstand wieder auf und hielt ihn in den Lichtkreis der Laterne. „Eine Briestafche ist's.“

„Mit Inhalt?“ fragte der Steinträger überrascht. Horst schüttelte die Ledertasche; man hörte Goldstücke aneinander klirren. „Was thun? Der Bahnhof ist zu — oder, was meinst du, soll ich das Stück nach der Polizei tragen?“

„Erst sieh doch nach, ob der Name des Besitzers nicht darin zu finden ist!“

„Ach nein, ich möchte die Tasche hier nicht öffnen. Es könnte etwas herausfallen und bei dem schwachen Licht ist schlecht suchen.“

„Langweiliger Peter!“ schalt Horst ärgerlich. „So komm dort hinüber in den Wirtsgarten!“

„Nein, auf keinen Fall!“ so wehrte sich der Maurer.

„Du hast auch kein bißchen Kameradschaftlichkeit am Leibe! Und geizig bist du dazu! Wenn ich dir nun sage: ich will auf das Wohl deiner Braut einen Schoppen trinken, so wirst du fünf Tage vor der Hochzeit die Hand auf der Tasche halten?“

So quälte er den armen Tobias, bis dieser — nur um des lieben Friedens willen — dem Genossen folgte.

In dem sonst leeren Wirtsgarten untersuchte der Maurer die Briestafche. In dem einen Fach lagen vier Doppelkronen, in dem andern aber etliche Papiere, Quittungen, Berechnungen und Bestellzettel, bündelweise mit Gummibändern zusammengeschnürt. Der rechtmäßige Eigentümer war so ohne weiteres nicht festzustellen.

„Du, da hast du einen guten Fund gemacht!“ sagte der Steinträger, während es in seinem Antlitz aufleuchtete. „Der zehnte Teil ist Funderlohn!“

„Das hängt doch wohl noch davon ab, ob der Besitzer ein vornehmer Mann ist oder ein armer Teufel?“

„Wo denkst du hin, Tobias! Funderlohn ist etwas Gefegliches — ja, ebenso, wie man z. B. seine Steuern bezahlen muß!“

Tobias schmunzelte. „Das wäre ein guter Zuschuß für die Hochzeit!“

Horst lachte. „Und doch wohl auch ein Grund, noch einen Schoppen zu trinken, wie?“

Der Maurer war nach einigem Zögern einverstanden. „Aber du mußt dafür auch morgen mit zur Polizei gehen, damit du sagst, daß alles seine Richtigkeit hat.“ Tobias war in derlei Dingen sehr unerfahren und Horst belustigte dies. Vorsichtig packte der Maurer das Fundstück in sein rotes Sacktuch und barg es auf der Brust. Er wollte nun endlich zahlen und heimgehen.

Ein jäher Schreck malte sich in seinen Zügen, als er in die Tasche fuhr. Er vermiste seinen Geldbeutel.

„Ist er verloren? Hat man mir ihn gestohlen? Herr Jesus, was fang' ich nur an? Horst, hast du keine Ahnung? Haben sich die vom Bau vielleicht einen Spaß erlaubt? Rede doch! Ach, ich bin ja wie vor den Kopf geschlagen!“

Horst bedauerte ihn. „Wieviel war denn drin?“

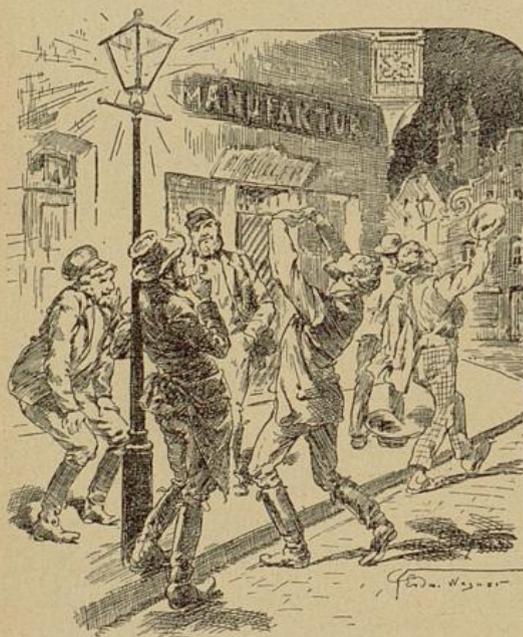
„Siebenunddreißig Mark und vierzig Pfennig! Ich hab' noch einmal nachgezählt, als ich dem Wirt bezahlte!“

„Da bist du ja ein klosig reicher Mann!“ lachte Horst. „Na, beruhige dich nur, was verloren ist, wird auch gefunden.“ Der da — er wies nach der Stelle, wo Tobias die Briestafche barg — „hat noch eher Ursache, ängstlich zu sein, wo sich's um das Doppelte handelt!“

Tobias wollte sofort nach der Wirtschaft zurück. „Leg die Zecher hier aus, Horst! Ich hab' dich eingeladen und will den Betrag auch bezahlen. Ich geb' dir das Geld zurück, sobald ich meinen Beutel wieder habe!“

Horst zuckte die Achsel. „Ich hab' nichts.“

„Aber vorgestern war doch Sonntag, Gustav!“
 Der Steinträger blinzelte ihm listig mit den Augen zu. „Aber gestern war Sonntag, verstehst du!“
 Tobias hatte noch nie Zechschulden gehabt. Er schämte sich vor der Kellnerin. „Sie wird es vielleicht nicht einmal glauben wollen, daß ich, als ich bestellte, nicht wußte, was für ein Unglück mir widerfahren ist.“
 „So sei doch nicht kindisch! Du hast doch die Brieftasche von dem Fremden. Dort nimm das Geld einstweilen heraus, wenn du vor den Wirtsleuten so genierlich bist.“
 „Um Gottes willen — fremdes Eigentum anrühren?“



Man verlachte ihn und ließ ihn stehen.

„Fremdes Eigentum, hahahaha! Hab' ich dir nicht gesagt, daß du den zehnten Teil beanspruchen darfst als Finderlohn?“

„Nein, ich getraue mich nicht!“

„Du bist ein Hasenfuß. Lieber willst du also, daß man uns als Zechpreller an die Luft setzt!“

Tobias war außer sich. Die späte Stunde, das lange Trinken, der Fund, der Schreck über die grausame Entdeckung seines Verlustes — alles wirkte zusammen, um ihm die klare Besinnung zu rauben. Auch duldete es ihn hier nicht länger; die Begierde, etwas über den Verbleib seines Eigentums zu erfahren, trieb ihn nach der andern Wirtschaft zurück. Horst bearbeitete ihn fortgesetzt und ließ ihm keine Ruhe.

Schweren Herzens holte Tobias endlich die Brieftasche wieder hervor, öffnete sie und entnahm ihr ein Goldstück. „Kellnerin! Ich will zahlen!“ rief er erregt.

Das verschlafene Mädchen machte große Augen, als es das Goldstück sah. „Das kann ich nicht wechseln, da müßt' ich erst den Herrn wecken.“

Es blieb nichts anderes übrig. Tobias wartete ungeduldig auf die Rückkehr der Kellnerin. Er hörte aus einiger Entfernung näherkommenden Gesang und erkannte die Stimmen seiner Genossen vom Bau. Sie bogen jetzt anscheinend in eine Seitenstraße ein, und Tobias, der sie nach seinem Geldbeutel fragen wollte, rief dem Steinträger fast atemlos zu: „Gustav, sag dem Mädchen, ich käme im Augenblick zurück! Ich höre dort den Dieter und den langen Karl.“

Im Nu war er hinter den Genossen her. Eine namenlose Angst hatte sich seiner bemächtigt. Die Thränen schossen ihm in die Augen, als er ihnen sein Unglück schilderte. Und als man ihn nun hart anfuhr, in seiner Frage ein gewisses Mißtrauen erkennen wollte — die wüsten Gesellen waren ohne Ausnahme bezecht, — da rang er die Hände und gebärdete sich wie ein Verzweifelter.

Man verlachte ihn und ließ ihn stehen. Den armen Tobias packte nun ein heftiger Groll an. Er vermüßte seine Gutmütigkeit, drohte hinter den selbstsüchtigen Gesellen mit der Faust; ganz ratlos begab er sich nach der Wirtschaft am Bahnhof zurück; aber da erwartete ihn ein neues Unheil: die Wirtschaft war verschlossen und auf all sein Rufen und Pochen meldete sich niemand. Auch von Horst war weit und breit nichts zu sehen. Sollte der Steinträger das Geld für ihn in Empfang genommen haben? Tobias, von neuer Angst erfaßt, rannte die Straße entlang. Er rief nach dem Genossen, — immer heiferer, immer verzweifelter klang seine Stimme. Niemand antwortete.

Tobias hatte nicht die Ueberwindung, seine Lagerstätte aufzusuchen. Er kehrte gequält und fassungslos wieder nach dem Bahnhofe zurück; dann begab er sich nach dem Hause in der Vorstadt, in dem er den Steinträger wohnen wußte. Er klopfte den Schlaffameraden seines Genossen heraus und fragte ihn nach dem letzteren. Aergerlich ward dem Maurer der Bescheid gegeben, daß Gustav Horst überhaupt noch nicht nach Hause gekommen sei.

Nun hielt Tobias Wache vor dem Hause. Es schlug vier, es schlug fünf Uhr: Horst kam nicht.

Die Handwerker gingen zur Arbeit. Tobias schleppte sich nach Hause, hielt seinen Kopf unter die Brunnenvöhre, wusch sich, that seine Arbeitskleidung an und begab sich zum Bau.

Nur die wenigsten arbeiteten; die Mehrzahl war, zum Aerger des Poliers, nicht gekommen, auch Horst nicht.

Einem qualvollen Tag durchlebte Tobias Kranach — und abends brachte er es gar nicht übers Herz, sich seiner Braut zu zeigen. Trotz aller Müdigkeit begab er sich wieder auf die Suche. Der Wirt, in dessen Schenke gestern abend das Gelage stattgefunden hatte, war ein proziger, ungehobelter Geselle. Er mußte nichts von Kranachs Geldbeutel; schließlich kam er dem unglücklichen Maurer noch grob. Tobias

ging nun nach der Wirtschaft am Bahnhof. Die Kellnerin war bestürzt, daß der Steinträger nicht der Besitzer des Goldstücks gewesen war. Sie hatte die beiden Männer nicht so genau unterschieden und dem Zurückgebliebenen ahnungslos den Rest des Geldes ausgehändigt.

Als Tobias abermals das Haus des Steinträgers aufsuchte, war Horst zwar daheim, aber in einem grauenvollen Zustand. Er hatte das ganze Geld vertrunken und verspielt und war schließlich in eine wüste Kauferei geraten.

Voll Abscheu wandte sich Kranach von dem Bur-schen ab.

Schlimmer hätte es gar nicht kommen können. Nicht allein, daß Tobias nun selbst ganz mittellos war — und zwar so kurz vor der Hochzeit — er konnte auch den unglückseligen Fund nicht zurückgeben.

Er wagte weder das eine noch das andere seiner in seligem Glück schwelgenden Braut mitzuteilen. Zum erstenmal vermochte er ihr nicht frank und frei ins Auge zu schauen. Bei ihrem herzigen, munteren Geplauder ward's ihm wund und weh ums Herz. Leichenblaß aber wurde er, als ihm die Tüchingerin vorschlug, am andern Abend die letzten Einkäufe zu besorgen.

Bevor er am nächsten Morgen zum Bau ging, suchte er den Steinträger auf. Der hatte noch immer ein geschwollenes Auge; auch war sein Fuß beschädigt, so daß er keine Arbeit zu thun vermochte.

„Du, Gustav, wo ist das Geld, das dir die Kellnerin gegeben hat? Ich habe heut' abend in der Stadt zu thun und will die Brieftasche zur Polizei tragen!“

„Was hast du in der Stadt zu thun?“ erwiderte der Steinträger und gähnte dazu.

„Ich will vom Meister einen Vorschuß erbitten und Einkäufe besorgen!“

„Hahahahaha, der Meister — und Vorschuß geben! Da mach' dir keine Hoffnung! Grad' vorhin war der lange Karl bei mir. Den hat er auch vor die Thüre gesetzt!“

„Aber es handelt sich bei mir doch um meine Hochzeit!“

„Nun, und bei dem um Kindtaufe.“ Er lachte höhnisch.

„Gustav, aber das eine sag' ich dir: da du das Goldstück verjubelt hast, so wirst du schnell dafür sorgen, daß du wieder gesund wirst und arbeiten kannst. Denn lange gedulde ich mich nicht. Es war nicht mein Geld, das du dir da angeeignet hast, sondern fremdes — du weißt es wohl.“

„Meinst du, ich hätte nicht auch sonst noch Schulden? — Und die wollen zuerst bezahlt sein. Dann kommst du daran. Zum Leben aber muß der Mensch auch haben, wenn er so schwere Arbeit thut wie ich. Am zweiten oder dritten Lohntag gebe ich dir das Geld zurück; aber eher nicht!“

„Gustav!“ Der unglückliche Kranach schrie es ganz entsetzt.

„Nimm dich zusammen, daß man dich nicht hört! Wenn es jetzt herauskommt, werden wir beide gefaßt!“

„Was für eine Schuld willst du nun plötzlich mir in die Schuhe schieben? Gustav, das ist schlecht von dir!“

„Ach, laß mich ungeschoren. Du weißt sehr gut, daß du das Goldstück nicht hättest wechseln dürfen!“

„So? Aber du jagtest doch selbst, daß ich den Funderlohn . . .“

„Bist du nicht auch ein ausgewachsener Mensch? Was kümmert sich das Gericht darum, was ich gesagt habe!“

Tobias sah ihn bestürzt an. „Das — Gericht, sagst du?“

„Nun ja! Laß um's Himmels willen nichts von dem Fund verlauten. In vierzehn Tagen lieferst du dann den ganzen Betrag ordnungsmäßig ab — und der Verlierer wird noch immer dankbar genug sein!“

„Ach Gustav — sieh, ich hab' aber doch so große Angst!“

„Weil du ein feiger Tropf bist! Statt daß du dich freust, nun selbst dadurch aus allen Sorgen zu sein!“

„Ich? Wie — meinst du das?“

„Nun, wenn du die Tasche heute doch nicht abgeben kannst, sondern noch vierzehn Tage damit warten mußt — dann kannst du dir doch gleichfalls ein Darlehen daraus nehmen, verstehst du?“

„Aber das wäre ja kein Darlehen — das wäre . . . Veruntreuung!“

„So — wenn du in vierzehn Tagen das Geld wieder hineinthust? Du Narr! Als ob das nicht das selbe wäre, wie wenn du einen Vorschuß vom Meister bekommst! Aber thu, was du willst. Nur das merke dir: wenn du mir vor dem zweiten Lohntag auch nur mit einem Wort wieder in den Ohren liegst, so kriegst du überhaupt nichts von mir heraus!“

Tobias ging. Er hatte den gestrigen Tag sich nur von Schwarzbrot genährt. Die anstrengende Arbeit, die vielen nutzlosen Gänge, die fieberhafte Erregung — alles wirkte zusammen, um ihn matt und wehrlos zu machen. Die schüchterne Bitte um einen Vorschuß wurde ihm vom Meister rundweg abgeschlagen. Der Meister hatte in der letzten Zeit gar manche trübe Erfahrung gesammelt. Als die Stunde heranrückte, in der sich Tobias mit Elise treffen sollte, schlich er nach seiner Schlafstelle, holte die Brieftasche hervor und überlegte zum hundertsten und tausendsten Male: was beginnen?

Der erste Schritt vom rechten Wege war gethan. Sollte er umkehren, seiner Braut sein Mißgeschick klagen?

Aber wie er Elise und ihren streng rechtlichen Charakter kannte, würde sie gewiß, um den fehlenden Betrag zu ersetzen, ihre eigenen kleinen Varmittel angreifen, die sie für die Hochzeitsfeier gespart hatte. Dann aber mußte der Tag der Heirat hinausgeschoben werden.

Tobias war das Weinen nahe. Immer klang ihm

der Vorschlag des Steinträgers in den Ohren. Es galt ja nur, ein Darlehen zu nehmen, — in vierzehn Tagen war alles geordnet. Ach, er wollte ja so fleißig und sparsam sein, Ueberstunden machen, wenn er nur jetzt seiner Braut nicht das Gräßliche einzusehen brauchte.

Klopfenden Herzens entnahm er der Brieftasche zwei weitere Goldstücke. Seine Hand zitterte dabei.

Angstlich hüllte er das Fundstück dann wieder in das Tuch und barg es an der alten Stelle.

Am Abend zwang er sich zu einem munteren, harmlosen Ton. Elise bestand trotz seines Sträubens darauf, daß er sich die nötigen Kleidungsstücke in dauerhafter Qualität anschaffte. Die kleinen Reichthümer trugen sie dann nach der neuen Wohnung, in der die Möbel bereits aufgestellt waren. Die Tante der Tuschingerin war dort; sie hatte die Betten bezogen und Gardinen aufgesteckt. Elise war ausgelassen und überglücklich. Sie tanzte durch das gemüthliche Heim, sang und lachte, freute sich wie ein Kind und umarmte bald den Bräutigam, bald die gutmüthige alte Tante.

Tobias schnitt ihre Freude ins Herz. Er kam sich ihr gegenüber schlecht vor. Am liebsten wäre er vor ihr in die Knie gesunken, ihr alles, alles beichtend. Aber es erschien ihm dann wieder grausam, ihre unschuldige, harmlose Glückseligkeit zu zerstören.

Als Elise mit der Tante gegangen war, lief Tobias noch lange in quälenden Zweifeln, voll schrecklicher Selbstanklagen, auf und nieder. Plötzlich packte ihn die Wut und er schleuderte den unseligen Fund, der ihm auf dem Herzen brannte, von sich. Finster starrte er die Tasche dann an. Er rechnete und rechnete, sann und grübelte.

Seufzend riß er sich aus dem trüben Sinnen endlich los. Er nahm die Tasche vom Boden wieder auf und that sie hinter den Schrank an eine dunkle Stelle.

Die Ruhe hatte ihn dauernd verlassen. Er fand sie auch bis zur Hochzeit nicht wieder. Elise war untröstlich, daß er sich so unfrei und gedrückt zeigte bei der bescheidenen kleinen Feier. Sie fürchtete, daß er krank sei; denn in der Kirche, bei der stimmungsvollen Predigt, die der alte Pfarrer hielt, zuckte er einigemal wie in einem Fieberschauer zusammen, und beim Vaterunser brach er in ein laut vernehmbares Schluchzen aus.

Die Mädchen und jungen Burschen, die in der Kirche saßen, lüchelten darüber.

Die Weichmüthigkeit des jungen Chemanns schwand in dem Glück der kommenden Tage. Elise zeigte als junge Frau ein lachendes Gesicht, sie entwickelte so lebenswürdige Hausfraueneigenschaften, daß sich Tobias undankbar gegen die unendliche Liebe seines kleinen Weibes vorgekommen wäre, wenn er noch länger trüben Stimmungen Raum gegönnt hätte.

Am Mittwoch morgen aber schon regte sich in Elise der praktische Sinn wieder. Sie bestand darauf, daß sie beide an die Arbeit gingen. Das Ausrichten

der Hochzeit hatte mehr gekostet, als sie veranschlagt hatten. Und Ende der Woche mußte der Möbeldändler seine Teilzahlung erhalten.

Schwer fielen dem jungen Chemann die Geldsorgen wieder aufs Herz.

Fleißige Werktage folgten nun. Tobias gab keinen Pfennig für Erfrischungen bei der Arbeit aus; dennoch war dasjenige, was er heimlich ersparte, nichts gegen die für ihn große Summe, die er einzubringen hatte.

Der zweite Lohntag rückte näher. Tobias hatte mit Horst kein Wort mehr auf dem Bau gewechselt, der Steinträger war ihm ausgewichen, als er endlich wieder die Arbeit aufnahm.

Am Freitag aber kam Horst hinter dem Maurer, der zu seinem Weibe heimkehren wollte, her, sagte ihm, er müsse ihn dringlich sprechen, und führte ihn von der StraÙe fort. In seinem Antlitz lag ein Frohlocken, das den Maurer zittern machte.

„Wie steht's nun, Tobias, hast du das Geld noch beisammen? Es soll ja lustig hergegangen sein bei deiner Hochzeit! Schade, daß ich damals noch krank war. Hattest mich freilich nicht einmal eingeladen!“ „Bringst du mir das Geld?“ fragte Tobias zögernd.

„Das ist eine andere Sache. Was sind mir zwanzig Mark, — die wären schnell gepumpt, wenn sie nötig wären! Ich bin jetzt Kapitalist!“

Tobias sah ihn groß und schau an. Er fürchtete sich vor der widerwärtigen Lustigkeit des Gesellen.

„Sieh mal, so schaut einer aus, der tausend Mark zu erwarten hat! Na, was schneidest du für Grimassen? Glaubst, ich lüge dir was vor?“

Der Maurer wußte noch immer nicht, wie er sich die seltsame Rede deuten sollte.

Da zog der Steinträger ein abgegriffenes Zeitungsblatt aus der Tasche: „Kannst du lesen, Tobias Kranach? Da ist eine Belohnung ausgesetzt für denjenigen, der über den Verbleib einer mutmaßlich entwendeten Brieftasche Auskunft zu geben vermag. Denk nur: tausend Mark Belohnung! Die Beschreibung paßt genau auf unsern Fund! Nur daß unter den Papieren, die dem Besitzer noch wichtiger zu sein scheinen als das Geld, sich noch fünftausend Mark in Banknoten befinden müssen!“

Tobias las den Aufruf; die Buchstaben tanzten vor seinen Blicken. „Jesus, Maria, Joseph!“ kam es dann von seinen leichenblaffen zitternden Lippen.

„Diese tausend Mark,“ fuhr der Steinträger kaltblütig fort, „werde ich mir verdienen!“

Dem Maurer wankten die Knie; es fehlte nicht viel, so wäre er vor dem Genossen zu Boden gestürzt. „Heilige Barmherzigkeit! Gustav — du willst mich anzeigen? Gustav, hab doch Erbarmen, du warst doch selbst daran schuld, daß ich das Geld noch nicht abgeliefert habe. Nein, so schlecht kannst du nicht sein! Ach, bedenke doch — mein Weib, mein armes Weib! Was würde Elise dazu sagen? . . . Herr Jesus, ich glaube, sie würde mich gar nicht mehr ansehen!“

„Ja, lieber Freund, da hilft nun kein Lippenzucken mehr, es muß gepfiffen sein. Zeige ich dich an, so bekomme ich meine tausend Mark, und du wanderst wegen Funduntererschlagung für zwei bis drei Monate ins Gefängnis. Dann wird aber deine hochmütige Frau Elise, die mich immer über die Achsel angesehen hat, weil ich einmal wegen einer Schlägerei sechs Wochen sitzen mußte, ganz gewiß nichts mehr von dir wissen wollen!“



Tobias laß den Aufruf.

Tobias schwanden die Sinne. Noch immer glaubte er es aber nicht, daß er wirklich im Besitz der richtigen Brieftasche sei. Auf all seine Reden hatte der Steinträger nur ein höhnisches Achselzucken. Unerbittlich bestand er darauf, daß Kranach ihm die Brieftasche zeige und zwar heute abend noch.

Tobias mußte daheim lügen und sich verstellen, eine richtige verlogene Komödie seinem nichts ahnenden jungen Weib vorspielen, um sich noch einmal entfernen zu können. Horst lauerte vor dem Hause auf ihn und hieß ihn mit vor die Stadt kommen, zu den römischen Ruinen. Tobias wagte es erst hier, in der Abgeschiedenheit, das verderbliche Fundstück genauer zu durchsuchen.

Mit gierigen Blicken musterte Horst den Inhalt. Ja, es hatte seine Richtigkeit mit seiner Mutmaßung. Er entriß dem Genossen, noch ehe dieser es wehren konnte, mit zitternder Hand eine Anzahl Scheine, die der Maurer entfaltet auf dem Schoß gehalten hatte, und rief: „So, mein Junge, nun will ich dir etwas sagen. Wie du nicht leugnen wirst, hast du dein Fundglück schon tapfer wahrgenommen, denn zwei von den

Goldföcher fehlen! Ich will aber dein Unglück nicht und werde von einer Anzeige absehen. Hier hab' ich zwölf — dreizehn —“ er machte den Zeigefinger naß und zählte die schmutzigen Geldscheine — „siebzehn von den blauen Bildern in Händen! Ich könnte die Hälfte der ganzen Summe verlangen, aber ich bin kein Spielverderber! Du sollst nicht leer ausgehen für deine Angst, du Jammerhahn! Fang nun mit dem Reste an, was du willst. Ich weiß, was ich thu! Ich gehe aus der Stadt fort, auch aus dem Bayernland! Will's mal in Berlin versuchen. Dort sollen sie hohe Löhne zahlen. Und wenn du kein Thor bist, so packst du dein Känzle gleichfalls!“

Tobias war aufgefahren, die Geldscheine und die übrigen Papiere und Zettel flatterten zur Erde, taumelnd wankte er auf den Steinträger zu. „Um Christi Barmherzigkeit, Gustav, das — das — das ist dein Ernst? Und du sinkst nicht in die Erde? Herr mein Gott, ja, ist denn das Wahrheit? Traum' ich, wach' ich?“ Er machte einen mittelebregenden Eindruck; er zitterte am ganzen Leib, seine Augen waren weit aus den Höhlen hervorgetreten.

Der Steinträger stieß ihn rauh zurück. Die Geldgier und die satanische Freude leuchtete aus seinen wilden Blicken. „Rühr mich nicht an, Bursche, sonst . . . Du kennst mich!“ Er preßte einen häßlichen Fluch zwischen den Zähnen hervor, barg mit tastenden Händen die Scheine in seinem Wams, dann drückte er sich den breitkrämpigen Hut tiefer in den Nacken und ging pfeisend von dannen.

Tobias versagten die Füße den Dienst. Er erhob die Arme, als wolle er den Enteilenden festhalten, keuchend hob und senkte sich seine Brust. „Gustav!“ kam es kreischend aus seinem Mund. „Gustav!! . . . Herr Gott im Himmel, hilf mir . . .“

Er brach zusammen, kraftlos, überwältigt. Im Fall schlug seine Stirn gegen einen Stein und er blieb liegen — bewusstlos, wie zerschmettert.

Das war eine trübe Nacht gewesen, die die Frau Elise durchlebte. Lang nach Mitternacht war ihr junger Ehemann erst heimgekommen, blutend, bestaubt, verweint und hilflos wie in greulicher Trunkenheit. Ein Kältegefühl griff der jungen Frau ans Herz, und von Stund an war es mit dem Glück der Ritterwochen vorbei. Es war etwas Fremdes, Dumpfes, Frostiges zwischen die jungen Eheleute getreten. Frau Elise sang und lachte nicht mehr und Tobias schlich finster umher. Seine Arbeit verrichtete er schweigend und mürrisch, er schloß sich mehr und mehr gegen die Außenwelt ab; des Nachts aber fuhr er oft stöhnend aus schweren Träumen empor und saß dann wie ein Häuflein Elend auf der Lagerstatt.

Endlich erbarmte sich die junge Frau seiner. Sie glaubte, daß ihre Kälte es sei, an der er litt. Sie erfaßte seine Hand und fragte ihn in mildem Ton nach seinem Kummer. Tobias erschrak darüber, daß er beobachtet worden war; er wurde heftig gegen

sein Weib. Und von jetzt an lebten sie fremd nebeneinander hin.

Es wurde Sommer, und Mißhelligkeiten mit dem Bauherrn veranlaßten einige standalsüchtige Wortführer, die Arbeit niede zulegen. Es kam zu einem großen Maurerstreik, und auch Tobias wurde gezwungen, daran teilzunehmen, trotzdem er mit den Genossen, die mit dem Maul stets, bei der Arbeit aber nie die ersten waren, durchaus nicht übereinstimmte.

Ein paar Wochen lang bestritt nun Elise allein die Kosten des Haushalts. Tobias war noch nicht so verklumpt, daß er dieses beschämende Gefühl auf die Dauer ertragen hätte. In einer Maurerversammlung wagte er endlich einmal, den Genossen den Standpunkt klar zu machen. Man verhöhnte ihn, warf mit Maßkrügen nach ihm und prügelte ihn auf dem Heimweg wüthelweich. Sein scheues, verschlossenes Wesen hatte ihn verhaßt und verdächtig gemacht. Man hielt ihn für einen Spion.

„Wir ziehen nach München!“ sagte Kranach andern tags trotzig zu seiner Frau.

Elise war entsetzt. Aber Tobias ließ nicht locker. Er wollte mit dem faulen Gesindel hier nichts mehr zu thun haben; er schämte sich nicht einzugestehen, wie es ihm ergangen war.

Vierzehn Tage brauchte Elise dazu, um sich an den neuen Gedanten zu gewöhnen. Da die Verhältnisse eher schlimmer als besser wurden, so willigte sie endlich ein.

Das war aber ein furchtbarer Schmerz für sie, als der Möbelhändler erklärte: ein Recht, die Sachen mitzunehmen, besäßen sie nicht. Das gezahlte Geld wurde als Miete gerechnet, und das Ehepaar mußte aus der kleinen Wohnung ziehen, mit nicht mehr als ein paar Säcken und Bündeln. Noch am Bahnhof wollte Elise umkehren. Aber Tobias erklärte grimmig: dann reise er ohne sie! Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Harte Zeiten folgten. Frau Elise, die sich Mutter fühlte, plagte sich als Gehilfin in einer Waschanstalt in der Vorstadt Unterfending bei München, und Tobias ward vom Schicksal bald hierhin bald dorthin verschlagen. Eine eigene Wirtschaft besaß das Ehepaar nicht, das Leben war hier in der Großstadt viel teurer als in Rainberg, und Entbehrung und Not waren häufige Wintergäste.

Tobias war immer ernster und schweigsamer geworden. Seine geheime Schuld lastete mit Centnerschwere auf ihm. Raßlose, angestrengte Arbeit — das war noch das einzige, was ihn über die Geistesqualen hinwegsetzte.

Als der Frühling kam, schenkte Frau Elise ihrem Gatten einen Jungen. Die arme Frau hatte zwischen Leben und Tod geschwebt und in diesen schweren Stunden hatte sie eingesehen, daß Tobias trotz aller Verschlossenheit ein warmes Herz besaß. Er kam zwar immer später heim, denn wo es nur anging, machte er Ueberstunden, aber seit das Kind im Hause

war, zeigte sich Tobias freier und wieder lebensfreudiger.

Er hatte nicht geglaubt, daß Gott ihm eine solche Freude machen werde, die er doch wegen seines schweren Frevels nicht verdiente. In heißen Gebeten hatte sich sein Mund wieder daran gewöhnt, zu Gott zu sprechen. Und er war nach der glücklichen Wendung so voll von Dankbarkeit gegen den Himmel, daß er manches Gelübde ablegte — auch das, sein Unrecht, so viel es anging, wieder gut zu machen.

In seiner Angst vor Entdeckung hatte Tobias noch in Rainberg die Brieftasche mit sämtlichen Papieren verbrannt. Die Geldscheine aber hatte er sorgfältig versteckt; nie, selbst in der höchsten Not nicht, hatte er sich noch einmal daran vergriffen.

Ende März, just am Jahrestag des unseligen Funds, kam es auf dem Bau, auf dem er arbeitete, zu einer furchtbaren Scene. Es war Lohnntag und der Bauunternehmer, ein Schwindler der geriebensten Sorte, ließ sich nicht blicken. Dazu kam noch, daß allerlei andere Handwerker und Lieferanten sich einstellten, die bisher überhaupt noch keine Bezahlung gesehen hatten, sondern immer wieder vertröstet worden waren. Man hatte es mit einem Erzhalunken zu thun. Der „Bauunternehmer“ war ein vielfach vorbestraftes Subjekt. Er hatte darauf gerechnet gehabt, daß die Handwerker ihn verklagen würden. Da er gänzlich mittellos war, so kam der für andere wertlose Rohbau unter den Hammer. Für diesen Fall aber hatte er einen dunkeln Ehrenmann an der Hand, der dann einspringen sollte, um die ganze Sache für einen Pappenstiel zu erwerben. Die Geschädigten waren dann lediglich die Lieferanten, die sich mit einem Drittel ihrer Forderungen begnügen mußten. Diesmal hatten sich die beiden Schwindler aber verrechnet. Es entstand ein großer Tumult, — die beiden Spitzbuben wurden in einer nahegelegenen Bierwirtschaft entdeckt, zum Bau geschleppt — und nicht viel hätte gefehlt, so wäre an dem edlen Paare Lynchjustiz vollzogen worden. Die allgemeine Erregung hatte ihre Berechtigung, denn durch die gewissenlose Spekulation waren viele Familienväter brotlos geworden. Zu alledem wütete gerade damals noch eine furchtbare Seuche; Krankheit und Not herrschten in vielen Häusern. Der Jammer einiger Handwerker war geradezu herzerreißend.

Tobias stand da wie in einem Bann. Sein Herz schlug hörbar. Er hatte die Hände gefaltet und blickte starr in die Menge. Eine innere Stimme sagte ihm: hier kannst du das ungerecht Erworbene verwenden; wenn je, so ist dies der Augenblick, um wenigstens einen Teil deiner Schuld wettzumachen!

Plötzlich stürzte er vor — man wollte gerade das Baubureau stürmen —, stammelnd, verwirrt rief er in die Menge hinein: „Hört mich an, Kameraden! Vergreift euch nicht an den beiden Spitzbuben, denn ihr mögt sie zu Tode prügeln, Geld werdet ihr nicht aus ihnen heraus schlagen. Um Geld zur Linderung der Not aber handelt sich's hier!“

„Hast du's etwa, Kranach?“ riefen ihm die übrigen Maurer höhrend zu.

„Ja, ich hab's!“ erwiderte Tobias, der kreideweiß geworden war. „Es ist eine Erbschaft — eine — Erbschaft, ja — und ich wollte sie nie angreifen! Aber jetzt, wo ich den allgemeinen Jammer höre, da sage ich mir . . .“

Er redete noch allerlei Unverständliches. Die Hauptsache aber hatte man erfasst. Man führte ihn wie im Triumph in die Bude, in der die beiden „Bauherrn“ zitternd saßen.

Einer der seltsamsten Kaufkontrakte wurde nun geschlossen. Die „Bauherrn“, die alle Ursache zu haben schienen, nicht mit der Polizei und den Gerichten wieder in Konflikt zu kommen, begaben sich aller Rechte. Es war ihnen nur darum zu thun, möglichst schnell vom Schauplatz verschwinden zu können. Wie man später erfuhr, suchte sie nämlich schon die Staatsanwaltschaft, denn kurz zuvor war ihnen eine ähnliche Gastrolle anderswo ebenso gründlich mißglückt.

Es waren Stunden furchtbarer Aufregung für den Maurer Tobias Kranach, der nun mit einemmale zum Besitzer wurde. Er fuhr nach Hause, holte das Geld und kehrte zum Bauplatz zurück.

Aus den Reihen der Arbeiter wurde ein Bureau gebildet, das die Forderungen prüfte. Ein kaufmännisch ausgebildeter Zimmermeister ging dem Tobias Kranach zur Hand, belehrte ihn, daß er im Interesse des Fortgangs der Arbeit sich nicht seines ganzen Bargelds berauben dürfe, und schloß mit den besser situierten Handwerkern einen Accord. Die Armen und wirklich Notleidenden wurden aber bei Heller und Pfennig bezahlt.

Die Maurer und Steinträger erklärten sich bereit, weiter beim Bau zu bleiben; nur der Polier ging. Tobias übernahm am folgenden Tage dessen Posten — und die Sache ging.

Frau Elise erjah aus dem erregten Wesen ihres Mannes, daß etwas geschehen sei; sie erfuhr aber nicht die volle Wahrheit. Tobias teilte ihr nur mit, daß die Arbeiter den Bau, der von den betrügerischen Unternehmern im Stich gelassen worden sei, auf eigene Rechnung weiterführten, und daß man ihn zum Polier und Vertrauensmann gemacht habe.

Das Glück blieb dem Bau treu. Der Zimmermeister gab, als ihm die Ehrlichkeit des Kranach nicht mehr anzuzweifeln schien, noch zweitausend Mark auf Hypothek her und im Monat Mai war der Bau fertig und gelungen, wenn der praktische Verstand der einfachen Arbeiter auch nicht die künstlerischen Absichten des ersten Bauplans verwirklicht hatte.

Kurz vor Fertigstellung des Dachstuhls fand sich auch schon ein Käufer. Das im Landhausstil aufgeführte Gebäude ging für zwanzigtausend Mark an den neuen Besitzer über und dem ganz taumelig gewordenen Tobias Kranach blieben nach Begleichung aller Forderungen noch über elftausend Mark übrig.

Aber Befriedigung fand er nicht in diesem Besitz. Er sonderte sofort das Fundgeld nebst tausend Mark

Zinsen von seinem eigenen Besitz ab, that es in ein Leinwandcouvert und wartete auf eine Gelegenheit, den Betrag an den rechtmäßigen Eigentümer abzuführen.

Seinen Reichtum verschwieg er Elise. Er sprach nur von ein paar hundert Mark, die „auf seinen Anteil“ gefallen wären. Am nächsten Tage schon meldete er sich wieder auf einem Baubureau, um Arbeit zu thun. Man hatte von ihm gehört und übertrug ihm von da an kleinere selbständige Bauten, und Tobias war unermüdetlich in der Arbeit. Ein wahrer Heißhunger nach Thätigkeit regte sich in ihm. Verschlafen blieb er aber nach wie vor. Auch waren die großen Geheimnisse, die er vor seiner Frau hatte, daran schuld, daß das Verhältnis nicht wieder die alte Herzlichkeit und Wärme gewann. Wenn Tobias Kranach jetzt auch schon stundenlang der geheimen Schuld dann und wann vergaß — seines Lebens ward er nie wirklich froh.

Da entschloß er sich eines Tages, an Horst zu schreiben, um die Adresse jenes Unglücklichen zu erfahren, die der Steinträger damals besessen. Durch das Einwohnermeldeamt zu Berlin, an das er sich wandte, erfuhr er den Aufenthalt Horsts.

Statt einer schriftlichen Antwort — traf aber der Steinträger plötzlich selbst in München und bei seinem alten Baukameraden ein.

Elise gab es einen Stich ins Herz, als sie den wüsten Gesellen wieder sah. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß dieser Mann, in dessen Gesellschaft sie den Tobias schon als Bräutigam nur ungern gesehen, an der Trübung ihres Schicksals eine heimliche Schuld trug.

Horst entsann sich des Titels der Zeitung nur noch ungenau. Da er praktischer war als Tobias, schaffte er die betreffende Nummer aber doch schon nach acht Tagen zur Stelle.

Klopfenden Herzens schrieb der Maurermeister die Adresse auf den Brief, in dem kein Wort den Absender verriet. Er hatte nicht den Mut, ihn am Schalter abzugeben, sondern er steckte ihn wie einen gewöhnlichen Brief in den Kasten.

Inzwischen hatte Horst sehr wohl erfahren, wie glänzend Kranach äußerlich dastand, und er nützte seine Mitwisserschaft nach Kräften aus. Tobias fiel mehr und mehr in seine Hände; die Drohung des Genossen, daß Elise alles erfahren werde, wenn ihn Tobias nicht unterstütze, zwang ihm das Schweigegeld ab.

Den ganzen Winter über führte der ehemalige Steinträger auf Kranachs Kosten ein Schlaraffenleben, während dieser sich mühte und plagte.

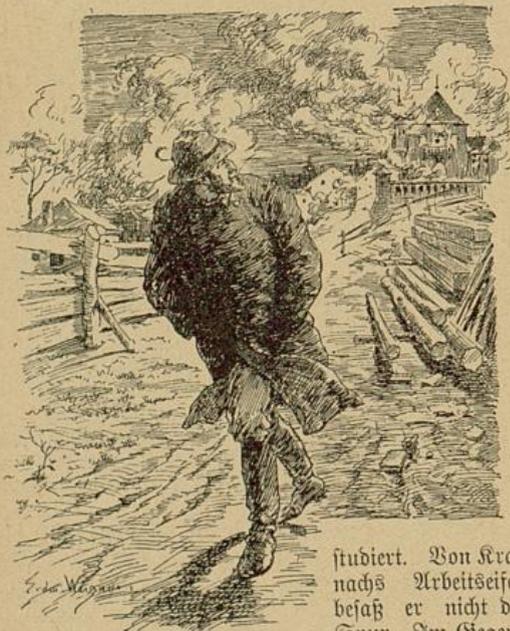
Ein Zufall war dem Maurermeister günstig, so daß er ein im Bau stehen gebliebenes kleines Grundstück erwerben konnte. Seine Beliebtheit unter den Arbeitern war groß, er fand von allen Seiten Unterstützung; und so gelang es ihm denn binnen wenigen Monaten wieder, durch einen glänzenden Verkauf seinen Besitz um das Doppelte zu steigern.

Diese leichte Art des Geldverdienens imponierte

dem unthätigen und vertrunkenen Horst. Auf Grund seiner Mitwissenschaft suchte er von dem Maurermeister ein Kapital zu erpressen, das ihm gleiche Spekulationen ermöglichen sollte.

Kranach aber verlor endlich die Geduld. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Aber wiederum blieb Horst Sieger. Der Maurermeister gab ihm bar dreitausend Mark, schwor aber dabei hoch und teuer, daß dies das letzte sei.

Horst lachte sich ins Fäustchen. Er spielte nun gleichfalls den Bauunternehmer, in der Nähe von Kranachs augenblicklicher Arbeitsstätte erwarb er einen kleinen Bauplatz und fing dann an, Bauperzonal zu mieten, Verträge abzuschließen und Baugelder aufzunehmen. Er hatte in den Kneipen, im Kreise verkommener Subjekte, den Bauichwindel tüchtig



Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz.

studiert. Von Kranachs Arbeitseifer besaß er nicht die Spur. Im Gegenteil lebte er jetzt einen faulen Tag, bis den

Kapitalisten heraus und ließ sich's wohl sein.

Bald aber hatte die Herrlichkeit ein Ende. Und trotz seiner Schwüre mußte Tobias wieder einspringen — und noch ein zweites, noch ein drittes Mal.

Kranach litt Höllenqualen unter diesem Druck. Das Schweigegeld, das er dem verlumpten Genossen seiner Schuld zahlen mußte, überstieg endlich seine Kräfte. Er sah seinen Besitz unter seinen Händen dahinschwinden.

Glise, die er nach und nach an seine sich bessenden Einnahmen gewöhnt hatte — ganz klar wußte sie noch immer nicht, wodurch das Glück damals so plötzlich ins Haus gefallen war —, mußte sich nun wieder an allen Ecken und Enden einschränken, ja, schließlich mußte sie sogar wieder in Stellung gehen,

um mit verdienen zu helfen. Auch sie war, ohne daß sie es ahnte, die Sklavin des Mitwissers.

Einen Sparpfennig hatte Kranach dem Genossen verheimlicht. Er hatte, auf den Namen seines Weibes, ein paar tausend Mark auf eine sichere Hypothek gezahlt. Das war das einzige, was er vor Horst rettete. Täglich zitterte er vor den neuen Forderungen des Glenden. Es gab für ihn keine fröhliche Stunde mehr, er wagte seiner Frau sich nicht zu nähern, seinem Kind nicht ins Auge zu schauen. Schwer hüftete er für seine Schuld. Und kein Entinnen gab es vor dem Mitwisser.

Mit Kranachs Geld war der Bau endlich fertiggestellt, dreimal so teuer, als Tobias gebaut hätte. Horst suchte nun nach einem Käufer. Aber da stellte sich ein arger Schaden heraus: er hatte das Wichtigste bei der Anlage des etwas abgelegenen Landhauses vergessen — das Wasser. Kein Mensch hatte ihn vorher darauf aufmerksam gemacht, und er selbst war viel zu wenig erfahren gewesen. Natürlich gab er nun dem Tobias alle Schuld. Der arme Kranach hatte aber den Kopf so voller Sorgen gehabt, daß er sich darum nicht bekümmert hatte. Die Anlage einer Wasserzuleitung hätte nun abermals Tausende verschlungen, das war der unnütze Bau aber nicht wert, und wer war da, ihm die große Summe vorzuschiefen?

Da kam er auf einen recht spitzbüßigen Gedanken. Er legte eines Abends, bei beginnender Dunkelheit, mit Spiritus und Petroleum getränkte Hobelspane unter das Dach und an verschiedene andere Stellen des Hauses und verband diese Feuerstellen durch Zündfäden. Nachts schlich er wieder hin und steckte das Haus in Brand. Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz, als bald nach der That die Feuerfäden zum Himmel emporstrebten: er hatte das Gebäude hoch versichert! Der Zufall wollte, daß gerade Tobias, der in seinem Baubureau noch spät abends zu thun gehabt hatte, auf dem Heimweg begriffen war. Der Richtung des Feuerscheins nach erkannte er die Brandstätte sofort als die Stelle, auf der Horsts Gebäude stand. Ueber Wiesen und Acker, quersfeldlein eilte er herzu, und da stand er auch schon vor dem ehemaligen Steinträger, der ihn kommen gesehen hatte und ihm nun trotzig in den Weg trat. Es bedurfte nur weniger Worte, und Tobias wußte, was Horst plante.

„Glender Brandstifter!“ rang es sich nun heißatmend aus Kranachs Brust. „Jetzt wirst du endlich der verdienten Strafe nicht entgehen!“

Horst grinste ihn nur höhnisch an. „Willst du mich etwa dem Gericht anzeigen? du — Tobias Kranach? . . . Hahahaha, schau her, wie ich mich vor dir fürchte!“ Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke gesteckt und piffte vor sich hin.

Die Wut packte den Maurermeister an; er erhob die Fäuste, ließ sie aber schlaff wieder sinken, als sein Blick den des spitzbüßigen Gesellen streifte.

„Glaubst du vielleicht, Tobias, mit dem bißchen Geld hättest du deine Schuld schon abgetragen? Woher

stammte das Geld denn sonst, als von dem Fund damals, he?"

"Es ist der Lohn meiner steten, mühevollen Arbeit!" gab Tobias heiser zurück.

"Aber das Anlagekapital war doch immer jenes Sündengeld, Freundchen! Siehst du, Tobias, davon wirst du dich nie, niemals rein waschen können! Geh also deiner Wege und laß mich ungeschoren! Schickst du vorzeitig Hilfe her, Löschmannschaften oder dergleichen, so sei versichert, daß ich mich dankbar zeigen werde!" Er schüttelte unter einem gräßlichen Fluch die Faust gegen den Maurermeister; dann wandte er ihm den Rücken.

Ein wilder Sturm tobte im Herzen Kranachs. Er rang mit sich, er wollte die Rache Horsts ruhig herausfordern, lieber schwere Strafe erdulden, als der Mitwisser, ja, der Helfer eines neuen Verbrechens zu werden . . . aber der Gedanke an sein Weib und an sein Kind war mächtiger in ihm. Er küßte dann ja nicht allein, — auch die unschuldigen beiden küßten mit ihm! Ach, und seine arme Elise hatte unter der freudlosen Ehe ja schon so viel gelitten! Eine namenlose Kührung überkam ihn — und er ging heim, dem Verbrechen Horsts seinen Lauf lassend.

Wie ein Dieb schlich er sich ins Haus. Er brachte es nicht über sich, die Schlafstube aufzusuchen. Unter entsetzlichen Gewissensqualen saß er am Fenster, in die dunkle Nacht hinausstarrend.

Am andern Morgen schmetterte ihn die Schreckenskunde nieder: bei der Einäscherung des Horstischen Hauses sei ein Mensch verunglückt. Spät in der Nacht, als die Feuerwehr zur Brandstätte gekommen war, hatte sie unter noch rauchenden Trümmern den verkohlten Leichnam des Bauwächters herausgezogen.

Tobias verlor bei dieser Nachricht die Besinnung. Seine seit Jahren erschütterten Nerven versagten den Dienst. Er knickte zusammen, Fieberanfälle stellten sich ein, und den ganzen Tag über sprach er irre, so daß Frau Elise von Grauen erfaßt wurde.

Als er in der Dämmerstunde halb und halb zu sich kam und des Geschehenen sich entsann, jammerte und weinte er. Dann brach er in wirre Klagen aus. Ein Menschenleben hätte er retten können, — und er hatte es unterlassen, aus andristlicher Selbstsucht und Feigheit unterlassen! Wie ein Mord belastete es sein Gewissen.

Frau Elise, die noch ganz fassunglos über die plötzliche Krankheit ihres Mannes war, mußte gegen Abend nach dem Baubureau gehen, um die Genossen ihres Gatten von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Als sie zurückkehrte, hörte sie in der Krankenstube sprechen. Eiskalt wurde es ihr bis in die Fingerspitzen, als sie vernahm, wer da drinnen mit dem Kranken sprach, und was die beiden verhandelten.

Man hatte Verdacht geschöpft, so berichtete Horst, polizeiliche Nachforschungen hatten auf der Brandstätte stattgefunden. Horst hatte von seiner Wirtin, die er heimlich gesprochen, erfahren, daß auch seine Wohnung beobachtet werde. Man wollte ihn verhaften, die An-

klage wegen vorsätzlicher Brandstiftung war gegen ihn erhoben worden, vielleicht lautete sie auch auf Mord.

"Ich muß fliehen, Tobias!" so beendigte der in feiger Furcht verharrende Horst seine hastige Rede. "Und du wirst mir helfen, wirst mir andere Kleider und Geld geben! Du mußt, du mußt, Tobias! Denn wenn sie mich einfangen, so bist auch du verloren!"

Der Maurermeister hatte sich entsetzt in seinem Bett aufgerichtet. Er machte einen bejammernswerten Eindruck. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, seine Wangen waren hohl, seine Hände zitterten.

"Vom ersten Tage meiner Schuld an hast du mich verfolgt, du elender Wicht," kam es tonlos von seinen Lippen, "seit jener unseligen Stunde bin ich dein Sklave! Nicht ich allein, mein ganzes Haus mußte darunter leiden! Du hast mich ausgezogen, ausgeplündert, — und jetzt, da ich nichts mehr habe, um dich zu befriedigen, willst du mich vor aller Welt zum Verbrecher stempeln?"

"Wirf dich nicht in die Brust," rief der andere zornig. "Was bist du Besseres als ich? Du hast die gleiche Schuld wie ich! Zögere jetzt nicht, sondern gib mir, was du zur Hand hast, deine Börse, die Uhr — rasch, rasch, ich hab' keine Zeit zu verlieren. Denn das schwöre ich dir zu, wenn ich durch dein vermaledeites Predigen gefaßt werde — dann, werd' ich alles sagen — ja, alles! Das von dem unterschlagenen Fund, der doch der Grundstein zu deinem Glück geworden ist . . ."

"Zu meinem Elend!" schrie nun der Kranke, in namenloser Verzweiflung die Hände ringend. "Denn nur Qual und Kummer hat mir das Sündengeld gebracht! Meinen heiligsten Feiertag, den Tag, dem das heilige Sakrament der Ehe die Weihe geben sollte, hat mir die Gewissensqual verpfuscht, meine ganze Lebensfreude hat sie untergraben, das Glück meines Hauses, den Frieden meines Herzens gestört, von Weib und Kind mich getrennt! Erbärmlicher, ist das noch nicht Buße genug?"

Da stieß jemand die Thür auf — und entsetzt wich der ehemalige Steinträger, der seine Häsher witterte, zurück. Elise erschien im Rahmen, schreckensbleich, mit starren Augen, deren Blicke sich tief in die des Gatten einbohrten. Sie hatte alles gehört, — und verstanden. Das Rätsel, dem sie schon lange auf der Fährte war, es war endlich gelöst.

"Also — auf einer Lüge, auf einem Verbrechen haben wir unser Glück aufbauen wollen!" kam es bitter und dumpf über ihre blutleeren, zitternden Lippen. "Kein Wunder, daß da Gottes Segen nicht dabei war!" Sie warf sich am Fenster nieder, presste das Antlitz in die Hände und brach in ein langes, heftiges Weinen aus.

"Ah, Weibergewäsch!" höhnte Horst endlich, dem die neue Verzögerung Angst einjagte. "Macht eure Sache miteinander ab! Jeder ist sich selbst der Nächste! Nun gebt mir Geld — Geld! Oder zum Henker, ihr werdet nicht lange mehr die Täubchen bei einander spielen können!"

Groß richtete sich nun Frau Elise auf. „Hinaus aus der Stube!“ schrie sie in einem so gebieterischen Ton, daß Horst zusammensuhr. „Da nebenan liegt mein Kind — und in dessen Nähe dulde ich keinen — Mordbrenner!“

„Mordbrenner? Hahahaha! Dann wird der gute Tobias aber wohl gleichfalls das Feld räumen müssen, gute Frau!“

Elise atmete tief und schwer auf. „Ja, ein Menschenleben ist durch eure Schuld vernichtet! Und mehr noch — ein armes, krankes Weib und vier unglückliche, hilflose Kinder — die armen Wesen, die der Tote zurückließ, die sind durch eure Schuld um den Ernährer betrogen! . . . Ah, wie mir graut vor euch!“ Sie wandte sich ab.

Keuchend schrie nun Tobias, in wilder Verzweiflung: „Elise, um Christi willen, nenne mich mit dem da nicht in einem Atem! Du ahnst ja nicht, Weib, was ich durchgemacht habe, was ich gekämpft, gelitten, gewonnen habe!“

Und nun erzählte er ihr, unter Thränen, stockend, würgend, wie's ihm ergangen, wie ihn die Neue geplagt, die Furcht gepeiniget hatte.

„Ich weiß, daß du gelitten hast, Tobias!“ sagte sie darauf ernst. „Ich habe mit gelitten — und all die Jahre hindurch hab' ich stündlich darauf gewartet, daß du deine Seelenqual mir offenbaren würdest. Nächtelang hab' ich zu Gott gebetet, daß er mir dein Vertrauen und deine Liebe zuwenden möge. Ich hörte dich neben mir gleichfalls beten, verzweifelt, voll Bitternahrung. So nahe waren wir einander und sandten uns nicht! Jetzt ist's vorbei, denn diese neue, große, furchtbare Schuld — die Schuld am Tod eines Menschen — die können die Menschen nicht vergeben, auch ich nicht, — und auch Gott nicht!“

Während Tobias schluchzend in die Kissen zurück-sank, stieß Horst tückisch hervor: „Ihr wollt mich also nicht retten?“

„Nein!“ sagte Frau Elise hart, „büße jeder seine Schuld, wie's das Gesetz und wie's die heilige Schrift verlangt! . . . Tobias wird sich selbst dem Gericht stellen, dafür stehe ich ein!“

Ein furchtbarer Fluch ward aus Horsts rohem Munde laut. Gleich darauf hatte er die Wohnung verlassen.

Tobias Kranach wurde schwer, schwer krank. Elise pflegte ihn aufopfernd. Aber stumm blieb ihr Mund, kalt ihr Blick, als ihr Gatte endlich wieder so weit hergestellt war, daß er das Lager verlassen konnte. Endlich aber trat sie vor ihn hin und wies auf einen Artikel, der in der Zeitung stand.

Tobias las und entfärbte sich. In dem Blatte stand ein Bericht über die Festnahme des Bauunternehmers, früheren Arbeiters Gustav Horst, der nach der Einäscherung seines Hauses, bei der ein Wächter ums Leben gekommen war, die Flucht ergriffen hatte. Man war seiner dicht an der italienischen Grenze

habhaft geworden. Horst hatte aber auf dem Transport zu entkommen versucht. Bei der nun folgenden wilden Hetsjagd war er der Kugel eines Transporteurs erlegen.

Tobias hatte düster vor sich hingestarrt.

„Nun giebt es außer dir nur noch einen Mitwisser meiner Schuld!“ jagte er tonlos.

Fragend sah ihn sein Weib an.

„Mein Ge-

wissen!“ vollendete er dumpf.

„Du weißt, Tobias, was ich von dir verlange, damit du unserm Kind dereinst wieder frei ins Auge schauen kannst.“

Tobias nickte. Ein würgender Schmerz faßte ihn an der Kehle, so daß er kaum zu sprechen vermochte. „Aber — — was wird aus euch, wenn ich — — fort bin?“ preßte er mühsam hervor.

„Ich werde uns den Unterhalt durch ehrliche Arbeit verdienen!“

„Ich habe da noch,“ sagte er zögernd, „einen Sparpfennig — — vielleicht würdest du — —“

„Schweig! Ich will nichts wissen von dem Sündengeld! Das giebt der kranken Wächtersfrau, die keine so kräftigen Fäuste hat wie ich, und deren Kinder hungern!“

„Du wirst freier sein und glücklicher, wenn ich mit meiner Qual dir aus den Augen bin!“ sagte Tobias.



„Hinaus aus der Stube!“ schrie Frau Elise in gebieterischem Ton.

S. du Wagner

„Ach, Herr im Himmel, warum erlötest du mich nicht, als ich jetzt mit dem Tode rang?“ Er barg die schmerzenden Schläfen in den bleich gewordenen Händen. „Vielleicht findet sich aber auch jetzt noch ein Weg, der den armen Kranach auf dem Marsch nach dem Gefängnis an ein anderes — erlöbendes Ziel bringt!“

„Tobias!“ rief Elise warnend. „Die Sünde wolltest du auf dein Haupt laden? Selbstmord?! Damit du auch drüben in der Ewigkeit deine Schuld noch nicht abgibst, sondern das Feigste und Schändlichste gethan hast? Ja, ist denn alle Religion aus deinem Herzen gewichen?“

Da sank Tobias in die Knie vor ihr und küßte ihre rauhen, abgearbeiteten Hände. „Ich gehe, Elise! Gott wird mich in seinen Schutz nehmen, daß ich die Leidenszeit überstehe. Wirst du mich dann aber noch ansehen, Elise? Denk an die Schande vor den Menschen!“

„Die Reinheit des Gewissens steht mir höher, Tobias!“

Ein ergreifender Abschied war's von Weib und Kind. Er ging von ihnen — gebeugt, matt und siech, fast zusammenbrechend unter der furchtbaren Last.

Herzerreißend waren die Thränen, die die arme Elise danach am Abend weinte. Aber niemand sah sie, niemand hörte sie — denn ihr Knabe schlief den süßen, festen Kinderschlaf in seinem Bettchen.

Der Staatsanwalt sah den Maurermeister, der sich da in wirren Selbstanklagen vor ihm erging, überrascht, fast teilnehmend an. Eine Tragödie des menschlichen Herzens — so bezeichnete er es nachher.

Tobias Kranach schilderte alles, sein Glück, seine Genügsamkeit, dann den ersten Schritt vom rechten Wege — und darauf die Wirrnisse der stetig wachsenden Schuld durch die Qual seines Gewissens und die Furcht vor dem Mitwisser.

Man stellte den Maurermeister unter Anklage und nahm ihn fest.

Im Lauf der Voruntersuchung ergab sich, daß der Verkäufer vor Jahr und Tag thatsächlich in den Besitz des Geldes samt Zinsen gelangt war. Schwer nur vermigte er die für andere wertlosen Familienpapiere, die sich in der Brieftasche befunden hatten. Das Vergehen der Fundunterschlagung war inzwischen verjährt. Die Anklage wegen Mithilfe an der Brandstiftung blieb aber bestehen und führte auch zur Verhandlung.

Tobias Kranach verzichtete auf einen Verteidiger. Er trug den Richtern der Strafkammer im Gegenteil alles vor, was zu seiner Belastung dienen konnte; freiwillig mußte er auch zugeben, daß er unter dem Zwange des „Mitwissers“ gehandelt hatte.

Für den Gerichtshof kam es aber in diesem Falle nur darauf an, festzustellen, ob der Angeklagte irgendwie einen Vermögensvorteil für sich durch seine — allerdings verhängnisvolle — Fehlerhaftigkeit haben erreichen wollen. Da diese Schuld verneint werden mußte, so sprach man den Maurermeister frei.

In der Verhandlung hatte auch Frau Elise auftreten müssen. Ihre hohe, sittliche Auffassung, ihr rechtlicher Sinn erweckten allseitige Bewunderung. Man sprach in vielen Kreisen von der stolzen Unerbittlichkeit dieser einfachen Arbeiterfrau. Der Pfarrer ihres Kirchspiels deutete ihr Lob sogar in einer Predigt am nächsten Sonntag an, in der er von Schuld und Sühne sprach, anknüpfend an die Worte Davids, die dieser 2. Sam. 24, 14 zu Gad spricht: „Laß mich nicht in Menschenhände fallen!“

Diesem Gottesdienst wohnte der am Abend zuvor aus der Unterjuchungshaft entlassene Tobias Kranach bei. Tief erschüttert suchte er nach der Predigt den Geistlichen auf.

„Herr Pfarrer, alles wollt' ich ja büßen, — ich weiß ja, daß ich schuldig bin, wenn mich auch das Gericht freigesprochen hat; aber wie in aller Welt soll ich's denn anfangen? Ich will fleißig sein, rechtschaffen, meine Sünden beichten und in die Kirche gehen, mein Kind in der Furcht Gottes erziehen, von bösen Leuten mich und mein Haus fern halten. Aber ist das schon genug, Herr Pfarrer?“

Der Geistliche sah ihn mild und doch ernst an. „Ich höre, Tobias Kranach, Euer Weib hat sich der armen Wächtersfrau angenommen — und die Leute sagen auch, sie habe eine Hypothek auf den Namen dieser Unglücklichen eintragen lassen?“

„Ja, Herr Pfarrer, Gott weiß es — das ist wahr!“

„Nun, Tobias, so bleibt Euch nichts anderes mehr zu thun übrig, als das Unrecht, das Euerem Weib geschehen ist, wettzumachen — und im übrigen einen gottwohlgefälligen Lebenswandel zu führen.“

„Das Unrecht an meinem Weib?“ fragte Tobias gedankenvoll.

„Ja, Tobias Kranach. Ihr habt vor dem Altar gelobt, sie glücklich zu machen. Nur Kummer und Elend habt Ihr über sie gebracht. Sie verdient's besser, Tobias. Sie ist ein Juwel in Euerem Hause, das Ihr hoch und heilig halten müßt. Nun geht in Gottes Namen — und grüßt mir Euer Weib Elise. Sagt ihr auch, ich hätte wohl von ihrer Predigt gehört!“

Er nickte freundlich und entließ den tiefaufatmenden Maurermeister.

Als Tobias aus dem Hause trat, sagte der geistliche Herr vor sich hin: „Wenn's noch viel solche Frauen und Mütter giebt, dann mögen sie immerhin schreien, die Unzufriedenen und Mißvergnügten im Land. Um die Zukunft ist mir dann nicht bange!“

Buntzelwitzer Wurst.

Preußens großer König, vom Volke „der Alte Fritz“ genannt, hatte neben manch andren guten Eigenschaften auch die, daß er einen ganz vortrefflichen Magen besaß, der sozusagen — Steine verdauen konnte. Das kam dem Könige in jungen Jahren, wo er so viel wider die Oesterreicher, die Franzosen und die Russen im Felde liegen mußte,

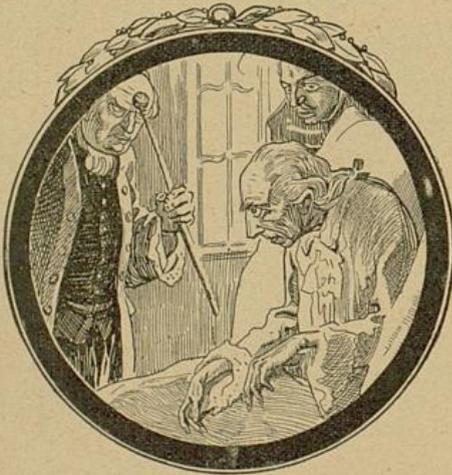
gar sehr zustatten, denn des Königs Koch rückte nicht mit ins Feld; der König begnügte sich mit dem, was er in den Quartieren gerade fand.

Als der König aber älter und ein richtiger „Alter Fritz“ geworden, da wollte ihm der Magen nicht mehr parieren; er wand und drehte sich und bereitete dem Könige gar manche qualvolle Stunde. So kam es, daß der König mitunter ganz den Appetit verlor und nichts zu sich nehmen wollte. Sein Leibkoch setzte ihm die feinsten Lederbissen der Welt auf die Tafel, der König wandte sich davon ab und berührte sie nicht.

So stand es mit dem König wieder einmal recht schlimm; er wollte durchaus nichts zu sich nehmen; verzweifelt stand der Leibarzt am Bette und rieb sich mit dem goldenen Knopfe seines Stockes die Stirne: er kam aber auf kein Mittel, um dem Könige Appetit heizubringen.

„Ja,“ sagte da der König mit schwacher Stimme, „wenn ich noch einmal Buntelwitzer Wurst bekommen könnte — die hat mir so gut geschmeckt; die würde ich essen.“

Flugs ging ein Kurier nach Buntelwitz ab, wo der König einst nach einem tagelangen heißen Tanze mit den Österreichern im Quartier gelegen hatte.



Verzweifelt stand der Leibarzt am Bette.

Der Schlächter sollte sofort nach Berlin kommen, der dazumal dem Könige Buntelwitzer Wurst bereitet und vorgelegt hatte; in Person mußte er nach Berlin kommen, um dem Könige genau dieselbe Buntelwitzer Wurst zu bereiten, die er dazumal mit so unsäglichem Appetit verzehrt hatte.

Der Schlächter kam, ging in die Hofküche und bereitete die Wurst; aber der König — kaum daß er davon gekostet — schüttelte das blaße müde Haupt: die Wurst schmeckte ihm nicht.

„Ist es denn auch wirklich die nämliche Wurst?“ fragte der Leibarzt.

„Ganz die nämliche, ganz so zubereitet; nur . . .“

„Na, was denn nur? Es ist mal doch eine andere Sorte?“

„Nein, Herr Leibarzt,“ erwiderte der Schlächter, „die nämliche Sorte ist es schon, nur daß wir dazumal weder Butter noch Fett zum Schmälen hatten; es war halt alles aufgeessen und so nahm ich dazu ein Talglicht — das hatten wir noch. Soll ich's etwa wieder so machen?“

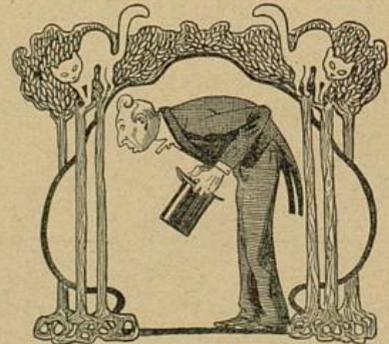
„Um Gottes willen! Ein Talglicht!“ rief der Doktor aus.

Nein, das wagte er nicht, dem Könige darzureichen. Der König aber hatte umsonst Appetit auf Buntelwitzer Wurst gehabt; die neue Sorte schmeckte ihm nicht, und die alte sollte er nicht haben. Bald darauf ist er verschieden.



Getroffen.

Ein Gelehrter, der nicht besonders mit zeitlichen Gütern bedacht war und wie viele seinesgleichen nicht gar viel auf äußern Kleiderschmuck hielt, kam eines Tages in eine Gesellschaft, und das Hemd blühte ihm gar naseweis aus dem aufgeschlittenen Ellenbogen seines Rockes heraus. Ein junger Laffe, der vor allen Dingen viel auf das Sprichwort hielt: „Kleider machen Leute“ und bei dem darum auch der Balg mehr wert war, als das, was darin steckte, wollte eine wichtige Bemerkung machen, und dabei dem guten Gelehrten eins versetzen, näherte sich mit pfiffigem Gesicht, das unentbehrliche Gläschen am Auge, dem verwundeten Ellenbogen und sprach: „Da guckt die Weisheit heraus!“ „Und die Dummheit hinein!“ lautete die kurze Antwort.



Den hat Natur mit geradem Leib bedacht;
Den Kabzbucl hat er sich selbst gemacht.

Des Hinkenden Reisebericht über China.



rüß Gott, Hinkender!" So empfangen der Löwenwirt den Alten unter gar vielen Bücklingen. "Man vermeinte ja, Ihr hättet dem Marktgräfler auf immer abgeschworen! Wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Man hat Euch ja ganze sechs Monate nicht im Löwen gesehen."

Schmunzelnd hörte der Hinkende zu; dann wandte er sich um und sagte zum Wirt: "Da schaut her, seht Ihr nichts?"

"Ei ja," erwiderte der Löwenwirt, "Euern Zopf seh' ich."

"Es ist aber nicht der alte."

"Das stimmt, er ist es nicht. Das ist ja einer wie aus dem Chinesenlande. Solltet Ihr am Ende gar . . ."

"Löwenwirt, Ihr ahnt das Richtige; der Hinkende war . . ."

. . . bei den Langgezöpften! . . ."

"So ist es! Und da ist ihm der Zopf in der Art da gewachsen."

"Hinkender," schrie da der Löwenwirt wie besessen, "nun aber herein und hingesezt und es geschwind erzählt, wie es Euch so weit da draußen in der Welt ergangen ist. Geschwind, Lisbeth, einen Schoppen Marktgräfler, und nun hierher mit Euch, Hinkender, hier an den Stammtisch."

Sie saßen richtig alle beisammen, keiner fehlte von all unjeren guten Bekannten. Groß war ihre Freude, daß sie den Hinkenden wieder bei sich hatten, und bald ging es ans Erzählen.

"Liebe Freunde," so begann der Hinkende seinen Reisebericht aus China, "wenn einer von Euch etwa meint, der Hinkende wär' zu Fuß bis zu den Chinesen hingestellt, so ist er gewaltig im Irrtum. Er hat diesmal eine Ausnahme gemacht; er hat den Stelzfuß unter den Arm genommen und sich's damit auf einem der schönen großen Schiffe bequem gemacht,

Laßter Hinkender Vete für 1902.

so da alle vierzehn Tage, von Genua aus, der Norddeutsche Lloyd" nach dem fernen Ostasien hinauslaufen läßt. Des Hinkenden Stelzfuß ist etwas Solides, solider als manch ein Bein aus Fleisch und Blut, in dem das Zipperlein beißt und nagt; so hätte er den Weg auch bis nach China hin schon ausgehalten; aber mit solch einem Staatsdampfschiffe vom Lloyd geht die Reise eben doch ein wenig rascher von statten, und viel Zeit war nicht zu versäumen, sollten die Kalender fürs Jahr 1902 auch richtig gedruckt werden.

"Zimmerhin währte es halt doch mehr als einen vollen Monat, bis der Hinkende echtes chinesisches Land betrat. Von Genua aus ging's vorerst auf Neapel zu, und hier schon merkte man, daß etwas Besonderes los sein mußte draußen in der Welt, denn die Säcke mit Briefen und Packeten, die hier von Deutschland her nach dem fernen Ostasien verladen wurden, wollten gar kein Ende nehmen. Dann ging es mitten ins Mittelländische Meer hinein, immer lustig auf Afrika zu, weiterhin dann durch den Suezkanal und das Rote Meer hindurch, bei Aden vorbei, wo die Engländer scharf auf der Lauer liegen, und dann ins weite offene Meer hinaus. Viele Tage lang ist da nur Himmel und Wasser, Wasser und Himmel zu sehen, bis sich Colombo zeigt und weiterhin Singapore und Hongkong. Hier ist schon alles chinesisch "angehaucht", aber das eigentliche China zeigt sich erst in Schanghai, was ein großmächtiger Hafenort ist, voll von Europäern und nicht minder voll von echten langgezöpften Söhnen des Himmels. Im Grunde ist es bereits Feindesland, aber vom Feinde war hier noch nichts zu spüren, denn Krieg und Empörung waren ja hauptsächlich um die Hauptstadt Peking herum im Gange, welche noch an die tausend Meilen weiter liegt.

"Der Hinkende aber wollte partout sehen, wie es im übrigen China und bei den Rebellen selber ausschaut, damit er seinen Freunden daheim alles richtig erzählen könne, und so sagte er dem "Lloyd" Ade, sekte sich auf ein neues Schiff und ließ den Kapitän scharfen Kurs nach Norden nehmen."

"Hinkender," rief der Barbier dazwischen, "da müßt Ihr ja an Kiautschou vorübergedampft sein."

"Nein, Ihr Naseweise, das ist nicht geschehen; der Hinkende ist an dem neuen Deutsch-China nicht stolz vorbeigedampft, sondern er ließ hier halten, und hat sich das Land aufs beste angesehen."

"Erzählt, erzählt, wie es da ausschaut!" riefen etliche unter den Zuhörern, aber der Hinkende vertöftete sie damit auf ein andermal und fuhr in seinem Reiseberichte folgendermaßen fort: "Als der Hinkende an der Euch allen ja dem Namen nach genugsam bekannten Reede von Taku anlangte, kam er gerade zur rechten Zeit, um nach der Ausstellung von Paris auch noch die Ausstellung von Taku mitzumachen. Was aber hier ausgestellt war, das waren lediglich Schiffe, Kriegsschiffe nämlich, denn alle Länder der Welt, die etwas auf sich halten,

hatten Kriegsschiffe dahin gesandt, und diese lagen nun zu beinahe einhundert Stück, immer eines größer als das andere, beisammen, ein jedes so gut wie klar zum Gesecht, damit das Schießen nur gleich anfangen könnte. Nur einer hatte kein Schiff hingeschickt zu der Ausstellung und hätte es doch zu allernächst gehabt; nämlich der Kaiser von China! Dieser hatte seine Schiffe wohlweislich zusammengenommen und war mit ihnen den breiten Strom Jantse hinaufgesteuert, der etliche tausend Kilometer tief ins Innere des Landes hineingeht. So warteten die fremden Kriegsschiffe vergebens auf die Chinesen; sie lagen aber auch mehr zu dem Zwecke da, daß es keinem unter ihnen etwa einfallen möge, auf eigene Faust Krieg zu führen, denn sie hatten es ja miteinander ausgemacht, daß sie alle zusammen auf die Chinesen losgehen wollten, weil diese ja auch alle ihre Gesandten und Konsuln in gleicher Weise schlecht behandelt hatten.

„Bei Taku nahm der Hinkende Abschied vom Schiffe, und von jetzt ab mußte er sich wieder seinen Stelzfuß anschnallen, denn selbst die einzige Eisenbahn, die es dorthin giebt und welche bis Peking führt, hatten die Boxer zerstört, und zwar gleich so gründlich, daß nicht eine Schiene und nicht eine Schwelle mehr da war.

„Der Hinkende hatte es sich aber fest vorgenommen, bis nach Peking selbst zu marschieren, um seinen Freunden und Lesern daselbst den neuesten Kalender zu bringen, denn er wußte, daß es da nichts zu lesen gab und daß es nichts Besseres für unsere braven Soldaten giebt, um ihnen die Langeweile zu vertreiben, als seinen Kalender.

„Eine volle Woche lang mußte er so seinen beschwerlichen Weg zu Fuß machen, immer am Fluß Peiho aufwärts, mit dessen gelbbraunen Fluten noch mehr als ein Chinesenleichenam dahergeschwommen kam; denn hier hatten ja die gewaltigen Kämpfe stattgefunden, wo immer ein Bataillon Europäer wider eine ganze Division von Chinesen zu kämpfen hatte. Das Land ist oder war vielmehr hier überall stark bevölkert; jede halbe Stunde liegt im Grün der Weidenbäume ein Dorf von etlichen hundert Häusern anscheinend friedlich da. Jedesmal aber, wenn der Hinkende solch ein Dorf betrat, ergriff es ihn mit Schauern und Entsetzen, denn ein jedes war zerstört, bis auf die letzten Mauern niedergebrannt und gänzlich ausgestorben.

„Die einzigen lebenden Wesen, die er traf, waren herrenlose Hunde, die in den rauchenden Trümmern vergeblich nach Futter suchten. Alle drei oder vier Meilen weit aber stand ein europäischer Posten in einer Stärke von etwa einer Kompagnie, der sein Obacht zu geben hatte, daß die Boxer nicht etwa wieder hereinbrächen, und wenn gerade Deutsche unter diesen Soldaten waren, da freute sich der Hinkende ganz besonders und rief ihnen ein frohgemutes „Grüß Gott!“ zu. — Von weitem schon grüßte er die schwarz-weiß-rote Flagge, wenn er sie über den Baumwipfeln wehen sah; wenn er heran war, da schwenkte

er seinen Dreimaster gar fröhlich in der Luft und wischte sich bei der Gelegenheit wieder einmal den Schweiß von der Stirne, denn es war — Ihr mögt's schon glauben — eine kannibalische Hitze in dem Chinesenlande. Chinesen bekam er wenige zu sehen; sie waren mit Weib und Kind zumeist ins Innere des Landes geflohen; wo sie aber sich zeigten, da nahten sie sich ihm gar demütig und neigten den eigenen Kopf vor demjenigen des Hinkenden.

„So ging die Reise fast eine volle Woche lang, bis eines Mittags der Hinkende seitwärts der Straße einen Hügel erstiegen hatte und er auf einmal durch Laub- und Buschwerk hindurch die Zinnen einer Stadt erschaute: Das war Peking, die Hauptstadt der Chinesen! Deutlich konnte man es an der mächtigen Mauer erkennen, welche ringsum um die ganze Stadt ging. Ein altes Thor aber mit vielen Schießscharten lag dicht vornan. Jetzt war es längst von den Europäern genommen; ein Franzose stand mit dem Gewehr davor, und als



Der Franzose machte Heuener.

der Franzose den Hinkenden im Dreimaster daherkommen sah, streckte er das Gewehr von sich und machte regelrecht Honneur, denn er hielt ihn für einen fremdländischen Admiral.

„Solch schöne Gasthäuser, wie z. B. den „Löwen“, giebt's in Peking zur Einkehr nicht; es gab bis zur Belagerung nur eines, und dieses war von den Boxern in Grund und Boden geschossen worden. So mußte der Hinkende es wie die Soldaten machen und sich selber einquartieren. Gerade wenn man hereintritt zum Thore, linker Hand, steht der Palast eines hohen Mandarinen; da nahm der Hinkende Quartier und ließ sich ein Lager herrichten. Gegen Geld und gute Worte — ohne daß der Hinkende chinesisch zu sprechen brauchte — bekam er sogar zu essen und zu trinken, und der Wirt selbst brachte mit freundlich wackelndem Kopf Thee herbei, um den

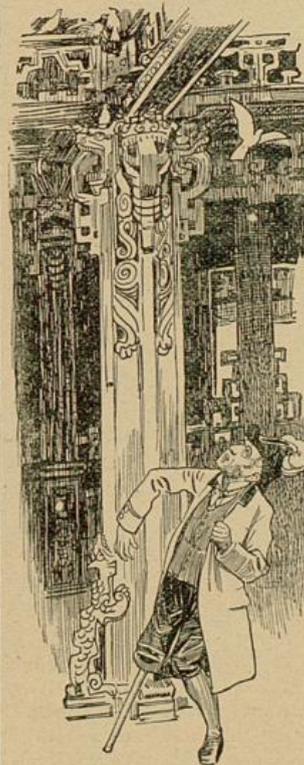
so weit Gewanderten zu bewirten. Trotzdem war ihm und seinen Dienern nicht zu trauen, und es war gut, daß deutsche Posten, das scharf geladene Gewehr auf der Schulter, in der Nähe auf- und abpatrouillierten. Bald machte der Hinkende seinen Landsleuten Besuch, und von allen wurde er gar freundlich willkommen geheißten; sein Kalender aber ging ab wie bei unserem Meister Wendelin die frischen Wexen. „Der Hinkende ist da,“ so schallte es im ganzen deutschen Lager zu Peking; nicht allein Gemeine und Unteroffiziere, sondern auch Offiziere und Generale kamen herbei und wollten wissen, was denn im neuesten „Lahrer“ stünde. Auch dem Oberstkommandierenden, dem Grafen Waldersee, hat der Hinkende seinen Besuch gemacht und freundlich ward er von ihm aufgenommen. Der Generalfeldmarschall saß accurat dort, wo nur etliche Wochen vor ihm der chinesische Kaiser nebst der Frau Kaiserin selbst gegessen hat, ja auf dem nämlichen Sessel mit dem goldgestickten gelbseidenen Kissen, und schrieb gerade eine Feldpostkarte an seine Frau Geliebteste, die er zu Hannover als Strohwitwe zurückgelassen hat. An einem großen schweren Tische aus feinstem Ebenholze saß er, und auf den Tisch fiel die volle chinesische Sonne, nur ein wenig abgedämpft durch die großen Sonnensegel, die vor dem Hause aufgespannt waren. Draußen im Vorhose aber standen die vielen fremdländischen Offiziere bei einander und unterhielten sich in siebenlei Sprachen.

„Da er nun aber einmal im Palaste drin war, schaute sich der Hinkende hier auch noch des weiteren um; er besah sich den Thronsaal und setzte sich richtig selbst auf den Thronstuhl, auf dem der chinesische Kaiser einst gegessen; dann aber besah er sich auch den Palast, in dem derselbige Kaiser einst gefangen gegessen hat, indem ihn seine Frau Pflegemutter hier fürsorglich eingesperrt hatte, damit er nur ja keinen Unfuh mache und keine Neuerungen aus Europa ins chinesische Reich einführe. Eine solche Neuerung hat er trotzdem eingeführt, und das war eine Eisenbahn, eine kleine elektrische Eisenbahn nämlich, die von einem seiner Paläste zum anderen führt und ihm somit einen Weg von einer Viertelstunde erspart. Mehrere prachtvoll gebaute und mit gelber Seide reich ausgeschlagene Wagen standen noch auf dem Geleise; doch niemand benutzte sie. Alles aber, was zu sehen war, hatte aufs grausamste gelitten unter den Soldaten. In alle Gemächer waren sie eingedrungen und hatten alles, was sich nur mitnehmen ließ, eingesaugt; alles hatten sie nach Kostbarkeiten durchsucht und durchwühlt, Kisten und Kasten zu ganzen Haufen getümt, sie geöffnet und erbrochen, Tische und Bänke, Spiegel und Bilder aber zer schlagen, kurz, überall waren wüste Trümmerhaufen geschaffen, und es sah aus, wie es im Dreißigjährigen Kriege ausgehoben haben mag.

„Das aber waren vornehmlich die Russen und die Amerikaner gewesen, dann aber auch die Engländer und nicht minder die Japaner; die Deutschen waren nicht darunter gewesen, und zwar schon deswegen

nicht, weil sie gar nicht dabei waren, als die Stadt erobert und die Paläste besetzt wurden.

„Auch die sogenannte „verbotene oder heilige Stadt“ hat sich der Hinkende angeschaut, da er doch einmal in Peking war, und es in einem hinging. War aber nicht arg viel zu ersehen daran! Denn auch hier hatten die Plünderer arg gehaust, und im übrigen sind die Gebäude von den Chinesen sehr schlecht unterhalten worden, so daß auf den Dächern der Paläste das Gras mehr als fußhoch wächst. An den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisteten die Tauben, und gerade als der Hinkende hier



An den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisteten die Tauben.

sinnend stand, sandte ihm eine davon aus ihrer erhabenen Höhe herunter eine Botschaft, für die er sich höchstens bedankte.

„Zu Peking war dazumal gerade „der große Li“ angekommen, der sich der „Bismarck Chinas“ nennt; auch ihm mußte ein Besuch gemacht werden.

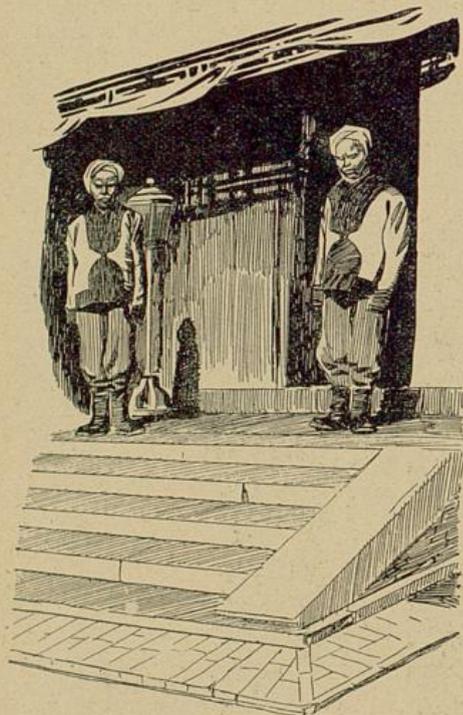
„Vor des Vizekönigs Hause war ein gar buntes Treiben; Soldaten aus aller Herren Ländern standen davor, namentlich aber Russen mit ihren großen Mützen und deutsche Soldaten in ihren Pickelhauben, denn beide hatten es übernommen, den alten Herrn zu überwachen, einesteils damit ihm nichts zuleide geschähe, andernteils damit er nicht plötzlich abreise und sich dünn mache.

Im Innern des Hauses aber hatte er eine Wache von eigenen Soldaten, die er dazu extra aus Kanton mitgebracht hatte, wo er bisher Vizekönig gewesen war. Die beiden Posten, die vor der Thüre standen, machten gar böse Gesichter und wollten niemand hineinlassen; als es aber hieß, der Hinkende aus Lahr sei da, so kam sogleich ein Dolmetscher herbeigestürzt und sorgte dafür, daß der Hinkende heil und sicher zwischen den beiden grimmigen Posten vorbei und zu Herrn Li-Hung-chang in die gute Stube hineinkam.

„Der Alte saß da breit und schwer auf einer Art Sofa und erhob sich etwas schwerfällig an seinem Stocke, um den Hinkenden zu begrüßen. „Ja, er reichte ihm gar die dicke, fettige Hand hin und hieß

ihn sich setzen, Thee trinken und einen Tobak rauchen.

„Der Barthel, der Kilian und Ihr andere alle machen jetzt dazu Gesicht, als ob das alles keiner



Die beiden Festen machten gar böse Gesicht.

glaubte. Aber es ist so, wie es der Hinkende sagt: Er und der alte chinesische Fuchs haben im fernem Peking gemütlich nebeneinander auf dem Sofa gefessen und sich eines erzählt. So nebenbei fragte der Alte auch, wie alt denn eigentlich der Hinkende sei, und als dieser darauf erwiderte, daß der Hinkende nunmehr schon ins 102. Jahr gehe, da nahm Li-Hung-chang sein Käpplein ab und that gar respektvoll, denn das Alter ist etwas, was bei den Chinesen besonders hoch gilt. Wenn Ihr hierzulande einem etwas Schönes sagen wollt, so sagt Ihr wohl, er sähe viel jünger aus, als er in Wahrheit sei. Bei den Chinesen aber ist's gerade umgekehrt. Wollen sie schmeicheln, so sagen sie: „Ei, Euer Hochwohlgeboren, was seht Ihr schon alt aus; Ihr müßt ja schon mordsmörderlich alt und somit mordsmörderlich gescheit sein,“ wie bei den Chinesen überhaupt alles umgekehrt ist, als hier zu Lande. Wenn Ihr hier einen zu Euch heran wirft, er solle kommen, so kommt er; thut Ihr's aber genau ebenso bei einem Chinesen, so läuft er, als sollte er gespießt werden, denn zuwinken bedeutet bei ihnen, sie sollen davon gehen. — Wenn unsere Fuhrleute haben wollen, daß ihr Kößlein vorangehe, dann schreien sie „hü, hü!“ und die Kößlein setzen sich dann von selber in Trab. Bei den

Chinesen aber ist's wieder umgekehrt: Auf „hü, hü“ stehen sie wie angewurzelt; ruft Ihr aber „br, br“, da setzen sie sich in Trab, und zwar nur in Trab; Galopp können sie nicht laufen, dazu sind die chinesischen Gänle zu steif. Ein Kreuz war's daher auch für unsere Offiziere, als sie in Asien anlangten und beritten gemacht wurden: ihre Kößlein konnten keinen Galopp machen. Dabei waren sie so klein, daß die Herren ihre zumeist langen Beine fast auf der Erde schleiften. Es war ein Bild zum Lachen; die Offiziere aber lachten nicht; sie ärgerten sich darüber, namentlich die deutschen, denn die Engländer und Amerikaner hatten sich eigene Pferde aus der Heimat mitgebracht, und die waren hochbeinig und schlant gewachsen. Freilich hat der ganze Krieg soviel Geld gekostet, daß es dem deutschen Reichskriegszahlmeister weiter nicht zu verdenken war, wenn er zuschaute, alles möglichst billig zu bekommen, denn es hieß wohl, die Chinesen müßten schließlich doch die ganze Rechnung auf Heller und Pfennig bezahlen; aber es hieß eben nur so; glauben thut's vorderhand keiner, und hergeben hat es jedenfalls der deutsche Steuerzahler müssen. Das Wiederkriegern steht auf einem andern Blatte.

„Für sein Leben gern hätte der Hinkende auch der Frau Kaiserin Tzu Hsi heißt sie, was um ein Haar wie Susi klingt) seinen Besuch gemacht, aber sie war leider verreist und hatte sich tief ins Innere des Landes begeben; sie hatte so gar keine Lust gezeigt, die Bekanntschaft der vielen „fremden Teufel“ zu machen, wie die Chinesen die Europäer unter sich zu nennen beliebten. Es waren überhaupt wenig Frauen zu sehen; die Chinesen hatten sie weggebracht oder hielten sie ängstlich versteckt, was recht überflüssig war,



Der Hinkende setzt hi rmit zwei chinesische Schönheiten in seinen Kalender hinein.

denn in das chinesische Weiberzeug kann sich so leicht ein Europäer nicht vergaffen. Selbst die schönsten

unter ihnen haben Gesichter und machen Augen, die niemand gefallen können, der einem frischen, fröhlichen Menschenkinde unferer Art je ins Angesicht geschaut hat. Der Hinkende setzt zwei chinesische Schönheiten hiermit in seinen Kalender hinein, extra für den Kalender abkonterfeit, damit sich jedermann selbst davon überzeugen kann, wie sie ausschauen. Dabei sind sie zumeist aber aufs feinste gekleidet, mit Gold, Perlen und sonstigem Schmuck reich beladen, und dennoch gefallen sie einem nicht. Ab und zu soll sich's ja freilich ereignen haben, daß einer der tapferen Krieger noch so nebenher eine Privateroberung machen wollte und auch gemacht hat; aber im großen und ganzen ist so gut wie jeder seiner Liebsten daheim treu geblieben. Wenn aber die Sehnsucht ab und



Da hat er 's Bildlein von ihr aus der Brusttasche geholt und es im geheimen abgesehen.

zu einmal gar zu stark über ihn kam, da hat er 's Bildlein von ihr aus der Brusttasche geholt und es im geheimen abgesehen. „Vielen aber ist es traurig ergangen. Die chinesischen Kugeln hatten freilich die Eigenart, daß sie immer in weitem Bogen über die Köpfe hinwegflogen; und die Pfeile gar, mit denen die Borer hie und da noch schossen, flogen keine hundert Meter weit und thaten niemand etwas. Aber dafür kamen allerhand Krankheiten daher, böse Krankheiten wie der Typhus und die Ruhr, und diese thaten den Kriegern etwas und das gleich so schlimm, daß sie zu Hunderten starben. Das Schlimme war, daß kein frisches reines Wasser da war! Bier und Wein gab's ja genug und selbst an Marktgräser war kein Mangel; aber es fehlte an einem erquickenden Trunke klaren Brunnenwassers, und daran ist gar mancher zu Grunde gegangen.

„Wer noch so viel Kraft hatte, daß er fortgeschafft werden konnte, kam durch; denn er kam auf das Lazarettsschiff „Gera“, welches der „Norddeutsche Lloyd“ auf eigene Kosten aufs prachtvollste ausgestattet und zur Verfügung gestellt hatte, und fuhr damit nach Japan hinüber, wo er sich in milder Luft und bei guter Verpflegung bald wieder erholte. Die anderen aber mußten ihr junges Leben schon in China lassen. Zu Peking, mitten unter den Gehöften der Chinesen, ist ein Acker von einem halben Morgen abgegrenzt worden; das wurde der Gottesacker für unsere Toten. Tagaus, tagein zog ein gar trauriger Zug hinaus, einen um den anderen da einzubetten in den heißen

chinesischen Sand. Kreuz reichte sich an Kreuz; der Masure und der Sohn der roten Erde, der Friesländer und der Kelpler, sie fanden sich alle hier still



Er hat einen Kranz für sie alle mitgenommen und ihn an das Drahtgitter des Kirchhofes befestigt.

beisammen. Bevor aber der Hinkende wieder heim ist, da ist er erst noch einmal da hinaus auf den Kirchhof der Deutschen gestapft; er hat einen Kranz für sie alle mitgenommen und ihn an das Drahtgitter des Kirchhofes befestigt. Wir aber wollen ihrer gedenken, indem wir ein stilles Glas auf sie leeren.“

So thaten sie und gedachten dabei mit Wehmut der tapferen Krieger, die ihr junges Leben gelassen so weit draußen in der Welt, unter den Chinesen, mit Gott, für König und Vaterland.

Wie der Herr Kaiser den Schlegelpeter „per Sie“ reden lehrte.

Der Kaiserbrosi und der Schlegelpeterli waren in den fünfziger Jahren, weil daheim auf dem Schwarzwald bei dem raschen Nachwuchs der Brüder und Schwesterlein die Stücklein Brot zu klein wurden, mit Sack und Pack, d. h. — mit einem Naschtüchlein voller Habseligkeiten, miteinander nach Basel gewandert, um in dieser reichen Schweizerstadt nicht nur genug Brot, sondern auch etwas Anken darauf zu bekommen. Denn die Ankenschnitten aßen die beiden sölli gern, weil erstens ihr Gaumen es speciell verlangte und weil es zweitens bei den Buben so Mode ist.

Diese Ankenschnitten wollten sie aber nicht betteln oder durch Vorzeigung eines Murmeltieres erwerben, wie die Savoyardenbuben es thun. Nein, sie wollten arbeiten und ihr Brot ehrlich verdienen. Sie suchten also Beschäftigung und fanden solche in einer Floretspinnerei, deren es in Basel ja viele giebt. Hier wurden sie erst „Aufstecker“, dann „Anseker“ und schließlich „Spinner“.

Mit dem „Spinner“ gab sich der Schlegelpeter vollständig zufrieden. Er war eine Tagelöhnernatur und strebte nicht weiter und nicht länger, als der Magen knurrte. Da das Letztere nun nicht mehr vor- kam, sah er nicht ein, warum er auf seinem Lebens- weg noch eine höhere Stufe erklimmen sollte.

Das Gegenteil von ihm war sein Kamerad, der Broßi. Der hatte nicht nur einen hungrigen Magen, sondern auch einen nahrungsbedürftigen Geist. Um den Letztern zu speisen, d. h. ausbilden zu können, setzte der Broßi den erstern oft auf Halbkost und gewöhnte ihn an die strengste Diät. Was er erübrigen konnte, wurde zum Ankauf wissenschaftlicher Bücher verwendet, und wenn seine Kameraden herumlungerten oder im Wirtshaus gröhnten, dann saß der Broßi über seinen Büchern und an seinen Zeichnungen, oder er arbeitete an einem in seiner Manjarde angebrachten Schraubstock.

Dafür erntete er vorerst nichts als den Spott seiner Kameraden. Weil sie sich nicht auf die Höhe seiner Gedanken aufzuschwingen vermochten, konnten sie ihn auch nicht verstehen.

Der Broßi kehrte sich nicht an solchen Spott, er arbeitete ruhig weiter und fand an seinen Studien mehr Vergnügen als an den zweifelhaften Freuden seiner Kameraden. Zudem sollte seine Stunde kommen: einige Herren, reich an Geld und reich an Unternehmungsgeist, beschäftigten sich mit der Begründung einer neuen Seidenweberei. Da sie das Technische dieser Branche nicht gründlich kannten, suchten sie auf dem Wege des Inferierens einen Mann, der mit diesen Geschäften vertraut sein mußte und als Direktor einstehen konnte.

Fabrikdirektor! Das ist ein Wort, das ist ein Posten! Natürlich meldeten sich viele. Es kamen geschneigelte und gebügelte Herren, mit Brillen und goldenen Zwickern auf der Nase. Mit diesen nobeln Bewerbern trat der einfache, schlichte und ärmlich gekleidete Broßi in Konkurrenz. Er kam in defekten Kleidern, aber mit dem Bewußtsein seines Könnens, und wenn an seinen Fingern auch kein goldener Ring blühte und auf der Nase kein Zwickel thronte — aus seinen Augen blühte eine alles besiegende Energie.

Die Fabrikanten waren Menschen; die Menschen aber taxieren ihre Brüder, wiewohl mit Unrecht, meist nach ihrem Aeußern, und so kam es, daß der arme, unscheinbare Broßi mit Vorurteil empfangen wurde. Er benahm sich auch ziemlich eckig, als er sich vorstellte. Als er aber erst warm war und auf die geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen kam, da entwickelte er ein so geschicktes Programm und zeigte eine solche Gründlichkeit des Wissens und Könnens, daß die Herren bald schlüssig wurden und wußten: diejer und kein anderer ist unser Mann.

Der Broßi, der bis dahin für 3 Fränkli den ganzen Tag sich hatte plagen müssen, der in einer elenden Manjarde seine Studien gemacht hatte, war nun Direktor einer Fabrik, und was für ein Direktor! Mit Kenntnis, Umsicht und unermüdelichem Fleiße stand er dem Geschäfte vor. Da er selbst

Arbeiter gewesen war, also deren Mühen und Sorgen und Bedürfnisse genau kannte und überdies von Natur aus ein gutes Herz hatte, so griff er stets mit mächtigem Hebel an, wenn es galt, die Lage seiner Untergebenen zu verbessern.

Ueber dem Glück, das ihm im schönen Schweizerland zuteil geworden, vergaß er aber auch seine schlichtere Heimat, den Schwarzwald, und seine dort lebenden Anverwandten nicht. Wie einst Joseph seine Brüder nach Aegyptenland kommen ließ, daß sie seines Glückes und seiner Freuden auch teilhaftig werden sollten, so nahm nun der Broßi seine alte Mutter, seine Brüder, seine Schwestern und viele Verwandte zu sich und gab ihnen in der Fabrik ausreichendes Brot.

Aber große Freude hatte er just nicht mit ihnen. Die Leute, die etwas rauh und ungeschlacht aufgewachsen und zum Teil Schulkameraden des nunmehrigen Direktors waren, glaubten sich gegen denselben alles erlauben zu dürfen, wodurch er öfters blamiert wurde. Weit entfernt vom Hochmut, liebte er es, wenn sie sich in seiner Häuslichkeit, seiner Wohnung gemüthlich und ungeniert mit ihm unterhielten. Aber draußen vor der Wohnung, besonders im Geschäft, verlangte er auch von diesen seinen Verwandten die gebührende Achtung und den nötigen Respekt, weil diese zum Bestand seines Ansehens und seiner Autorität als Fabrikdirektor unerläßlich waren. Vor allen Dingen verbat er sich in den Fabrikräumen ganz energisch das vertrauliche „Du“, mit dem ihn seine Schwarzwälder im Vergessen anredeten.

Das legten ihm dann die beschränkten Leute als Hochmut aus und besonders der Schlegelpeter, der ja einst mit dem Broßi zu Fuß nach Basel gewalzt war, wollte sich nicht fügen.

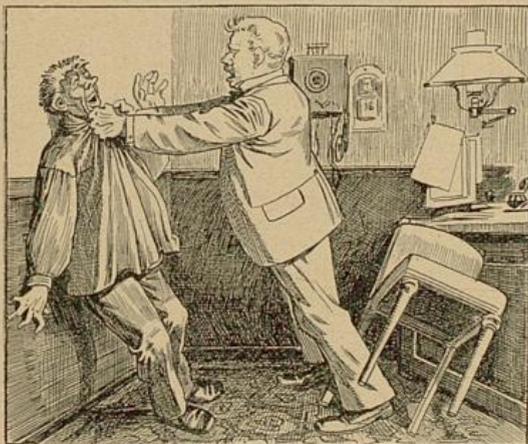
„Do sieht me wieder,“ sagte er, „wenn d'r Bettler uss' Ross chunnt, ritet er's z'ämme. Jez bin i mit dem Broßi in d' Schuel, bi mit em uf d' Walz und ha 10 Johr in eim Saal mit em g'schafft und jez sott em uf eimol „Sie“ sage. Nai, Broßi, fällt thuet's nit!“

Was der Direktor auch sagte, wie er ihm auch erklärte, daß er das „Sie“ ja nicht seinetwegen, sondern im Interesse seiner Stellung und des Geschäftes beanspruche und beanspruchen müsse — der Schlegelpeter sagte einfach: „G'schäft hi und G'schäft her, Autorität uf oder ab, aber i cha eifach nit „Sie“ sage zue dir, Broßi!“

Er lernte es noch.

Einmal brachte der Direktor vornehme Herren, meistens Fabrikanten, in Schlegelpeters Saal und ging erläuternd und belehrend von einer Maschine, von einem Spinnstuhl zum andern mit ihnen. Bei Schlegelpeter angekommen, wollte er diesen, um den Herren die Konstruktion des Stuhles besser auslegen zu können, zum Abstellen veranlassen. Allein der Peter wurde renitent und sagte: „Nai, Broßi, fällt git's nit, aß i d'r Stuhl abstell', wenn er im beste Gang isch. De chasch sage, was de witt, i thue's nit. I schaff' im Accord und will nit mi Zit ver-sume wege dir und dene Herre!“

Die Herren schauten sich vielsagend an, der Herr Direktor wurde krebsrot und seine Augen funkelten wie die eines gereizten Tigers. Mit Mühe fand er seine Selbstbeherrschung insoweit, daß er die Gesell-



Damit warf er den Peter von einem Eck ins andere.

schaft in einen andern Saal führen und das widerpenstige Verhalten des Schlegelpeters mit dessen unbefleglicher Dummheit entschuldigen konnte.

Eine Stunde später standen der Schlegelpeter und der Herr Direktor sich im Kabinett des letzteren gegenüber, und der Direktor, der dem Peter auch an körperlicher Kraft weit überlegen war, hielt diesen kräftig an jener Stelle, wo man die Krawatte bindet, schüttelte ihn und schrie: „Lump, elendige, wie heisch du mich blamiert! Ich gönnt und ich thät di zuem Teufel jage. Aber wer müeßt's büesse? Di Frau und dini arme Ghinder. Aber Näson mueßsch anch, oder ich lehr' di.“

Damit warf er den Peter von einem Eck ins andere und die Ohrfeigen fielen so saftig aus, daß der Peter auf einmal des Direktors „Autorität“ anerkannte und flehend bat: „O, Herr Kaiser, höre Sie doch uf, i halt's nimmi us. Ich will so „Sie“ und „Herr Kaiser“ sage, so vielmol, aß Sie nur ha wenn!“

Jetzt war des Direktors Zorn verraucht. Gerührt gab er dem Peter die Hand und sagte: „Nai, Peter, wenn du bi mir bisch, do, im Kabinett, oder dunte-n in der Bohnig, bisch mi Fründ und Schuellkamerad und saisch Du zue mer, wie's unter Fründen lieblich isch. Aber duß, unter de Lüte und b'sunders im Geschäft bisch du d'r Arbeiter und ich d'r Direkter, des isch jek e so und loßt sich nit anderst mache. D'r Direkter aber derse d'Arbeiter niene duze, er darf sich das nit g'falle lo, wenn er scho wott. Denn er wird blamiert derdur. Heisch's jek ball verstande?“

„So, Herr Kaiser,“ sagte der Peter, „i will mi derno richte.“

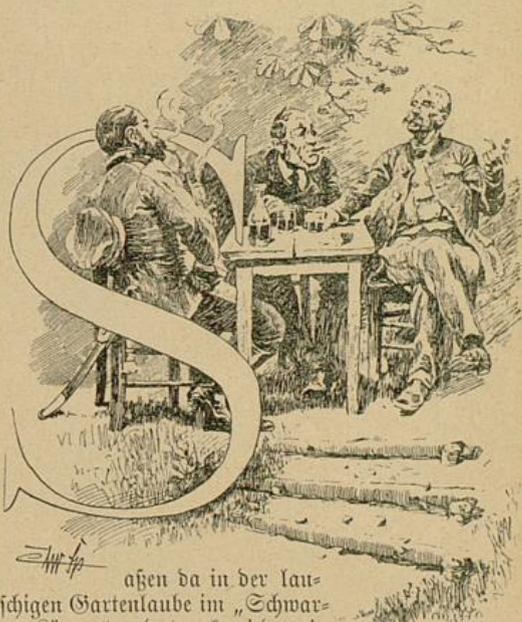
„Guet,“ jagte der Direktor, „jek sit do hi, mer trinken e Schlegel Wi uf die alt Fründschaft und simm wieder z'friede.“

Das thaten sie denn, und die Versöhnung kam in wenigen Minuten zustande. Als der Direktor den Peter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß er in seinem Kabinett und wenn sie allein seien, nicht „Herr Kaiser“ zu sagen brauche, da entgegnete Peter: „Nai, Herr Kaiser, i darf nimmi Broß sage, sunst vergiß mi wieder emol.“

Er hat sich nie mehr vergessen, hat dem ehemaligen Broß immer die ihm gebührende Achtung entgegengebracht und es nie zu bereuen gehabt.

Der verhängnisvolle Koffer.

Von R. Münchgesang.



...aßen da in der lauschigen Gartenlaube im „Schwarzen Löwen“ und tranken jeder ein Schöppllein mit Behagen der Schachtmeister, der Bezirksgendarm und der Schulze des Dorfs. Es war Samstag und gegen Abend. Zu Hause herrschte der Besen, es wurde nämlich von oben bis unten geschauert und geplänscht, und aus solchen sumpfigen Gegenden rettet sich ein kluger Hausvater gern nach des Tages Arbeit in den „Schwarzen Löwen“, da schmeckt ihm dann ein Schöppllein noch einmal so gut.

„Noch ein Schlückchen, Herr Wirt!“

Es dauerte diesmal eine geraume Weile, bis der Gerufene kam. Aus seinem zorngeröteten Gesichte konnte man unschwer lesen, daß ihm etwas Besonderes passiert sein mußte. Man hatte nicht nötig, ihn zu fragen, denn er schimpfte laut aus Leibeskräften.

„So a Gelump!“ schrie er, „legt sich der Aff' mir drei Tage ins Haus, schlampft sich satt und säuft sich voll, und als Bezahlung läßt er mir seinen Affenfaßten da.“

„Wer?“ fragten wir neugierig.
 „Na, wüßt ich's! Kaufmann schimpfte er sich, mit Messermessern thät' er handeln, sagte er, und in seinem Koffer wären die Muster. Nun ist er acht Tage weg, spurlos verschwunden, der Lumpazi, und ich kann die Zeche in den Schornstein schreiben. Sein Koffer, denk' ich, macht die Rechnung bezahlt, breche ihn auf, und was sehe ich? Lauter Ziegelsteine hat der Vagabund hineingepackt. Da ist die Befischerung.“

Damit schleppte er einen schäbigen, altmodischen Koffer herbei und zeigte das Innere.

„Der alte Wit!“ sagte der Dorfschulze.

„Das ist ein Kriminalfall,“ meinte der Gendarm, „will mir die Sache notieren.“

„Ach, dann weiß ich, wie das geht,“ antwortete der Wirt, „es kommt nichts dabei heraus. Der Flatterhannes ist Gott weiß wo, wird wohl seitdem ein paar andere Wirte gerupft haben, und wenn sie ihn fassen, so hat er nichts, der Lumpazi.“

„Ihr habt doch wenigstens den Koffer,“ meinte der Schachtmeister.

„Den Koffer?“ brauste der Löwenwirt auf, „was soll ich mit dem? Da, seht selbst, keinen Fünfer ist sie wert, die alte Kiste.“

„Es ist ein Altekümmchen,“ sagte der Schulze, „aber Ihr könnt darin wohl Eure Kassenscheine bergen, oder einen Futtertrog daraus machen, oder einen Eisschrank.“

„Kurz und klein schlage ich das vermaledeite Gerümpel,“ antwortete er. „Es wäre ja ein Verhängnis für mich, wenn ich zeitlebens das Ding in der Wirtschaft sehen und dabei immer an den Flatterhannes denken müßte. Ein Verhängnis wär's!“

Damit ging er grimmig in den Stall, nahm sein Verhängnis mit und bald darauf hörte man ihn spalten und wirtschaften.

„Von einem verhängnisvollen Koffer wüßte ich freilich ein anderes Lied zu singen,“ sagte langsam der Schachtmeister.

„Das giebt eine Geschichte,“ meinte schmunzelnd der Gendarm.

„Singt los, Meister, eine Geschichte hören wir alle gern.“

Der Schachtmeister begann: „Es ist nun schon ein paar Jahre her, da bauten wir eine Eisenbahn bei Dingsda am Rhein. Es war ein schweres Stück Arbeit und dauerte lange. Das Gestein war an der Oberfläche ganz locker und brüchig, wenn man aber in den Berg hinein kam, wurde es hart wie Eisen. Ein Tunnel mußte gegraben werden und ich hatte die Sprengungen zu besorgen und auch das Dynamit in Verwahrung zu halten. War Feierabend, so gingen wir von der Strecke in das Städtchen. Da gab's guten Wein und Würstchen. Ich blieb meistens zu Hause.“

„Sagt's nur, Meister,“ unterbrach ihn der Gendarm, „da hielten Euch zarte Bande. Habt Ihr nicht Eure Gheleibste da kennen gelernt?“

„Nun, da Ihr's nicht anders wollt, ja,“ antwor-

tete der gutmütige Mann, „meine Frau ist daher, es war meine flia hospitalis, wie sich die Herren Studenten ausdrücken. Ich fühlte mich von Anfang an im Hause der Mutter heimisch und gehörte schon zur Familie, ehe ich mich verlobte. Das Trautchen hatte es mir wahrhaftig angethan. Des Abends saßen wir auf der grünen Bank vor dem Hause unter der alten Akazie, die Mutter dabei und der kleine Friedel, der Pausack. Ich hatte mir ein Sümmchen erspart, hatte eine gute Stellung und wollte heiraten.“

„Aber, — was wollte ich denn eigentlich erzählen? Ach so, von dem Koffer. Ich hatte nämlich einen großen Koffer, alt, aber derb, und darin hatte nicht nur mein Sonntagszeug und meine Wäsche, sondern auch mein Handwerkszeug Platz genug. Die Kame-raden machten manchmal schlechten Wit über den Kasten, aber er war mir viel wert, ich habe ihn heute noch und halte ihn in Ehren.“

„Also eines schönen Tages, es war nachmittags in der Kaffeepause, saßen wir am Tunnel, der nun bald fertig war, und unterhielten uns über dies und das. Wir hatten einen Diftler und Spasmacher unter uns, der auf merkwürdige Einfälle kam und uns im Lachen erhielt. Die Rede kam darauf, wann wohl das neue Jahrhundert anfangen müsse. Da sagte der Diftler: »So meine ich's. Mit dem 1. Januar 1900 ist's noch zu früh, ein Jahr später ist auch noch Zeit genug. Denkt euch, ich habe 100 Äpfel vor mir, die will ich nach und nach aufsummeln. Nun mach' ich mit Kreide an jeden eine Nummer, bis 100, für jeden eine. Fang' ich nun an zu essen und beiße vom ersten ein Stück, so bin ich eben im ersten Apfel und kaue mich durch bis zum letzten. Und so ist das mit dem Jahrhundert auch. Wenn's anfängt, schreiben wir anno 1, auch wenn das Jahr noch nicht durchlebt ist, und dann muß 1900 eben das letzte sein. Freilich macht das nicht viel aus und die Welt geht ihren Gang, ob wir ein altes oder neues Jahrhundert haben. Ich freue mich immer, wenn so ein Jahrhundert um ist.«

„Dem Gelächter, das nun folgte, machte ein Laufjunge ein Ende, der eben aus dem Städtchen kam.“

„In der Stadt brennt's!“ schrie der Junge.

„Laßt es brennen,“ rief der Diftler, »mir brennt nichts ab, und den Leuten ist es zu gönnen, daß ihnen die Versicherung für ihre alten Baraden ein schönes Stück Geld giebt. Ein Dichter hat einmal ganz richtig gesagt: Wohltätig ist des Feuers Macht.«

„Wieder lachte alles und es wurde weiter gevespert und geplaudert.“

„Mich aber ergriff eine furchtbare Unruhe.“

„Ich muß doch einmal nachsehen,“ sagte ich und machte mich fertig zum Gehen.

„Sei doch kein Frosch!“ rief mir der Diftler nach. »was mich nicht brennt, das blaß' ich nicht.«

„Ich antwortete gar nicht darauf, sondern lief, was ich eben laufen konnte.“

„Er hat seinen Koffer drüben,“ belehrte inzwischen

der Listler die andern, »und ist nun in Sorge, daß ihm sein Staatsrock angehängt wird.«

„So ungefähr hatte er das Richtige getroffen. Freilich war ich um meinen Koffer in großer Sorge, um das Staatskleid weniger. Wenn ich um den Berg bog, konnte ich das Städtchen schon sehen, und da wußte ich bald, ob Gefahr vorhanden war. Ich sah und — o Himmel! — Trautchen's Haus brannte, ich sah's, und es schwindelte mir, wie die Akazie, die vor meinem Fenster stand, ganz im Rauche stand, wie aus dem oberen Stockwerke bereits die hellen Flammen schlugen. Was war denn an dem alten Koffer, meiner Kleidung und Wäsche schließlich gelegen! Aber, noch graust es mir, es zu sagen — in dem nämlichen Koffer hatte ich heimlich den Rest meines Arbeitszeuges geborgen, 30 Pfund Dynamit! 30 Pfund dieser entschlichen Masse reichten ja hin, die halbe Straße in die Luft zu sprengen! Einen Augenblick stand ich wie gelähmt, dann schoß ich wie ein Pfeil der Unglücksstelle zu. Ein paar Arbeiter waren mir doch nachgefolgt, um ihre Neugierde zu befriedigen. Sie sahen mich dahinjagen und haben geglaubt, wie ich später erfuhr, ich hätte den Verstand verloren. Und soviel ist gewiß, weit war ich nicht vom Irren entfernt. Der Gedanke, daß viele gute Menschen, die da drüben brav löschten und retteten, ohne die geringste Ahnung durch meine Schuld in der furchtbarsten Lebensgefahr schwebten, daß mein liebes Trautchen . . .

„Es war einfach entsetzlich.“

„Trinkt eins, Meister,“ unterbrach ihn der Gendarm, „die Erzählung greift Euch ja ordentlich an.“

Sie tranken alle, denn das Gruseln war über sie gekommen.

Der Schachtmeister fuhr fort: „Die Pein, die ich da ausgestanden habe, vergesse ich im Leben nicht. Ein schwacher Hoffnungsschimmer war mir noch geblieben. Vielleicht war das Zimmer noch nicht ergriffen, vielleicht züngelten die Flammen noch nicht an dem verhängnisvollen Koffer. Ich wollte versuchen, durchzudringen, durch Flammen und Rauch, durch Blut und Funken. Ich wußte, wo das unglückselige Gerät stand, ein Griff genügte wohl, es zu fassen und aus dem Fenster zu reichen, mochten dann die Flammen über mir zusammenschlagen, das stürzende Getrümmer mich begraben! So raste ich nach der Unglücksstätte. O weh, aus meinem Fenster schlug die rote Blut, dichter Qualm kam aus allen Ritzen und antwortete auf den dünnen Wasserstrahl, den die Spritze hineinschickte.

„Zurück, Leute! Um Gottes willen!“ rief ich hervor und mache mir Bahn durch die Menschenmasse. Jetzt bin ich an der Spritze, jetzt an der Hausthür, aus der mir dichter Qualm entgegenkommt.

„Zurück!“ schreien sie mir zu, »es brennt ja darin lichterloh!«

„Ich höre nicht und bin schon halb im Hause. Da fassen mich vier kräftige Hände, ich werde nach hinten geschleudert. Die Leute meinten es gut.

„Hören und sehen Sie denn nicht?“ fährt mich

der Feuerwehrhauptmann an, »Sie gehen ja geradewegs in den Tod! Gleich muß die Bude zusammenfallen!«

„Mein Koffer!“ schrie ich in Verzweiflung.

„Unsinn,“ ruft der Feuerwehrhauptmann, »das ganze Stockwerk ist ja längst ausgeräumt, dort liegt der Quark!«

„Ich wankte dahin und — Gott sei gelobt! — da sehe ich unter den geretteten Sachen, Betten, Kisten



Trautchen sitzt auf dem Koffer und bewacht die Habseligkeiten.

und Kasten, mein Ungetüm. Trautchen sitzt darauf und bewacht die Habseligkeiten. Sie hat ihn als erstes, gerettetes Stück ins Freie getragen.

„Ich taumelte dahin, sie fing mich auf und ließ mich auf dem verhängnisvollen Koffer sitzen. Da habe ich geweint und gelacht, und die Leute mögen mich wohl mit fragenden Blicken betrachtet haben. Es wußte ja keiner mein Geheimnis, auch Trautchen nicht. Jetzt weiß sie's freilich. Nicht lange saßen wir, da fiel das obere Stockwerk mit Krachen herunter. Sicher wäre ich unter den Trümmern begraben worden. Wäre aber der Koffer noch darin gewesen, so machte ich die Reise in das Ungewisse nicht allein.

„Den Koffer habe ich, wie gesagt, noch heute. Er steht in meiner Stube, und ist mir jederzeit eine ernste Erinnerung.“

„Und wie ging's denn mit der Verlobung?“ fragte der Gendarm.

„Die haben wir noch an demselben Tage gefeiert, und dabei auf dem nämlichen Ungetüm gefessen,“ antwortete lächelnd der Meister.

„Eure wackere Frau soll leben!“ rief der Schulze, »sie hat Euch, wenn auch ohne es zu wissen, das Leben gerettet, wenigstens aber das Gewissen freigehalten.“

Der Schachtmeister nickte, und die Gläser stießen zusammen.

Ein Schwarzwälder Leibgeding.

Der alte Ruhbauer hatte seine Frau verloren und seither war es ihm „niene me rächt“. Besonders war ihm, da er sich schon arg abgegriffen hatte, jede Arbeit zuwider geworden, — ganz abgesehen von dem Verdruß, den ihm die jungen „Bölcher“ bereiteten, weil sie wohl merkten, daß er die Zügel nicht mehr straff zu halten vermochte.

Deshalb entschloß er sich zum „Abgä“. Er habe — so dachte er bei sich — jetzt die Freud', die Arbeit und den Verdruß gerade lange genug gehabt. Nun solle es ein anderer auch probieren. Dieser andere aber war sein Sohn Konrad, und der war — da er längst im geheimen mit des Binderbure Marcili im reinen war — gar nicht abgeneigt, sondern durchaus bereit, das warme Nestle zu übernehmen. — So fuhr denn eines Tages der junge Konrad in die Stadt hinein und sprach, nachdem er vorerst die jungen Säule gut verkauft hatte, auch beim Herrn Notar vor.

„Herr Notar,“ sagte er, „d'r Vatter hett g'fai't, er möcht' abgä, und do wär's em fölli recht, wenn Sie emol chönnte zue-n em cho, go die Sach' ins reine mache. 's G'häft isch em efange fölli verleidet,“ setzte Konrad noch bei.

Der Notar kam und nachdem er dem Schinken des Ruhbauern — den er schon lange von der guten Seite kannte — und ebenso dessen Chriesiwasser, das ihm auch nicht fremd war, gehörig zugeprochen hatte, begann er mit der Arbeit und setzte alles so auf, wie es sich der Bauer vorher ausgedacht hatte.

Der Konrad also übernahm den schönen, großen Hof und sämtliche Fahrnisse um die geringe Summe von dreißigtausend Mark. Zehntausend Mark erbt er; das übrige mußte er seinen beiden Schwestern ausbezahlen. Der Vater aber wollte selbstverständlich auch noch leben und auf seine alten Tage durchaus nichts von

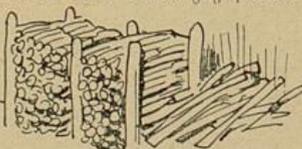
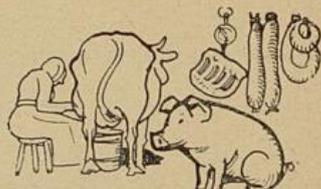
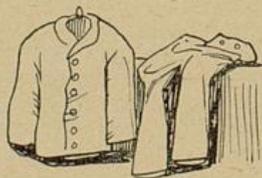
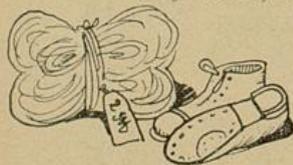
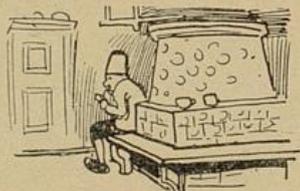
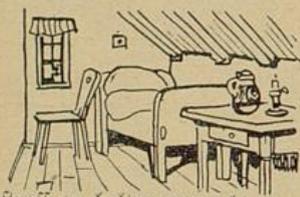
dem aufgeben, woran er sich in jungen Tagen einmal gewöhnt hatte. Deshalb bedingte er sich folgendes aus:

Zum ersten: die obere Stubenkammer als Wohnung; zum zweiten: genugsam Platz zum Sitzen und zum Liegen vor und hinter dem Ofen; zum dritten: jährlich 2 Pfund Wolle und die Reparatur der Schuhe; zum vierten: alle zwei Jahre einen Zwilchanzug und alle vier Jahre einen neuen Anzug an sein Bett; zum fünften: jährlich 30 Sester Korn und 25 Sester Hafer; zum sechsten:

die Milch von einer Kuh und das Recht, eine Sau zu mästen, und wenn der Bauer metzget, muß er dem Vater 2 Pfund Hohrücken, zwei Blut- und zwei Leberwürste geben; zum siebenten: die Benutzung eines Pferdes, wenn er in die Stadt fahren oder reiten will; zum achten: zwei Beete zu benutzen im Gemüsegarten; zum neunten: alle Jahre den Ertrag eines Obstbaumes, je nach Wahl des Vaters; zum zehnten: jährlich 2 Klafter Holz und hundert Wellen; zum elften: führt der Sohn sich so, daß ein friedliches Zusammenleben unmöglich ist, dann zieht der Vater aus und der Sohn hat ihm die Miete zu bezahlen und alle ausbedungenen Naturalien dem Vater zuzustellen.

Nicht wahr, damit kann einer leben? Aber wenn der junge Bauer mitamt der jungen Bäuerin mit dem Vater gut und anständig sind, dann braucht er noch nicht die Hälfte davon! Es ist nur, wie der Alte sich ausdrückt, „wege Lebes und Sterbes“; er will unter allen Umständen versorgt sein und will nicht um das erst noch lange betteln, was

er zu Recht verlangen kann. „Was i z'viel ha, cha-n i immer verschenke, aber



's Bettle ha-n i uf d'r Latt, sell will i in mine-n alte Tage nimmi lehre!"

So sagte der Bauer, und der Herr Notar, der erst große Augen machte, mußte ihm recht geben.

Ja, so ein „dummer Bauer“ ist, was das praktische Leben anbelangt, mitunter grade so hell wie einer aus der Stadt. Ja, es soll ihrer in der Stadt geben, die noch lange nicht so gescheit sind! Es sind ihrer dort, die in ihrer Affenliebe das Hemd vom Leibe ziehen und den Kindern ihr Letztes geben. Haben sie nichts mehr und geraten die Kinder nicht, dann können sie in ihren alten Tagen noch das lernen, was der geriebene Ruhbauer gar nicht zu lernen trachtete, nämlich das Betteln vor fremder Leute Thüren.

Die Zigeunerigeige.

Humoreske von A. Fehner.



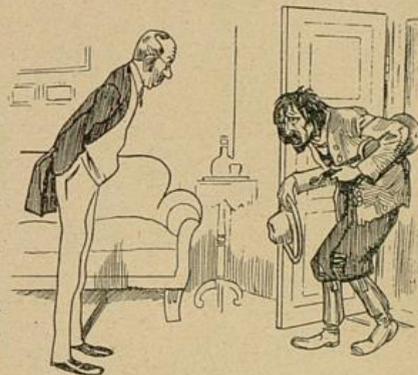
Im Hinterstübchen des Gasthauses „zum goldenen Lamm“ kamen, seitdem der Kantor Bullmann pensioniert worden und nach Unterefeldheim gezogen war, allwöchentlich einmal außer ihm der Stadtschreiber Kugel und der Accisor Scharf zu einer musikalischen Abendunterhaltung zusammen. Accisor Scharf spielte das Cello,

Kantor Bullmann die erste und Stadtschreiber Kugel die zweite Violine. Der Lammwirt Andreas, der einstmals, als er noch das Andresl war, auch ein wenig Geige gespielt hatte, war nicht wenig stolz auf das Kleeblatt, das sich gerade sein Haus zum Kunsttempel ausgesucht hatte.

Bald nachdem diese herzerquickenden Musikabende zustande gekommen waren, erschien eines schönen Nachmittags ein Zigeuner in Bullmanns Behausung, der dem Kantor mit jammervoller Miene eine überaus wertvolle Violine zum Kauf anbot. Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not, der Winter stände vor der Thüre, langandauernde Krankheit hätte ihn daran verhindert, für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, und seine Frau mit samt vier kleinen Kindern wollten doch täglich etwas zu essen haben. Der unbarmherzige Wirt, bei dem sie wohnten, wolle für alles, was sie essen und trinken, pünktlich Bezahlung haben, und so müsse er denn seinen letzten Schatz, seine alte, liebe Geige verkaufen, die sich schon weit über hundert Jahre in seiner

Familie auf Kind und Kindeskind fortvererbt hält. Noch ein ganzes Stück länger war das Klage lied des Zigeuners, der die kostbare Geige recht verführerisch in seinen

Händen hin- und herdrehte. Der Kantor warf währenddessen gar begehrlche Blicke ihr zu. Er hatte schon oft gehört, daß das Zigeunervolk häufig



Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not.

sehr kostbare Instrumente im Besitz habe und ohne selbst deren Wert zu kennen, echte Stradivari und Amati für ein Spottgeld verhandle. Aber was sollte er in aller Welt mit zwei Violinen anfangen? Eine war für seine Verhältnisse völlig genug. Es that ihm zwar ordentlich leid, doch erklärte er, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Janosch aber, der Zigeuner, wußte schnell Rat. Mit größter Bereitwilligkeit wollte er dem Kantor die überflüssig gewordene Geige abnehmen und dabei nur noch zwanzig Mark dazu haben. Auf diese Weise war dann ihm und dem Kantor geholfen. Von seiner ausgespielten Geige fiel Bullmann die Trennung nicht gar so schwer, aber die zwanzig Mark, ja diese zwanzig Mark! Eine solche Summe ist selbst für einen staatlich pensionierten Kantor recht schwer zu erübrigen. Wenn er nur wüßte, wie er sich diese zwanzig Mark wieder absparen könnte? Einen Lurus erlaubte sich jedoch auch der sonst so bedürfnislose Herr Bullmann. Täglich rauchte er nämlich zu seinem Nachmittagskaffee eine Havanna für 4 Pfennig. Er rechnete: 500 x 4 Pfennig macht gerade zwanzig Mark. Wenn er nun 18 Monate lang auf die gewohnte Cigarre verzichtete, so konnte er sich mittelst dieser 500 nichtgerauchten Cigarren — die 500 unverbrannten Zündhölzer gar nicht mitgerechnet — dies Kleinod von einer Zigeunerigeige am Munde absparen. Bullmann war eine ideal veranlagte Natur, darum ging ihm auch der Besitz einer höchstwahrscheinlich echten Amati über den Genuß von 500 höchst unwahrscheinlich echten Havannas. Ohne noch lange zu grübeln und zu rechnen, holte er die zwanzig Mark hinter dreifachem Verschluß hervor und händigte sie samt seiner alten Geige dem Zigeuner ein. Der aber nahm einen so schmerzlichen Abschied von seiner lieben Fidel, daß es dem Kantor ordentlich weich ums Herz wurde. Dann eilte er davon —

Eine Viertelstunde später trat Janosch mit vielen Bücklingen und mit einer noch jammervolleren Miene

bei dem Stadtschreiber Kugel ein. Sogleich begann er sein Klage lied von neuem. Diesmal hatte er bereits sechs Kinder und eine kranke Frau, die nach Brot schriem; seine ganze Habe, bis auf genannte Frau und sechs Kinder, war verpfändet; es blieb ihm nur noch seine alte, wertvolle Geige, die er jetzt um jeden Preis verkaufen mußte. Der Großvater hätte sie einst aus Spanien mitgebracht, — „er thät' sich unter dem Erdboden gewiß jetzt drehn herum, wenn er müßt', daß Enkel seiniges müßt' verkaufen aus Not hundert-jährigen Familien schatz.“ Der Zigeuner ließ noch den dazu notwen-



Sogleich begann er sein Klage lied von neuem.

digen Seufzer hören und drehte wieder die Geige gar verlockend in seinen braunen Händen hin und her. Kugels Augen blickten verlangend nach der Geige. Auch ihm war erzählt worden, daß die Zigeuner zuweilen im Besitze wertvoller Geigen, echter Stradivari und Guarneri seien, ohne eine Ahnung von dem hohen Wert dieser Instrumente zu haben. Wenn er, Stadtschreiber Kugel, das Glück hätte, sich einen solchen Schatz zu erwerben, war er ein gemachter Mann; doch durfte der Zigeuner nicht ahnen, welche Hoffnungen er an den Kauf knüpfte. Er bedauerte ganz außerordentlich, wie er dem Zigeuner sagte, bereits eine Geige zu besitzen, nebenbei selbst Vater von fünf Kindern zu sein und bei seinem kargen Gehalt sich nicht in der Lage zu befinden, ihm helfen zu können. Janosch ließ sich so schnell nicht abweisen, er hatte ja ein Gesehen mit der Lage des Herrn Stadtschreibers. Er wollte dem bedrängten Familienvater beistehen und es ihm zugleich erleichtern, andern aus der Not zu helfen. Mit Vergnügen nahm er Kugels Violine und dazu nur noch zwanzig Mark. Dankbar überreichte er ihm dann die wertvolle Zigeunergeige und empfahl sich.

Gleich darauf trieb die Not den Zigeuner zum Accisor Scharf, der gerade bei seinem Nachmittagskaffee saß. Der arme Janosch hatte nun, wie er rührend schilderte, 9 Kinder am Hungertuch nagen; dazu war seine Frau vor einigen Wochen begraben worden und nun mußte er, der Beschützer und Ernährer seiner zahlreichen Familie, ins Schuldgefängnis wandern, wenn es ihm nicht gelang, sein einziges wertvolles Besitztum, auf dem schon Vater, Großvater und Urgroßvater gespielt hatten, zu verkaufen. Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Accisor Scharf hatte natürlich nicht wenig Lust, solch eine alte, offenbar höchst wertvolle

Geige zu erwerben. Leider war er nun schon im Besitze einer Geige und konnte somit von dem günstigen Zufall, der ihm ein solches Kleinod, wie es der Zigeuner besaß, in die Hand spielen wollte, keinen Gebrauch machen. Der Zigeuner aber fand schnellstens einen Ausweg. Verheiratet war ja der Accisor nicht mit seiner Geige; es brauchte also keinen langen Scheidungsprozeß, wenn er sie dem Zigeuner überließ. Dazu genügten dann nur noch zwanzig Mark als Mitgabe, und der Herr Accisor war der glücklichste Mensch in ganz Unterefelsheim, denn das Instrument hatte unter Brüdern gut und gerne den zehnfachen Wert! Wieder war es nicht die Violine, von der sich der Herr Accisor nicht trennen konnte, es waren vielmehr nur die zwanzig Mark. Als das der Zigeuner bemerkte, schwur er bei den Gebeinen seiner Vorfahren bis herab zu denen seines Vaters, daß er, sobald er wieder bei Geld sei, dies Familienheiligtum für 100 Mark wieder einlösen wolle. Jetzt war kein Risiko mehr bei dem Handel und leicht löste sich nun das Geld aus des Accisors Schatulle. Der Zigeuner küßte seinem Helfer aus der Not tiefgerührt die Hand und zog nun seine Straße fröhlich weiter, um seinen schwunghaften Handel mit seltenen Zigeunergeigen weiter zu betreiben.

Die drei glücklichen Besitzer solcher alten, wertvollen Geigen konnten den Abend, der sie im Hinterstübchen des „goldenen Lamm“ zusammenführen sollte, kaum erwarten. Jeder malte sich schon in Gedanken den Reiz der beiden andern, wenn er seinen Schatz hervorholen und auf ihm spielen würde, in den lebhaftesten Farben aus. Alle drei zögerten dennoch, als die achte Stunde schlug, das Haus zu verlassen. Jeder wollte nämlich als letzter im Hinterstübchen ankommen und die beiden andern mit dem neuerworbenen Kleinod überraschen. Der Wirt „zum goldenen Lamm“ wußte nicht, was er von dem Kleeblatt heute nur denken sollte. Die verstaubte Uhr da an der faltweißen Wand hatte schon längst acht geschlagen, die Lichter brannten, das Cello lehnte erwartungsvoll in der Ecke, Noten und Notentische lagen und standen bereit, nun brachte der Wirt auch noch als letztes die Bierfilze herbei, aber keiner der drei Herren ließ sich blicken. Endlich kamen von beiden Seiten der Straße der Kantor Bullmann und der Stadtschreiber Kugel im langsamsten Schritt daher. Je mehr sie sich einander näherten, desto be-



Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt.

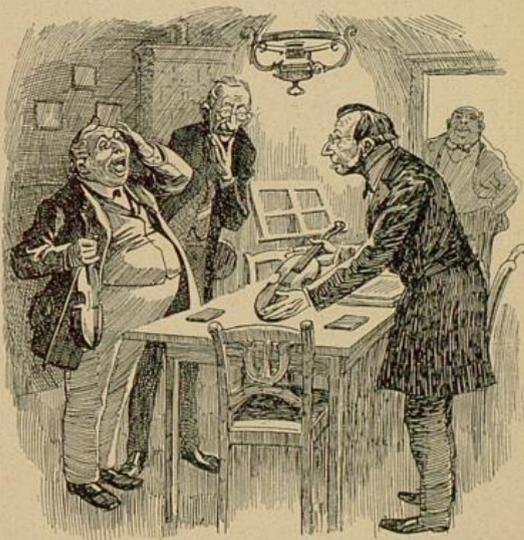
der Stadtschreiber Kugel im langsamsten Schritt daher. Je mehr sie sich einander näherten, desto be-

dächtiger wurden ihre Schritte. Was war denen nur heute um alle Welt in ihre Beine gefahren? Endlich erreichte Kantor Bullmann das „goldene Lamm“ und der Stadtschreiber war im Zurückbleiben Sieger geblieben. Schmerzlich war die Überraschung der beiden, daß sie trotz aller Mühe, die letzten zu sein, nun doch die ersten waren. Nicht allzufreundlich wurde deshalb der Accisor Scharf empfangen, der endlich so gemächlich ankam, als ob es nicht bereits eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit wäre. Und nun entstand abermals ein Wettstreit unter den dreien, denn jeder wollte dem andern den Vorrang lassen, am Tische zuerst seinen Platz einzunehmen. Weil nun sowohl Kantor Bullmann als Stadtschreiber Kugel sich hartnäckig in die Zimmerdecken hineingedrückt hatten, blieb dem Accisor Scharf nichts übrig, als sie mit der Violine herbeizuladen, einer Violine, so erklärte er, wie Unterefelsheim noch keine zu sehen und zu hören bekommen hätte und die zu besitzen auch er erst seit einigen Stunden sich rühmen könnte.

Da Accisor Scharf das Cello spielte, war es den anderen schon verwunderlich vorgekommen, ihn mit einer Violine eintreten zu sehen. Neugierig kamen sie deshalb herbei und musterten den hochgerühmten Schatz. Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus. „Mein Lieber,“ rief er endlich aus, „da haben Sie sich aber schön hineinlegen lassen, wenn Sie diese Geige für etwas Besonderes halten; das ist ja meine Geige, die ich heute an einen in größter Not befindlichen Zigeuner gegen dieses Instrument hier vertauscht habe.“ Bei diesen Worten legte nun auch der Stadtschreiber eine Violine auf den Tisch und erklärte alle besonderen Kennzeichen an derselben, die zu der Ueberzeugung führten, daß man hier höchst wahrscheinlich eine echte Stradivari vor sich habe. „Ja, ja,“ schloß er seinen lehrreichen Vortrag, „man muß sich mit Violinen schon etwas besser auskennen, wenn man sich, besonders mit einem Zigeuner, auf einen Tauschhandel einlassen will. — Bitte, Herr Kantor, sehen Sie sich die Violine nur recht genau an! Nun erst dieser Ton, so kräftig und schmelzend, hören Sie nur einmal!“ Eben als der Stadtschreiber den Bogen ansehen wollte, hielt ihm der Kantor, der bis jetzt nur mühsam das Lachen unterdrückt hatte, den Arm fest. „Lassen Sie das nur, Herr Stadtschreiber, den Ton dieser Geige kenne ich schon seit dreißig Jahren, denn das ist meine Violine, die ich heute an Ihren Zigeuner gegen diese Geige da,“ und nun kam die dritte Zigeunergeige zum Vorschein, „verhandelt habe. Da ich mich einigermaßen rühmen kann, Kenner von dergleichen Kunstwerken zu sein, so darf ich mir vielleicht mit etwas mehr Recht herausnehmen, Sie über die Kennzeichen der echten Stradivari, Guarneri und Amati genauer zu unterrichten. Dies hier scheint ohne Zweifel eine Amati zu sein, wie Sie aus diesem, durch die Länge der Zeit fast unkenntlich gewordenen »A«, das hier eingraviert ist, erkennen können. Solche seltene

Stücke sind natürlich nicht gleich dutzendweise auf Lager — auch nicht in einem Zigeunerlager — und wenn jetzt eine den Weg nach Unterefelsheim gefunden hat, so war ich der Glückliche, diesen Schatz zu erlangen. Sie aber, meine Herren, so leid mir das thut, Sie sind nichtswürdig betrogen worden!“

Der Wirt, der bisher mit stetig wachsendem Vergnügen aus der Entfernung zugehört hatte — so etwas Spaßhaftes war ja noch nicht dagewesen, so lange er Lammwirt in Unterefelsheim war —, kam allmächtig auch heran, immer noch lachend und sich das Schmerzbäuchlein haltend; jetzt wollte er sich die echte Amati doch auch ansehen; aber wie mit einem Schläge war auf einmal sein Gelächter verstummt. „Ja zum Donnerwetter,“ rief er aus, „des is ja mei Geig'n, die hat mir g'wiß der Lump von en



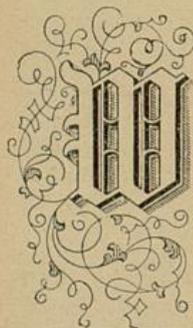
Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus.

Zigeuner g'stohlen, der gestern bei mir einkehrt is und heut ohne Bezahlung verschwunden war. Schorschel, lauf doch mal 'nauf in die Bodenkammer,“ rief er seinem Aeltesten zu, „und guck in den Geigenkasten, der unterm Bett steht, ob die Geig'n noch drin is oder nit.“ Bisher hatte der Wirt keine Ahnung gehabt, daß er auch nur im entferntesten an der Sache beteiligt war, die ihm so viel Spaß gemacht hatte. Als nun aber der Schorschel mit dem leeren Geigenkasten ankam, da war sein Gesicht ebenso lang und verblüfft, als das der anderen Herren, und keiner von den Vierern wußte jetzt, wer noch Ursache gehabt hätte, über den andern zu lachen. Nur Kantor Bullmann hielt des rätselhaften »A« wegen noch an dem Traum fest, eine echte Amati zu besitzen. „Sie könnten sich vielleicht dennoch täuschen,“ wendete er sich an den Wirt. Aber der Wirt hatte Beweise. Das kaum mehr erkennbare »A« auf der Violine war sein erster Versuch gewesen, sich, statt die langweilige Tonleiter zu spielen, in der Holz-

schneidekunst zu üben. Er wollte damals seinen schönen Namen Andressl in seine Violine eingravieren, als sein Vater dazu kam und ihm ohne weitere Umstände mit einigen kräftigen Ohrfeigen die Lust zur Holzschneidekunst sofort wieder austrieb. So hatte er es darin nicht weiter gebracht als bis zu jenem »A«, das der Herr Kantor gleich entdeckte und das auch das einzige war, was von seiner ganzen Geigenpielerei, die übrigens jetzt der Schorschel fortsetzen sollte, übrig geblieben war.

Nun war Bullmann die letzte Hoffnung genommen und es blieb ihm nur noch die Aussicht, 18 lange Monate hindurch auf seine Havanna zu verzichten, bis die 20 Mark, die ihm dies kurze Glück gekostet hatten, wieder erspart waren und hinter dem dreifachen Verschuß aufbewahrt werden konnten.

Das einzige, was nun alle in dieser Sache noch thun konnten, war, daß sie sich das Versprechen gaben, darüber wie das Grab zu schweigen, schon ihrer Ehefrauen halber, welche nicht allzu stillschweigend den Verlust der 20 Mark hingenommen hätten, die sie so leichtsinnigerweise für nichts zum Fenster hinausgeworfen hatten. Es ist aber allen, den Schorschel ausgenommen, ein Rätsel geblieben, wie es kam, daß die Geschichte schon am nächsten Tage in ganz Unterefelsheim von Mund zu Mund ging. Das Kleeblatt aber hieß hinfort im ganzen Städtchen nur noch das „Zigeunertrio“.



Ein teures Einstellen.

Wenn sich der Mensch vor Schaden und Schande bewahren und nicht zum Gespötte seiner Mitmenschen werden will, dann muß er seinem Stande, seiner Stellung und seinem Können und Vermögen Rechnung tragen und dementprechend leben und sich geben.

Wenn ein reicher Schwarzwälder Bauer, der seine Wagen voll Holz, seine Milch, sein Vieh und seine Schweine zur Stadt bringt und einen Sack voll Geld löst und dann doch, dem Geizteufel folgend, mit seinem Knecht in die Volkstüche, die eigentlich für ärmere Leute da ist, zum Mittagessen geht, wie man es schon wiederholt gesehen, so ist das im höchsten Grade schmutzig und zu verurteilen.

In den entgegengesetzten Fehler verfällt aber ein Schneiderlein, wenn es nach Art eines Grafen auftreten will, wenn es ins große Wiener Café geht,

wo das Glas Bier zwanzig Pfennig kostet, das für das Schneiderlein an andern Orten für zehn Pfennige zu haben wäre, — wenn es mit gravitätischen Schritten und maßlosem Dünkel sich in Gesellschaften drängt, wo es höchstens mit der Kleidung konkurrieren kann, in allem andern aber unbedingt unterliegen muß.

Solcher Gimpel giebt es viele. Doch heute wollen wir nur von jenen schmutzigen Filzen reden, die wegen eines Kreuzers zwei Stunden Umweg machen, zur Ersparung von dreißig Pfennigen den ganzen Tag hungern und für eine Mark sich den Daumenfinger abbeißen, aber, wie im Nachfolgenden erhellet wird, mit ihrer Knauferei doch auch oft ankommen können.

Im Jahre 1872 war ich in Basel in einer Restauration als Hausburche angestellt. Ich war damals 16 Jahre alt, gesund und munter, und mein Himmel hing noch voller Vassgeigen, d. h. ich sah die Welt noch mit den kindlichen Augen des Glaubens und Vertrauens an, wie es eben nur die Jugend kann, — die darum auch so glücklich ist.

Es ging mir im ganzen nicht übel. Mein Herr, der Herr Spörri, war gut und seine kleine Frau womöglich noch besser: sie sorgte, daß mein verdauungskräftiger Magen immer seine Arbeit hatte. Auch die Kehle durfte hier nicht einrostet, weil ich doch die Trinkgelder, die mir von den hier verkehrenden Fremden zuströmen, als solche verwenden mußte, sonst wären es ja Spargelder und keine Trinkgelder mehr gewesen.

Wie überall, so giebt es auch in der reichen Stadt Basel keine Rosen ohne Dornen, obschon der Lällenkönig, der früher auf der Rheinbrücke so lange sein Wesen trieb, nun eingekerkert ist und nur noch die Wißbegierigen, die ihn in seinem Gefängnis, dem Konziliensaal, besuchen, ärgern und belächeln kann. Der Dorn an meinem hausknechtlichen Glück war der Umstand, daß mir zum Lesen und Studieren, was ich doch so gerne gethan hätte, nur die Nacht Zeit bot. Gegen die Benutzung dieser nächtlichen Zeit erhoben aber die Augen ihren Einspruch; sie fielen zu, und mit dem Lesen war es nichts. Dann aber kamen auch viele grobe und ungeschlachte Herren und Bauern, welche die Pflichten eines Hausknechtes sehr gut kannten und in Anspruch nahmen, aber das „Noblesse oblige“ vollständig aus ihrem Wörterbuch gestrichen hatten. Beim Ankommen zeigten sie sich in ihrer ganzen Größe und Probenhaftigkeit und traten mit einer Arroganz auf, als ob ganz Ungarn und noch sieben Dörfer unter ihrer Botmäßigkeit ständen. Der Abgang vollzog sich aber oft so heimlich und duckmäuserig, daß ich zu spät den Verlust meines erhofften und wohlverdienten Trinkgeldes merkte. Das war der Wurm, der oft an meinem Hausknechtsherzen nagte.

Die Unverschämtesten von dieser Sorte waren aber unstreitig jene zwei Wälder, die eines Tages mit Bewilligung meines Herrn ihre große Schweineherde in unsern geschlossenen, will sagen verschließbaren Hof trieben, um sie dort rasten zu lassen. Die Einfahrt in den Hof war ihnen in der Voraussetzung,

daß sie in der Wirtschaft Mittag machen und einige Glas Bier oder eine Flasche Wein zu sich nehmen würden, gestattet worden.

„Aber was geschah? Die Herren Wälder verlangten von mir zwei Stühle und etwas Senf, und als ich ihnen dieses in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gebracht hatte, entnahmen sie den weiten Taschen ihrer Regenmäntel je ein großes Stück Schwartenmagen und einen Zweispänder, dann legten sie besagte Mäntel, um einen weichen Sitz zu erzielen, auf die Stühle, setzten sich bequem darauf und fingen nun mit dem Taschenmesser zu transschieren und mit dem Munde zu kauen an. Auf meine Frage, ob sie etwas zu trinken wünschten, sagten sie: „E Channe voll Wasser chasch is hole, d'r Wi und 's Bier choste nu Geld!“



„E Channe voll Wasser chasch is hole.“

Als sie gegessen, den Senf bis zur Reige ausgeschleckt und die Schweine den Hof im wahren Sinn des Wortes versaut hatten, da sagten sie naiv: „Jetz, Chlaine, chasch 's Hofthor wieder ufmake, mir weent furt!“

Ich war starr ob solcher Unverschämtheit und fand den Schlüssel zu meinem hier erforderlichen Verhalten nicht. Mein Herr kam mir zu Hilfe: „Felix, was hänn die Herre für e Trinkgeld gä?“ „Gar keis!“ sagte ich, worauf der die Peitsche nahm, sich vor's Thor stellte und schrie: „Ihr unverschämti Lämmel, aß ihr sinn! Rei Schwanz chunt zuem Thor us, bis ihr im Burscht zwei Franke Trinkgeld gänn. Meine-n-er, me chönn bloß in d' Wirtschaft cho, Stüehl verlange, d'r Senf fresse, Wasser luse und d'r Hof verlaue und wieder goh?“

Die Herren Wälder meinten, der Wirt habe kein

Recht, das abzugebende Trinkgeld zu bestimmen, das sei ihre Sache und sie wollten es auf eine Gerichtsverhandlung antommen lassen.

„Guet, ich an,“ sagte der Herr, „aber bis d' Verhandlig vorbei isch, blibt e Sau do im Verjat, mit den andere chönn-n-er goh, ihr Lämmel!“

Und die „Lämmel“ gingen wirklich mit Zurücklassung eines ihrer Tiere.

Der Verlauf des Prozesses wurde, weil sich die Wälder dem erstinstanzlichen Entscheid, der meinem Herrn recht gab, nicht fügten, ziemlich langwierig. Die höhere Gerichtsstelle, an die sie appellierten, sprach meinem Herrn das Trinkgeldbestimmungsrecht ab, befugte ihn dagegen, für die Verabreichung des Wassers, der Stühle, des Senfs und für den vereinigten Hof seine Rechnung einreichen zu dürfen, was denn auch geschah.

Diese Rechnung, das Futtergeld für das Verjatschwein und die Gerichtskosten, zu deren Bezahlung auch die Wälder herangezogen wurden, machten ein artiges Sümmechen. Die Knauferei waren belehrt, daß Unverschämtheit und Knauferei oft noch teurer zu stehen kommen kann, als ein den Verhältnissen und dem Stand entsprechendes Leben.

Beckmann, 'raus!

Der berühmte Schauspieler Beckmann war der Sohn eines ehrjamen Breslauer Schuhmachermeisters, der es anfangs durchaus nicht haben wollte, daß sein Sohn zum Theater ging, während er späterhin, als sein Junge so berühmt geworden, gar stolz auf ihn war. Ins Theater war aber der alte Beckmann trotzdem nicht zu bringen; er hatte seinen Sohn noch niemals spielen sehen. Endlich, nach vielem Zureden, entschloß er sich dazu, an einem Abende, wo der Sohn spielte, ins Theater zu gehen; aber heileibe nicht auf einen von den guten Pläken, zu dem ihm der Sohn ein Freibillet geben wollte. Er wollte vielmehr ganz unbekannt und im Verborgenen zusehen, weil es ihn gar zu sehr genierte, daß er, der einfache Schuhmacher, der Vater des berühmten Beckmann wäre. — Tagsdarauf fragte ihn der Sohn, wie er sich denn amüßert hätte? Da wurde der Alte wild und erklärte, er ginge sein Lebtag nicht mehr in das vermaledeite Theater hinein.

„Warum denn nicht?“

„Denk dir, wie mir's ergangen ist! Ich hatte mich ganz in die Ecke geduckt und vermeinte, kein Mensch thät' mich kennen. Es ging auch im ganzen ersten Akt alles gut, und es freute mich in der Seele, daß du sehr schön gespielt hast. Auf einmal, im zweiten Akte, der doch so sehr schön war, da fängt alles — wie erst der Vorhang gefallen war — entsetzlich an zu toben, und sie schriegen wie wütend und in einem Stück: »Beckmann, 'raus, Beckmann, 'raus!« Was blieb mir da übrig? Ich hab' mich schnell dünne gemacht. In dein Theater aber bringen mich keine zehn Pferde mehr hinein!“

Das Lehrer Reichswaisenhaus

hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1900: 55 Jüglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 17; es gingen ab im Laufe des Jahres 11, so daß sich am Jahreschluß noch 61 Waisenknaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 16, Elsaß-Loth-



ringen 3, Altbayern 10, Rheinbayern 1, Königreich Preußen 23, Großherzogtum Hessen 3, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Sachsen-Weimar 1, Schweiz 1, Frankreich 1 und Agypten 1.

Um unlieblichen Berwechslungen und, bei Zuwendungen, Zweifeln und Beanstandungen vorzubeugen, bitten wir alle Freunde und Gönner unseres Liebeswerkes, freundlich beachten zu wollen, daß es neben dem Ersten deutschen Reichswaisenhaus in Lahr auch ein „Lehrer Waisen- und Rettungshaus in Dingen“ giebt.

Unser Haus bitten wir deshalb stets mit dem Namen „Reichswaisenhaus in Lahr“ zu bezeichnen, dann sind alle Zweifel ausgeschlossen.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Erbschaftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1900 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Rassenvorrat am 1. Januar 1900 . . .	M	144.72
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien . . .	25	320.78
Verpflegungsbeiträge . . .	1	385.80
Beim „Dink. Boten“ zc. eingegangen . . .	1	745.41
Von der Generalschule eingezahlt . . .	1	020.—
Sonstige Einnahmen . . .	397.45	
Vermächtnis des in Karlsruhe verstorbenen Herrn Oberförsters Albrecht . . .	1	000.—
Vermächtnis der in Thingen verstorbenen Luise Wacker . . .	251.85	
Restbetrag aus dem Vermächtnis des in St. Petersburg verstorbenen Herrn Joh. Mik. Beer . . .	143.97	
An Kapitalien befristet anderweitig Anlage zurückgehoben . . .	20	735.82
Summa aller Einnahmen	M	52 145.80

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung

landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Forti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln zc. . . . M 2 325.27

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M	322.45
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne . . .	3	611.97
Für Anstaltsgebäude und Wasserversorgung . . .	744.15	
Für Hauseinrichtungsgegenstände . . .	838.01	
Für Bekleidung . . .	2	840.62
Für Heizung und Beleuchtung . . .	1	027.12
Für Lebensmittel . . .	8	534.58
Aufwand für Haustiere . . .	1	020.27
Krankheitskosten . . .	214.96	
Sonstiger Anstaltsaufwand . . .	1	114.—

C. Grundstock-Ausgaben.

Angelegte Darlehenskapitalien . . .	27	018.54
Für Erwerbung von Grundstücken . . .	2	530.—
Summa aller Ausgaben . . .	M	52 141.94
Rassenvorrat am 31. Dezember 1900 . . .	3.86	
Summa	M	52 145.80

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichshauptbank in Wertpapieren . . .	M	40 383.65
b. hypothekariische Anlagen . . .	522	300.—
c. bei der Sparkasse Lahr . . .	416.84	
d. bei der Rhein. Kreditb., Filiale Lahr . . .	3	668.40
e. beim Lahrer Bankverein . . .	2	945.15
f. bei dem Bankhause Groß-Henrich in Neustadt a. d. H.	4	349.04
g. auf Schuldschein (provisorisch) . . .	1	000.—
h. Albert Büchlin-Fonds . . .	30	160.35
Summa	M	605 223.43

An dem Vermögen des Hauses ist die Oberreichtschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Beträge von 200 000 Mark beteiligt.

Lahr, 20. Januar 1901.

Albert Guth,

geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für das Erste deutsche Reichswaisenhaus.

Bitte, bitte,

keine zwecklosen Sendungen für das Reichswaisenhaus!

Die einzigen Sammelgegenstände, welche wir von Lahr aus für den guten Zweck verwenden können, sind Cigarrenspitzen — hier lohnt das Porto jedoch nur bei wenigstens 5 Pfund — und ausländische und sonst seltene Briefmarken.

Der Generalschul-Verband Mannheim hat dagegen auch Gelegenheit zur Verwendung von Stämmen, Flaschenkapseln und Flaschentorken, Patronenhülsen, abgeschriebenen Stahlfedern, und wollen diese Sammelgegenstände nicht nach Lahr, sondern nach Mannheim unter der Adresse „Generalschul-Verband Mannheim H. 4. 27“ gefl. gesendet werden. Selbstverständlich nimmt dieser Verband auch Cigarrenspitzen und Briefmarken dankbar an.

Die Generalschule in Lahr.



Doppeltes Opfer.

Es war ein schöner Sommertag. Hoch droben am hellblauen Firmament zog, gleich einer segnenden Priesterin in goldenem Gewande, die Sonne und sah hernieder auf

stimmernde Gebirge, fruchtbare Thäler, auf wallende und wogende Roggenfelder, blühende Gärten, auf fleißige, fröhliche Menschen, und es schien, als sollte dieser Tag friedlich, im Purpur des Abendrotes, zur Reize gehen.

Da gab es noch kurz vor Feierabend kleine, aschgraue Wölkchen, welche, dem Gesetz der Anziehungskraft folgend, immer näher und dichter zusammenrückten, gleich einer sturmbereiten Heerschar, und schließlich zu großen, pechschwarzen Gebilden sich auftürmten. Der Kampf der Elemente begann. Rollen der Donner und zuckende Blitze leiteten die Schlacht ein. Der Wind wirbelte Staub und Laub auf, und schwül und bang lag es in der Luft. Immer ärger vollte der Donner, heftiger, anhaltender und blendender zuckten die Blitze, gleich feurigen Schlangen schossen sie im Osten, Süden und Westen aus den unheilswangeren Gebilden des kämpfenden Wolkenheeres, da — ein furchtbarer Stoß, ein Anprall der schwarzen, balligen Massen, und glitzernd und eiskalt fiel es hernieder auf die liebe Mutter Erde.

Es hagelte. Haselnußgroße Steine fielen verheerend, tödend auf die eben noch so friedliche Flur. Es sank das Korn, es fielen die Blüten. Die Ernte war vernichtet, die Hoffnung der fleißigen Menschen war zu Grabe gelegt und die Verzweiflung trat an ihre Stelle. Eifrig, frostig lag's über dem Gelände, gefallen waren Blatt und Blüten, gebrochen und geknickt Reis und Halm, gebrochen und geknickt auch die Menschenherzen.

„Jetzt hab' ich um so mehr Ursach', Mutter, daß ich mit dem Better nach London geh', um dir und mir ein Stück Brot zu verdienen,“ sagte Toni, der alten Luce in des Steigbauern Berghäuslein Sohn. „Unser bißchen Roggen liegt am Boden, und wenn ich nicht wo anders Brot fände, könnten wir verhungern über den Winter, zur großen Freude des Steigbauern, der mich selbst im Grabe lieber sehen würde als auf seinem Hof. Aber er soll sie nicht haben die Freud'. Noch bin ich jung, noch habe ich meine geraden Glieder, und derlei werden überall g'sucht und gut und besser als beim Steigbauern bezahlt. Drum faß dich, Mütterle,“ sagte er, der alten Frau, die geknickt auf einem Schemel saß, die Hand sanft auf das Haupt legend, „faß dich! So lang dein

Toni lebt, wirst keinen Mangel leiden, g'wiß nicht. Der liebe Gott wird den Toni und der Toni, wie es Kindespflicht ist, sein liebes Mütterle führen. Umsonst und aus Zufall ist der Better nicht aus London gekommen. Der liebe Gott hat ihn g'schickt, um mich zu holen, mir und dir zum Heil. Der Himmelvater weiß wohl, daß ich hier nicht heil werden kann, daß mein Herz hier nimmer seinen Frieden finden kann, drum nimmst er mich hinaus in die Fremde. Die Luftveränderung soll für vieles gut sein, hab' ich oft schon die Stadtleut' sagen hören.“

„Ja, das ist alles recht, Kind,“ entgegnete schluchzend die alte Frau. „Du bist brav und wirst sicher den rechten Weg finden. Aber ich — o, ich darf nicht dran denken! Wie wird es mir gehen, wenn ich dich nimmer hab'. Wenn ich allein hier am Tisch sitzen, allein essen muß, allein beten, allein schaffen und wirken. O, du wirst mir überall fehlen und die Sehnsucht nach dir wird mich umbringen. O, Toni, Toni,“ schluchzte sie, „wenn nur deine unheilvolle Lieb' zu des Steigbauern Mareili nie aufkommen wär', dann brauchtest du nicht in die Fremd', dann säßen wir warm auf des Steigbauern Berghäusle. Der Steigbauer ist sonst so unweg nicht. Mit mir und deinem Vater war er immer recht gut, und erst, seit du sein Mareili zur Frau begehrt hast, ist er so rabiat und feindselig g'fimmt gegen uns.“

„Das ist jetzt schon g'schehn, Mutter, und läßt sich nimmer ändern. Und drum geh' ich fort, fort von hier, wo mir der Gram in kurzem das Herz abdrücken würd'. Dich aber wird die Zeit ans Alleinsein g'wöhnen, und das Mareili wird dich auch nicht verlassen, es wird von der Lieb', die es zu mir hat, auch für dich etwas abkommen lassen, wenn's mich nimmer sieht. Und dann sind wir uns ja in Gedanken auch immer nah. Ich schaff' brav für dich, und du betest, daß mir's gut gelingen mög'. Kannst's mir glauben, Mutter, daß mich's Abreisen just auch nicht so leicht antommt. Muß ja alles, was mir lieb und teuer ist, aufgeben und zurücklassen. Schau 'naus zum Fenster, wie alles geknickt, gebrochen und z'ammeng'schlagen ist, wie Frucht und Blüten am Boden liegen! Schau, so sieh's in mir drinnen aus. All mein Hoffen und Wünschen ist hin, alles muß ich begraben und vergessen, und das kann ich in der Fremde am besten. Drum faß dich, Mutter, und mach mir das Scheiden nicht noch schwerer, als es mir ohnedem wird.“

So sagte Toni zur Mutter, und es war nicht zu viel gesagt. Ein namenloses Weh durchzog seine Brust, wenn er dran dachte, daß er sein Mareili auf immer verlieren mußte, das Mareili, an dem seine ganze Seele hing.

Sie waren miteinander zur Schule gegangen der Toni und das Mareili, jahrelang hatten sie zusammen den Weg vom Steighof bis ins Pfarrdorf zurückgelegt, jahrelang zusammen gespielt, gesungen und ihres jungen Lebens gemeinsam sich erfreut. Der Toni, der Berghäuslersbub, hatte des Steigbauern Mareili stets wie seinen Augapfel behütet, alles Un-

angenehme von ihm fernzuhalten gesucht, er hatte ihm die Schultasche getragen, Holunderbüchsen geschnitten und jedes Unwetter, das über Mareili sich zusammenzog, auf seinen eigenen Rücken zu nehmen gesucht. Und das Mareili bekam zu Hause keine Butterschnitte, kein Obst, überhaupt nichts Eßbares, das es nicht mit seinem Toni geteilt hätte. Wie zwei gute treue Geschwister hingen diese Kinder aneinander, und dieses schöne Verhältnis hatte auch noch Bestand, als sie längst der Schule entlassen waren, nur nahm es noch zartere, innigere Formen an. Die Liebe zog in ihre jungen Herzen ein mit all ihren Wonnen; keusch und frisch wie die Blüte am Kirschbaum war sie aufgegangen, keusch und frisch, im Zauber der Unschuld war sie bis zur Stunde geblieben, wo der alte, stolze Steigbauer kalten Herzens dem schönen Verhältnis die Existenzberechtigung absprach.

Die guten Leutchen hatten sich geliebt und fanden in dem großen Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung keinen Haken. Das Mareili liebte den Toni von ganzem Herzen, und diese Liebe hob ihn über alle andern. In ihren Augen gab es nichts Schöneres, Höheres und Besseres unter den Menschen. Daß er arm, einer Häuslerswitwe Sohn und nicht Hofbesitzer war, genierte sie gar nicht. Sie, oder vielmehr ihr Vater hatte ja einen Hof, den sie, das einzige Kind, dereinst übernehmen zu können hoffen durfte. Und der Toni? Auch er sah in seiner Armut kein Hindernis für die Verwirklichung seines Herzenswunsches. Er hatte gesunde Glieder, vermöge deren er sein Mareili zu ernähren, und ein Herz voll Liebe, durch welches er das gute Kind zu beglücken sich getraute.

Und so trat der Toni denn eines Tages in seinem besten Staat in des Steigbauern Stube und bat in der hier üblichen Form um Mareilis Hand und dachte nicht im entferntesten daran, daß ihm diese versagt werden könnte. Darum war er denn auch über alle Maßen verblüfft und bestürzt, als der Bauer ihn unheilvollen Blickes von unten bis oben maß, dann wie ein sprungbereiter Löwe im Stuhle sich vorbog und mit wuterfüllter Stimme sagte: „Was sagst, was sagst, du willst mein Mareili? Sag's doch noch einmal, sonst glaub' ich's nicht, daß dem Berghäuslerssohn so was einfallen kann! Du, der auf dem Steighof von Kindesbeinen an sozusagen das Gnadenbrot aß, du wagst es, um meine Tochter, um die Tochter des Steigbauern anzuhalten. Bist du verrückt, Mensch, oder was bist? Verrückt bist, sonst könnt' dir doch so was nicht einfallen. Mit Verrückten hat man billig Nachsicht und dem verdankst es, daß ich dich nicht wie einen Hund vom Hof peitschen lass'. Deiner Mutter, die schon 30 Jahre auf dem Berghäusle sitzt und in Ehren drauf grau geworden ist, mag ich nicht künden. Sie soll bleiben. Du aber packe dich und such dir ein ander Brot. Meine Tochter wollen, ja wohl doch! Du, der du nicht einmal einen Strohalm dein eigen nennst!“

„Aber gesunde Glieder und ein braves Herz nenne ich mein eigen,“ entgegnete Toni im Tone gerechter Entrüstung, „und das hat noch lange nicht jeder, der Hans und Hof und Acker und Matten hat, und Mareilis Herz gehört ebenfalls mir und keinem andern.“

„Setz pack dich,“ sagte der Bauer aufstehend, „pack dich augenblicklich, oder ich vergreif' mich an dir!“ und er ging drohend gegen Toni hin.

In diesem Moment slog die Thüre auf und, den Ausdruck unbefleglicher Entschlossenheit auf dem Gesicht, sprang das erregte Mareili zwischen den Toni und den Vater und sagte mit zitternder Stimme: „Vater, ein Schlag nach dem Toni scheidet uns beide, mich und dich für immer. Der Toni hat recht. Ihm gehört mein Herz und ihm wird es gehören, solange ich atme. Daß der Toni arm ist, ist keine Schande, daß er mich liebt, keine Sünde, und drum verdient er keine Schläge. Wenn er dir als Sohn nicht genehm ist, ja nun, das sind deine Sachen, und ich weiß, was einer gehorsamen Tochter zukommt. Aber einen Menschen, der mir seiner Lebtag nur Gutes gethan und sein ganzes Herz geschenkt hat, schlagen lassen, nein, das kann ich nicht!“

Der Bauer war blaß geworden. Er kannte seine Tochter und wußte, daß ihre Drohung wahr werden konnte. Er ließ die schon gegen den Toni zum Schlage erhobene Hand sinken und sagte: „Nun ja, ich will vom Neuffersten absteigen. Aber der Bub' soll machen, daß er mir aus den Augen kommt, und sich nie wieder auf dem Steighof blicken lassen. Ich will keinen Bettelbuben als Tochtermann.“

„Ich geh' schon,“ hatte dann der Toni gesagt, „ich geh' schon und wünsch' nur dem Mareili zulieb, daß Ihr Euer schroffes Benehmen nie zu bereuen haben werdet und nicht noch einen Tochtermann bekommt, der der Nagel Eures Sarges wird, Steigbauer. Denn wißt, die Bauernbuben, die Haus und Hof haben, bringen oft auch Anlagen mit, einen solchen Hof zu verputzen. B'hüt Gott, Mareili,“ sagte er wehmütigen Blickes an diese sich wendend. „Wenn ich auch nicht Steigbauer werde, mein Herz gehört dir auf ewig hin. B'hüt Gott, du armes Kind. Der Himmel mög' dich trösten. Dein Vater wird es samt seinem Hof nicht können.“ Damit ging Toni heim zu seiner Mutter, um sich auszuweinen und bezüglich seiner Zukunft schlüssig zu werden. Das Mareili aber, das auf eine weitere Auseinandersetzung mit dem Vater verzichtete, ging hinauf in seine Kammer. Dort hing über dem Bett das getreue Konterfei seiner schon vor Jahren verstorbenen Mutter. Und wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen und sagte schluchzend: „Wenn du noch lebstest, Mutter, hätte ich einen Beistand. So aber steh' ich gegen den Vater und seinen unbeugsamen Willen allein, allein. O, es ist schrecklich und ich weiß nicht, wie ich's übersteh'. Von dem Toni mich trennen! Von ihm, der mein Ein und Alles ist. Hilf mir, lieber Vater im Himmel, so oder so,“ fuhr es, den Blick zu dem ebenfalls

über dem Bett hängenden Kreuzifix erhebend fort, „hilf mir und lenke das Herz meines Vaters zur Milde und zum Bessern, und soll's nicht sein, daß der Toni mir wird, o, so hilf uns tragen den Schmerz, ihm und mir!“

Seit jenem Auftritt beim Steigbauern war der Toni zwar noch bei seiner Mutter im Berghäusle in Kost und Wohnung geblieben; dagegen bei andern Bauern in Taglohn gegangen, weil er auf dem Steighof nicht mehr das Gnadenbrot essen wollte, wie der Bauer sich ausgedrückt hatte. Auch dem Marelli war er so viel wie möglich fern geblieben, um ihr alle Unannehmlichkeiten, die ihr bei fortgesetzten Zusammenkünften beim Vater hätten erwachsen können, zu ersparen.



Wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen.

Dieses Fernbleiben von ihr that ihm zwar im tiefsten Grund der Seele weh, aber er fühlte die Notwendigkeit dieses Verhaltens, schon der eigenen Ruhe wegen. Hier und da ein Rosmarinweig oder sonst ein Blümchen, das er ihr durch das Hirtenbüble, welches ihm und dem Marelli treu ergeben war, zusandte, war das einzige Zeichen seiner unwandelbaren Liebe. Aber es war auch genügend. Marelli wußte sich von Toni geliebt und bedurfte zur Herausforderung ihrer Gegenliebe keiner Aufmunterung durch fortgesetzte Erklärungen und Treuschwüre, sie liebte den Toni ohnedies mit der ganzen Blut eines unverdorbenen Mädchenherzens.

Jetzt aber sollte der Toni abreisen mit dem Vetter nach London, weit übers Meer sollte er gehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und das konnte er

nicht, ohne das Marelli noch einmal gesehen zu haben. Er mußte sich von ihm verabschieden, selbst auf Lebensgefahr hin mußte er das thun.

Marelli selbst war auch dieser Meinung, und so trafen sie sich den Abend vor Tonis Abreise hinten im Garten unter der großen Linde, die in früheren, glücklicheren Zeiten gar oft Zeuge ihres Liebesglückes gewesen war.

Ruhig lag der Eckhof. Alles hatte sich zu Bett begeben und nur Karo, der große Hofhund, war wach und waltete seines Amtes. Vom sternbesäten Himmel leuchtete der Mond. Seine Strahlen fielen durch das Gezweige der duftenden Linde und beleuchteten diese zwei Liebenden, durch rohe Gewalt, durch den Nachtspruch des Vaters voneinander getrennten Menschen.

Stumm, vor Schmerz keines Wortes mächtig, umarmte Toni die Liebe seiner Jugend. Schluchzend legte Marelli das Köpfcchen an die starke Brust des Geliebten. Lange und innig verharnten sie wortlos in dieser Situation. Endlich aber, vom Schmerz übermannt, brach Marelli zuerst das bange Schweigen und sagte weinend: „O, Toni, kann es denn sein, daß du so weit und vielleicht für immer fort mußt?! Toni, ich mein', ein Stück meiner Seel' geht mit dir fort, und wenn du nicht mehr da bist, wird mir der helle Tag zur Nacht, und vorbei ist's mit der Freude. Toni, es drückt mir 's Herz ab!“

Es war eine Bank unter der Linde angebracht. Darauf drückte Toni jetzt die Geliebte seines Herzens nieder, setzte sich neben sie, nahm ihre Hand in die seine, legte zärtlich den rechten Arm um ihren Nacken und sagte: „Marelli, nach allem, was zwischen mir und deinem Vater vorgekommen, können wir nie auf die Erfüllung unserer heißesten Wünsche rechnen. Dein Vater wird nie in unsere Verbindung einwilligen. Ohne seine Einwilligung aber können wir nicht heiraten, wenn wir uns nicht gegen göttliches und weltliches Gebot verfländigen wollen. Der Segen der Eltern, hab' ich schon g'lesen, baut den Kindern Häuser, deren Fluch aber reißt's z'sammen. Und verfluchen würd' uns sicher dein Vater, wenn wir gegen seinen Willen uns verheirateten. Besser ist's, wir entsagen uns, als daß wir unter dem Fluch miteinander leben. Das, Marelli, siehst auch ein. Ebenso wird's dir einleuchten, daß unsere Herzenswunden besser vernarben, wenn wir uns nicht alle Tag sehen. Deswegen und damit ich für mich und die Mutter ein Stück Geld erwerbe, geh' ich mit dem Vetter nach London. Ob ich aber da oder dort bin, Marelli, meine Lieb' zu dir bleibt dieselbe. Drum faß dich und denk, die Welt ist überall Gottes, und wenn Länder und Meere uns trennen, in Gedanken sind wir uns doch nah. Ich wenigstens vergess' dich nicht. Jetzt sag, Marelli: willst du auch an mich mit Lieb' gedenken und willst auch hie und da zu meinem armen Mütterli gehen? Es wird ihr ein großer Trost sein, wenn du mitunter bei ihr einkkehrst, und mir thätst einen großen Gefallen. Sag, Marelli, willst das thun?“

„O, Toni, warum sollt' ich's nicht thun. Es

wird mir ja selbst zum Trost sein, wenn ich hie und da dein Mütterle besuchen kann. So lang ich leb', Toni, soll es deiner Mutter an nichts fehlen. Und daß ich an dich denken werd', das brauch' ich dir nicht zu schwören, das glaubst und weißt so schon. Nie werd', nie kann ich dich vergessen, Toni. Du aber wirst in der großen Stadt, wo es so viele schöne Mädchen hat, dich bald über den Verlust deines Mareillis zu trösten wissen."

Toni sprang auf: „Und das glaubst von mir, Mareilli?“ sagte er. „Nie wird der Gedanke an eine andere mein Herz entweihen. Der Toni ist zwar arm, aber ehlich und treu, und wenn er dich, sein liebes Mareilli, nicht haben kann, so bleibt er halt ledig. Brav ledig g'storben, ist auch nicht verdorben, sagt das Sprichwort. Hier unter diesem Baum, angesichts des nächtlichen Himmels schwör' ich's dir, Mareilli, daß meine Treu' ewigen Bestand haben soll. Ich schwör's, damit du ganz außer Sorg' sein kannst."

So und ähnlich unterhielten sich die beiden noch lange. Dann aber nahmen sie zärtlich und rührend Abschied voneinander, mit stummem Schmerz der Toni, mit thränenvollen Augen das Mareilli, und nur die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen legte etwas Balsam auf die durch die Trennung wider frisch geöffnete Wunde ihrer vom Schicksal so schwer heimgesuchten Herzen.

Andern Tags in aller Frühe wurde der Toni von dem Better abgeholt und hinein ging es in die ihm noch so fremde, unbekante Welt. Post und Bahn und Dampfschiff wurden benutzt und zehn Tage später stellte der Better den Toni in London ab, oder führte ihn vielmehr bei seiner Frau und in seinem Geschäfte, einer sehr frequentierten Uhrenhandlung, ein.

Hier nun ging dem Toni ein Licht um das andere auf, und er wußte anfangs nicht, wie er all das Neue, das ihm hier begegnete, mit seinen zwei einzigen Augen, die doch ziemlich hell und klar in die Welt blickten, durchsehen sollte.

Der Better gab ihm erst im Magazin Beschäftigung. Hier lernte er tüchtig packen, die Ware nach Wert und Güte taxieren, in den Abendstunden aber lernte er die Buchführung, die englische Sprache und was sonst einem Kaufmann nützlich werden kann, und zwar mit solchem Erfolg, daß der Better ihn schon nach Jahresfrist aufs Comptoir nehmen konnte, wo er gar bald seinen ganzen Mann stellte.

Am Tag war seine ganze Zeit vom Geschäfte in Anspruch genommen, so daß er sentimentalen Umwandlungen nicht nachhängen konnte. Nachts aber, wenn er im Bette lag, dachte er gar oft mit immer gleich inniger, treuer Liebe an sein Mareilli und an sein liebes Mütterli, und gar manches Geschenk von seiner Hand fand den Weg nach dem Steighof und manches Goldstück legte der Briefbote auf Tonis Anweisung in die Hände der alten Mutter im Berghäusle. Und diese und Mareilli schwammen im Glück, wenn sie fortwährend gute Nachricht von ihrem Lieb- ling erhielten.

Drei Jahre waren im Strome der Zeit verschwommen und Mareilli gab schon der Hoffnung, daß es und der Toni am Ende doch noch zusammenkommen könnten, Raum, da erschien eines Sonntags der reiche Entenbauer mit seinem Sohn auf dem Steighof und bat den Steigbauern um Mareillis Hand für seinen himmellangen Sprößling und that damit



Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe hupsten.

dem Steigbauern den allergrößten Gefallen. Ohne die Tochter um ihre Meinung zu fragen, schlug er sofort ein, als ob Mareilli ein Stück Möbel oder etwas Unvernünftiges aus seinen Ställen wäre. Als das arme Mädchen aber Einwendung dagegen machen wollte, da schlug er auf den Tisch, daß die Gläser, woraus die drei Herren tranken, in die Höhe hupsten, und schrie: „Du mußt, wenn du nicht willst, und damit punktum! Kein Wort mehr.“

Dem Bauern sekundierten auch alle Basen und Bettern und stellten dem bedrängten Mädchen goldene Berge in Aussicht, dafern es dem Willen des Vaters sich füge, drohten mit Unglück, Hölle und Teufel im Falle seines fortgesetzten Widerstandes. Kurz, das Mareilli wußte bald nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, und schrieb in seiner Bedrängnis dem Toni nach London.

Dieser berichtete zurück, daß es unter solchen Umständen am besten thue, wenn es dem Willen des Vaters sich füge. Sie beide könnten ja doch nicht heiraten. Er habe zwar schon ein hübsches Sümmchen erspart, jedoch bei weitem noch nicht so viel, als der Steigbauer von seinem künftigen Tochtermann verlange. Sie beide könnten sich ja gute Freunde bleiben, das sei vor Gott und Menschen erlaubt. Er gebe dem Mareilli diesen Rat nicht, weil

er seiner überdrüssig sei, sondern einzig und allein, weil er ihm, dem Mareili, weitere Unannehmlichkeiten vonseiten seines Vaters ersparen möchte und unter den gegebenen Umständen es für das Beste halte, wenn Mareili heirate. Wo das Herz schweigen müsse, habe man wenigstens den Verstand zur Geltung kommen zu lassen usw.

Und so reichte denn Mareili dem langen Michel vom Schwanenhof seine Hand zum Bunde fürs Leben und ging mit ihm zum Traualtar, aber freilich nicht als glückliche Braut, sondern mehr wie eine Todesandidatin. Und die Folgezeit lehrte, daß es nicht umsonst mit Bangen und Zagen diesen Schritt gethan; denn der lange Michel, so blöd er bei jeder Arbeit sich zeigte und anstellte, war ein wahres Genie im Geldverklappen und Trinken, so daß der Steigbauer, der seine Tochter unglücklich sah und seit Michels Einzug auf dem Steighofe selbst vom Glück nichts mehr verspürt, dagegen Verdruß und Verlust in Hülle und Fülle zu verzeichnen hatte, gar oft heimlich überlegte, ob er am Ende mit dem Toni als Tochtermann nicht besser gefahren wäre. Mareili selbst war gegen alle Vorfälle und mochten sie noch so unangenehm sein, ziemlich apathisch und nur in der Fürsorge für sein Kind, sein einziges Kind, zeigte es Leben.

Als der Toni nach sechs weiteren Jahren heimkam, um seinem lieben Mütterchen, das krank geworden war und sein Ende kommen fühlte, die müden Augen zuzudrücken und das letzte Geleite zu geben, fand er den Steighof so verwahrloßt, daß ihm das Herz blutete, wenn er den jetzigen gegen den früheren Zustand verglich. Und Mareili, wie unvoreilhaft hatte es sich verändert. Das ehemals so hübsche und lebensfrohe Mädchen war als Frau zusammengesunkelt, gebrochen. Eingefallen und bleich waren die ehemals so gesundroten Wangen, matt die früher so glänzenden, lebhaften, blauen Augen. Tief schnitt es dem Toni ins Herz, und als er die arme Frau aufrichten wollte mit Worten des Trostes, da fielen ihm selbst heiße Tropfen aus seinen treuen Augen.

„Mareili,“ hatte er bei seiner Abreise gesagt, „wie es dir auch gehen mag, laß nie die Verzweiflung Herr über dich werden und vergiß nicht, daß du in London einen Freund hast, der dir zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu helfen bereit sein wird.“

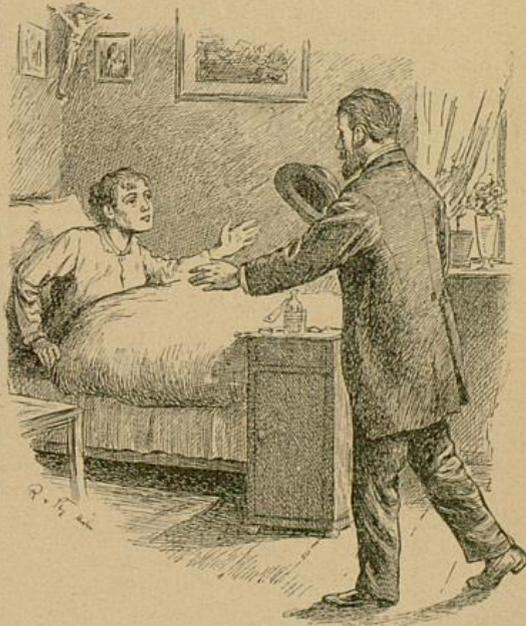
Und nicht dieser Hinweis auf seine Hilfsbereitschaft, sondern die Liebe, die sich darin kund gab, richtete Mareili einigermaßen wieder auf. Das Bewußtsein, daß der Freund ihrer Jugend nach wie vor ihr von Herzen zugethan war, wurde zum Stabe des Trostes, an dem sie wieder aufrankte.

Zwanzig Jahre sind vorüber, seit der Toni unter der Linde hinter dem Steighof von seinem Mareili Abschied nahm, und vieles hat sich seither verändert. Toni, der ehemals so arme Bub, ist in London ein reicher, angesehener Herr geworden. Was er unternahm, war ihm über Bitten und Verstehen gelungen. Aber auch auf dem Steighof sind große Verände-

rungen vorgekommen. Mareilis Vater ist schon seit zehn Jahren den Weg alles Fleisches gegangen, und der junge Bauer, der lange Michel, lebt auch nicht mehr. Das übermäßige Trinken hat seine Gesundheit ruiniert, seine Kräfte vorzeitig aufgezehrt und den Steighof zur Gant gebracht.

Ja, der Steighof ist in andern Besitz übergegangen und das Mareili mit seinem Kind liegt bei Verwandten, krank und hinfällig, und fühlt selbst, daß seine Tage gezählt sind. Kummer und Sorgen bezüglich der Zukunft seines Kindes bedrücken sein Gemüt.

Diese Sorgen aber sollten ihm benommen werden. Als es eines Tages, wie schon lange nicht mehr, aufrecht im Bette saß, um die linde, würzige Maienluft, die durch das geöffnete Fenster gleich einem Lebenselixir hereinströmte, einzuatmen, da ging die Thüre auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann mit dunklem Vollbart. Es war der Toni.



Die Thüre ging auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann.

„Grüß Gott, Mareili,“ sagte er, ihr beide Hände zum Gruß entgegenhaltend. „Grüß Gott in der Heimat! O, wie leid es mir thut, daß ich dich krank finden muß. Aber nun ich da bin, soll's schon wieder besser werden. Wenigstens soll kein Mittel unversucht bleiben.“

Und er setzte sich hin zu ihr ans Bett, ergriff ihre weiße, magere Hand und redete so mit ihr, wie nur ein Bruder zur Schwester reden kann, tröstlich und liebevoll.

Mareilis Augen leuchteten bald in der Verklärung der innigsten Freude, bald schwammen sie in Thränen der Behmut, die sie bei seinen Worten überkam.

„Nein, Toni, besser wird's nicht mehr mit mir,“ sagte sie, „ich habe zu lang g'litten, mein Leiden steckt z' tief, als daß es noch g'hoben werden kann. Und ich bin's auch so z'frieden, ich bin einig und ausg'söhnt mit meinem Gott, so daß mir 's Sterben nicht schwer anzukommen braucht. Aber daß ich dich vor meinem End' noch mal seh', ja, das freut mich, das ist noch ein Sonnenstrahl auf mein verfehltes Leben, der mich glücklich in die Ewigkeit begleiten wird.“

Der Toni wollte ihr die Todesgedanken ausreden, ihr und sich selbst zum Trost; denn an ihr nahes Ende wollte und konnte er nicht glauben. Als sie aber trotz der sorgsamsten Pflege, die er ihr angedeihen ließ, von Tag zu Tag weniger und hilfälliger wurde, da mußte er doch allmählich mit der Möglichkeit ihrer nahen Auflösung rechnen, und da er nichts dagegen thun konnte, rieb er sich beinahe auf in dem Bestreben, die letzten Tage ihres Daseins mit dem Sonnenschein seiner Liebe zu beglücken.

Mareili empfand tief seine von so inniger Liebe getragene Sorgfalt. Sie faßte gar oft seine Hand, wenn er bei ihr am Bette saß, und drückte sie mit der ihr noch übrig gebliebenen, schwachen Kraft und sagte: „G'wiß, Toni, es ist mir mein Lebtag herb ankommen, daß ich meinen liebsten Herzenswunsch hab' begraben müssen, daß ich nicht mit dir durchs Leben hab' pilgern dürfen. Es war ein Schmerz, mehr als du ahnen kannst. Aber die G'wißheit, daß du mir Lieb' und Treu' bewahrt hast, daß ich keinem Unwürdigen nachg'weint hab', macht mich glücklich und ich könnt' leicht sterben, wenn nur mein Mareili nicht wär', wenn ich mein armes Kind nicht z'rücklassen müßt'. Versprich mir, Toni, daß du dich meines Kindes annehmen willst, dann bin ich aller Sorgen ledig. Versprich es mir bei der Lieb', die wir in unsrer Jugend zu einander g'habt haben.“

„Mareili,“ gab dann Toni feierlich zurück, „das versteht sich doch von selbst, daß ich mich deines Kindes annehmen werd'. Dein Kind ist auch mein Kind, und es soll, so lange ich leb', keinen Mangel leiden.“

So versprach Toni oft, und als sein Mareili nach einigen Wochen, wie sie richtig geahnt, das Diesseits mit dem Jenseits vertauscht hatte, nahm Toni deren Kind, nun sein Kind, in seine Wohnung und ließ ihm, da er den Wert einer bessern Bildung an sich selbst erfahren, Unterricht in verschiedenen Fächern geben, er selbst aber trieb eifrig Englisch mit ihm. Und das Mareili, seiner Mutter Ebenbild, lohnte die Mühe seiner Lehrer. Es hatte ein empfänglicheres Herz und einen hellen, klaren Verstand. Nach Verlauf zweier Jahre hatte es sich so viele und schöne Kenntnisse erworben, daß es mit Erfolg ein Institut in der französischen Schweiz zu seiner Weiterbildung beziehen konnte. Zu seinem Pflegevater aber sah es mit der innigen Liebe der Tochter auf und war jedes Blickes seiner Augen gewärtig, um mit seinen Wünschen, deren Erfüllung es als seine heiligste Pflicht ansah, vertraut zu werden.

Dem Pflegevater aber ging im Umgang mit dem lieblichen Kinde ein neues Leben auf. Er freute sich an dessen Fortschritten, an dessen Wachstum und Gedeihen und behütete es vor allem Unangenehmen, wie der Gärtner seine liebste Blume vor Sturm und Hagelschauer, und wenn das Mädchen ihn mit dem süßen Namen „Papa“ rief, dann glaubte er himmlische Musik zu hören, und ein Glück, wie er es bisher nie empfunden, sondern nur hatte träumen dürfen, zog durch seine Seele.

Dementsprechend war der Abschied von der Pflegetochter ein schwerer. Aber er war nicht zu umgehen, wenn das Mädchen nach dem einmal gestellten Programm erzogen werden sollte. „Adje, Papa, bleib auch recht gesund, bis ich wieder komm',“ hatte Mareili unter Thränen gesagt, als der schrille Pfiff der Lokomotive ans Einsteigen mahnte. „Und b'hüt Gott, Kind,“ hatte er mit gepreßter Stimme zur Antwort gegeben. „Bleib brav und denk auch an mich in Lachaux-de-Fonds, an mich und an deine selige Mama, und das Bravbleiben wird dir um so leichter werden.“

Zwei Jahre war Mareili fort und machte, wie daheim schon, sehr schöne Fortschritte, und die Briefe, die es dem „Papa“ schrieb, überzeugten diesen, daß das Kind seiner Mutter Ebenbild an Leib und Seele war, daß er sein Geld an keine Unwürdige verschwendete, daß Dank und Liebe ihm in reichem Maße für seine pekuniären Auslagen wurden.

Den Höhepunkt aber erreichte seine Freude, als Mareili, blühend wie eine Rose, wieder heimkam, als es mit vollendetem Anstand und unnachahmlicher Grazie und dabei doch so naiv und herzlich die Hand zum Grusse bot. Er konnte sich kaum satt sehen an dieser so vorteilhaft veränderten Menschenblüte, an diesem Kind und Ebenbild seiner Jugendliebe.

Mareili war jetzt achtzehn Jahre alt und bestand darauf, dem „Papa“ die Haushaltung allein besorgen zu wollen. Es sei groß und stark, sagte es und habe in der Schweiz nicht allein fremde Sprachen und Musizieren, sondern auch kochen gelernt und letzteres vornehmlich dem „Papa“ zu lieb, damit es ihn pflegen könne sein ganzes Leben lang.

Und so lebten sie dann zusammen diese beiden, ihre Wohnung wurde zum Paradies. Kein Mißton störte den Frieden ihrer Herzen, keine Sorge trübte die Harmonie ihrer Seelen. Morgens um die sechste Stunde verließ Mareili sein Lager, um sich singend und trällernd in die Küche zu begeben. Singend bereitete es das Frühstück, und stand dieses dampfend auf dem Tisch, dann rief das Kind mit melodischer Stimme: „Papa, der Kaffee ist fertig!“ und dieser stand auf, um herzlich zu grüßen und sich herzlich grüßen zu lassen. Dann nach der Begrüßung tranken sie, sich am kleinen, runden Mahagonitischchen gegenüberstehend, unter der Würze eines heiteren Geplauders den Kaffee und ließen sich die üblichen Zugaben, Brot, Butter und Honig, wohl schmecken.

Dann räumte Mareili ab, ordnete Küche und

Zimmer und machte schließlich Toilette. Der „Papa“ aber fütterte währenddem die Kanarien, spielte mit dem pechschwarzen Spitzer, oder mit der fuchsgelben Angorakatze.

Trat dann Mareili in die Stube, nett und sauber gekleidet und frisiert, dann setzte sich „Papa“ in den großen Lehnstuhl, Mareili nahm Platz am Klavier und spielte mit solcher Fertigkeit und Gemüts-tiefe, daß „Papa“ in den tiefsten Tiefen seines warmen, treuen Herzens gerührt wurde, die Hände wie zu andächtigem Gebete gefaltet auf die Knie legte und, den Blick gen Himmel gerichtet, vor sich hinflüsterte: „O, Mareili, Liebe meiner Jugend, wenn du nur das noch erlebt hättest. Wenn du dein Kind blühen, arbeiten, singen und spielen sehen und hören könntest,



Mareili bot ihm die Hand zum Grusse.

gewiß, dein Glück würde hienieden so vollkommen, wie droben im Himmel sein!“

Nachmittags promenierten die beiden durch Flur und Wald, oder vertrieben sich die Zeit daheim mit Lesen, je nach Witterung und Jahreszeit. Kurz, sie lebten köstlich zusammen.

Der „Papa“ hatte Mittel, die ihm ein sorgenfreies Leben ermöglichten, und war trotz seiner 42 Jahre noch ein sehr schöner, rüstiger Mann, dessen Haare noch im schönsten Schwarz erglänzten. Mareili war ins zwanzigste Jahr eingetreten, hatte sich als tüchtige Haushälterin und überdies als eine treue Seele erwiesen. Was Wunder, wenn dem guten „Papa“ im Umgang mit diesem Kinde, das seiner ersten Liebe so sprechend ähnlich sah, Wünsche bezüglich einer ehelichen Verbindung mit diesem seinem Liebling sich geltend zu machen begannen, was Wunder, wenn der „Papa“ allmählich zum Liebhaber wurde und auf Umwegen seines Kindes Herz zu prüfen anfing,

was Wunder, wenn Mareili, dessen Herz dem „Papa“, seinem Wohltäter, so warm entgegenschlug, wenn auch mit unbestimmten Gefühlen, ihm keine abschlägige Antwort gab, sondern seinem Antrag mehr und mehr und verheißungsvoller sich hinneigte?

Beide, er und sie, machten sich von der Zukunft schon die rosigsten Pläne und träumten von Wonne, Liebe und Glück.

Zur Erhöhung desselben, um sein Heim noch trauter und gemüthlicher und dem lieben Mareili angenehmer zu machen, ließ der „Papa“ rings um sein Haus einen wundervollen Garten, ein kleines Paradies, anlegen mit den seltensten Bäumen, Sträuchern und Blumen.

Zur Anlegung dieses Gartens war ein Gärtner aus der Residenz bestellt worden. Dieser aber zählte der Jahre vierundzwanzig, hatte eine schön gewachsene Postur, blaue Augen und blondgelocktes Haar und war im Umgang mit Menschen die Liebenswürdigkeit selbst, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch auf Mareili einen guten Eindruck machte. Gefühle wie noch nie durchzogen im Umgang mit diesem netten, jungen Menschen des hübschen Mädchens Busen, und er, der Kunstgärtner, war Feuer und Flamme für Mareili und schwor und beteuerte mit dem ganzen Feuer eines verliebten Jünglings, daß er ohne Mareili nicht mehr weiter leben könne.

Mareili selbst aber kam in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst. Hier war der junge Gärtner im ganzen Schmuck und Schmelz seiner Jugend, der Mann, zu dem sie mit jeder Faser des Gemüthes sich hingezogen fühlte, den sie mit der ganzen Glut ihrer jungfräulichen Seele liebte, dort der „Papa“, den sie ebenfalls warm und innig, aber nicht wie die Braut den Bräutigam, sondern wie das Kind den Vater liebte, der „Papa“, dem sie so viel, alles verdankte, was sie war und was sie hatte, und dem sie, weil über die Art ihrer Neigung zu ihm vormals nicht im reinen, sogar Hoffnung auf eine eheliche Verbindung gemacht hatte. Sie war vor die Alternative gestellt: entweder mußte sie die Werbungen des Gärtners zurückweisen und damit sein und ihr eigenes Herz trostlos unglücklich machen, oder aber dem „Papa“ absagen und ihn damit aus allen seinen Himmeln reißen. Es war ein furchtbarer Kampf, den Mareili zu bestehen hatte, aber sie ging, wiewohl erst nach gewaltigem Ringen, als Siegerin daraus hervor.

„Nein, Edmund,“ sagte sie eines Nachmittags im kleinen Pavillon zu dem Gärtner, zu dieser Hälfte ihrer Seele, „nein, deine Frau kann ich nie und nimmer werden, so sehr es mich schmerzt, so sehr mein Herz zuckt unter dem Verzicht auf dich. Unser Glück könnte nur aufgebaut werden auf dem Unglück meines „Papas“. Der aber hat es nicht um mich verdient, daß ich ihm also danke. Er war mein und meiner Mutter Wohltäter, hat mich mit Liebe und Güte erzogen und geleitet, ja förmlich auf Händen getragen und glaubt an meine Gegenliebe,

und ich soll ihn so schrecklich enttäuschen, soll für alle Liebe und Güte ihm mit Undank und Untreue lohnen. Nein, Edmund, das kannst auch du nicht wollen, oder du wärfst sicher nicht der edle Mensch, für welchen ich dich immer angesehen und befunden habe. Und drum, Edmund, weil es nichts Ernstes mit uns werden kann, drum müssen wir allen Verkehr miteinander abbrechen, wenn wir uns nicht selbst zur Plage werden wollen. Ich bitte dich herzlich darum, mir fernerhin nicht mehr nahen zu wollen. Du reißest die Wunde, die dieses Opfer mir bringt, nur immer tiefer und unheilbarer auf und machst mich unglücklich, statt, wie es dein Wille ist, mich dem Glücke in die Arme zu führen."

"Und das ist dein letztes Wort, Marelli?" fragte Edmund mit zitternder Stimme. "O, ich Armer! Was soll aus mir werden ohne dich? Marelli, wenn du wüßtest, wie heiß, wie tief ich dich liebe, wie mit jeder Faser meines Wesens ich mich zu dir hingezogen fühle, gewiß, du könntest so was nicht verlangen?"

Marelli weinte. "O, Edmund," flehte sie, "zerreiß mir das Herz nicht. Glaubst du, daß ich dich weniger liebe, daß die Entfagung mich weniger schmerzt? Gott weiß, was ich darunter leide. Aber er wird mir auch die Kraft geben, es zu tragen. Die Trennung von dir wird mir schmerzlich, schrecklich, aber ich kann meinen lieben "Papa" nicht unglücklich machen, lieber selbst sterben."

"Nun wohl," entgegnete Edmund, "aber dein "Papa" ist ein Ehrenmann. Wenn du zu ihm hingingst und ihm offen erklärtest, daß du ihn wohl wie die Tochter den Vater liebst, ihm aber nie jene Neigung entgegenbringen könntest, wie sie ein Gatte von der Gattin zu beanspruchen hat, wenn du ihm sagtest, daß deine Liebe einem andern, mir gehöre, ich zweifle nicht, daß er dir freiwillig entfagen, daß er dich freigebe würde."

"Daran zweifle ich auch nicht," sagte Marelli. "Ich weiß sogar bestimmt, daß er in seiner grenzenlosen Liebe und Güte das Opfer bringen würde. Aber sein Schmerz wäre deswegen nicht geringer, und auf dem Unglück meines Wohlthäters, meines "Papas", kann und will ich mein Glück nicht aufbauen. Und drum b'hit Gott, Edmund! Wäge dir in der Residenz eine andere das Glück gewähren, das du bei mir zu finden glaubtest. Mich aber mögen der Himmel und die Erfüllung meiner Pflicht, welche in der treuen Pflege meines "Papas" beruht, trösten."

"O, Marelli," stöhnte Edmund, das liebe Mädchen an die Brust pressend, "o, Marelli, ist es denn möglich, daß wir so voneinander scheiden, ohne eine Spur von Hoffnung auf die Erfüllung unserer Wünsche?"

"Edmund, lieber Edmund," weinte Marelli, "mache mir doch den Abschied von dir, und das Opfer, das ich durch die Entfagung bringe, nicht noch schwerer, als es schon ist. Wenn du mich wirklich lieb hast, so quäle mich nicht länger, sondern bescheide dich und

sei, weil du unter den gegebenen Verhältnissen mehr nicht sein kannst, mein Freund. Ich meinerseits werde dich nie vergessen und an der Erinnerung zehren und glücklich, oder doch wenigstens zufrieden zu werden suchen. Du zweifelst an der Möglichkeit, Edmund," fuhr sie fort, weil er mit niedergeschlagenen Augen und trauriger Miene den Kopf schüttelte, "du zweifelst daran, daß unsere nun so geplagten Herzen je wieder zufrieden und in der Zufriedenheit zur Ruhe kommen werden. Ich aber, Edmund, zweifle nicht, weil ich weiß, daß der liebe Gott, der das Gute immer lohnt, auch unser Opfer segnen und die Zeit unsern Gram lindern wird. Diese Hoffnung, diese Gewißheit ist mein Trost, ohne welchen ich allerdings verzweifeln müßte. Denn auch mir wird es schwer, mich von dir zu trennen, aber es muß sein. Und drum b'hit Gott, lieber Edmund, und bedenk: vor der Liebe gehen Treu und Pflicht, diese aber binden mich an "Papa". Er wird bald nach Hause kommen und ich muß für sein Abendbrot besorgt sein. Also nochmals: b'hit Gott, lieber Edmund!"

"Weil du es denn so willst, Marelli," sagte er, "aber glaube mir, ich gehe an Leib und Seele gebrochen und wie es noch kommen wird — ich weiß es nicht. Nur die Hoffnung, daß das Schicksal doch noch zu unsern Gunsten eingreifen könnte, hält mich einigermaßen aufrecht und bewahrt mich vor völliger Verzweiflung. Adieu, mein liebes, süßes, unvergeßliches Marelli!"

Noch eine stürmische Umarmung, noch einen Kuß beiderseits und die beiden Herzen, die so warm für einander schlugen, mußten sich trennen. Edmund ging wankenden Schrittes seinem Ziel, der Bahnstation, zu, Marelli aber hinein in die Küche.

Hinter dem Pavillon aber stand ein Mann, der die ganze Scene überblickt und belauscht hatte. Er wischte die Thränen, die ihm über die Wangen liefen, mit dem Taschentuch weg und wandte sich, die Worte: "Das ist ja eine Liebe erster Güte" vor sich hinhurmehelnd, ebenfalls zum Gehen.

Wieder sind fünfzehn Jahre verschwommen im Strome der Zeit. Sie sind dahin mit allen ihren Leiden und Freuden und nur der Samen, den sie austreuten, ist aufgegangen, dem einen zum Glück, dem andern zum Unglück, denn verschieden sind die Früchte, die der alles vermögenden Zeit und ihrem Werdepfeil ihre Reife verdanken. Leid und Freud', Unglück und Glück, Leben und Tod schwimmen daher auf dem großen Ozean, der unser Lebensschifflein trägt, und wohl dem oder den Menschen, die an den gefährlichen Klippen vorbeikommen, die vom Unglück verschont bleiben und eines ungetrübten Daseins sich freuen können, denen ein günstiges Schicksal die Wege geebnet und die Pfade gelichtet hat, sie haben alle Ursache, Gott zu danken und mild, schonend und hilfsbereit gegen ihre minder begünstigten Mitmenschen zu sein.

Zu den Glücklichsten unter den Sterblichen durfte

sich auch das Marelli rechnen, über Bitten und Verstehen waren seine Wege geebnet worden, und der Gärtner, der Geliebte, dem es seinerzeit unter so großem Schmerz für immer den Abschied gegeben, singt an seiner Seite schon seit dreizehn Jahren ein Loblied auf des Glückes Gunst und auf den Bestand ungetrübter Freude.

Ganz wider Erwarten waren die beiden, wenn auch nach langer, schmerzlicher Trennung doch noch zusammengekommen. Denn der „Papa“ hatte zu Marellis aufrichtigstem Schmerz bei einem Unglücksfall das Leben lassen müssen.

„Marelli,“ hatte er eines Tages gesagt, „ich habe eine wichtige Geschäftsreise nach London zu machen,



Edmund ging wankenden Schrittes der Bahnstation zu.

die mich wahrscheinlich auf ein Viertelsjahr fernhalten wird. Ich muß dich also allein zurücklassen, doch bist du ja mit allem Nötigen wohl versehen, so daß es dir nicht schlecht gehen kann. Kommst du aber doch einmal in eine Verlegenheit oder bedarfst du eines weisen Rates oder männlichen Schutzes, so wende dich an den Notar Gruber. Ich habe ihm schon die nötige Weisung erteilt. Also leb wohl und bleib brav, bis ich wieder komme, brav, wie du bisher gewesen bist,“ sagte er mit Thränen in den Augen.

Und mit Thränen in den Augen nahm auch Marelli von dem „lieben Papa“ Abschied. Thränen flossen noch über ihre Wangen, als er schon fort war.

„Ja,“ sagte sie zu sich selbst, „der gute „Papa“ ist wert, daß man ihm nachweint. Denn einen

Besseren trägt die Erde nicht, und wenn die verzehrende Liebe für Edmund nicht in meinem Herzen Einzug gehalten hätte, nur mit „Papa“ möchte ich durchs Leben gehen. Ich werde es auch so thun, aber natürlich kann ich es nicht mit jener Freude, die mir ohne die Dazwischenkunft Edmunds besichert gewesen wäre. Doch Gott wird es zum Besten lenken.“

Still und in sich getehrt, mit einer gewissen Wehmut beschäftigte sie sich während „Papas“ Abwesenheit mit der Fertigung der Aussteuer; denn wenn er heimkomme, hatte er gesagt, stünde der Hochzeit nichts mehr im Wege, und sie bemühte sich, ihm ein behagliches Nestchen zu bauen; er, gelobte sie sich, sollte von ihrem Opfer, von ihrem Verzicht nichts merken. Er sollte glücklich sein und im höheren Mannesalter das Glück genießen, das ihm in der Jugend versagt geblieben war.

Zwei Monate war „Papa“ schon fort, und Marelli, deren Aussteuer bereits komplett war, erquickte sich ob dem Gedanken, wie er im Beschaun der von ihren fleißigen und geschickten Händen geschaffenen Herrlichkeiten beim Heimkommen sich freuen würde, und sehnte sich sehr nach seiner Rückkunft.

Da brachte der Briefbote eines Tages einen Brief mit breitem Trauerrand. Marelli wurde beim Empfang desselben bleich wie der Tod und öffnete mit bebenden Händen das Couvert. Sie glaubte, daß Edmund, der ihr schon einige, ganz verzweiflungsvolle Briefe geschrieben, sich am Ende ein Leids angethan haben könnte. Daß dem „Papa“ etwas zugestoßen sei, daran dachte sie gar nicht, obschon die englische Briefmarke und der Londoner Poststempel ihr eine solche Vermutung hätten nahelegen müssen. In ihrer Aufregung hatte sie diese Postzeichen gar nicht bemerkt und sie war daher über alle Maßen bestürzt, als sie durch das Schriftstück vom Ableben des lieben „Papas“ benachrichtigt wurde.

Marelli war einer Ohnmacht nahe ob dieser Trauerpost. Heiße Thränen fielen aus ihren treuen, blauen Augen und schwere Seufzer stiegen aus ihrem gequälten Herzen. Jetzt erst fühlte sie so ganz, was dieser „Papa“ ihr gewesen, was sie an ihm verloren und wie sehr sie ihn geliebt.

Tagelang war sie ganz außer sich, ganz unzurechnungsfähig ob dieser Botschaft und erst acht Tage später konnte sie mit der nötigen Sammlung zu Herrn Notar Gruber gehen, den sie dann zu näheren Erkundigungen über das Ableben des lieben „Papas“ veranlaßte. Und diese Erkundigungen ergaben, daß der „Papa“ eines Tages zum Baden gegangen sei, von dem er nicht wieder zurückkehrte. Nur seine Kleider habe man am Flußufer gefunden, von ihm selbst keine Spur mehr, und so sei er sehr wahrscheinlich ertrunken.

„Und jetzt,“ sagte Marelli, als der Notar ihr dies und andere Umstände, die des „Papas“ Tod ganz außer Zweifel stellten, erklärte, „jetzt, was soll aus mir werden? Des „Papas“ Tochter bin ich ja nicht und so steht mir auch kein Verfügungsrecht

über seine Hinterlassenschaft zu. Ich werde das Haus sein Eigentum, räumen müssen, und der Staat wird, da „Papa“ Verwandte nicht hinterlassen hat, das Erbe antreten.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete der Notar. „Ihr „Papa“ war ein sehr fürsorglicher Herr, und so hat er vor seinem Abgang im Beisein der erforderlichen Zeugen durch mich ein Testament ausfertigen lassen, demzufolge Sie bei seinem eventuellen Ableben Erbin seines Hauses und eines namhaften Kapitals, das gut angelegt ist, werden. Bleiben Sie also nach wie vor in Ihrem traulichen Heim. Das Weitere werde ich besorgen.“

Geknickt und traurig, aber doch bezüglich ihrer Zukunft, ihrer Existenz getröstet, kehrte Marelli wieder heim, heim in ihr so öde und leer gewordenes Haus, wo sie zwei volle Jahre ganz dem Andenken und der Trauer um den Dahingegangenen sich weihete. Edmund, der ihr immer und immer wieder schrieb, der von „Papas“ Ableben Kunde erhalten hatte und in seiner Liebe unwandelbar wie ein Gestein am Firmament sich erwies, erhielt während dieser Zeit niemals Zutritt bei ihr. Sie bat und beschwor ihn, von einem Besuch abzustehen, da sie nicht in der Lage sei, ihn seiner treuen Liebe entsprechend empfangen zu können. Er solle sich bescheiden und gedulden, schrieb sie ihm, und der Zeit, die alle Wunden heile, vertrauen.

Und Edmund geduldete sich zwei lange, lange Jahre, die ihm zur Ewigkeit wurden. Dann aber übermannte ihn die Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Liebe, er schnallte den Tornister und eines schönen Morgens stand er unangemeldet vor seinem lieben Marelli, das ihn nun auch liebenswürdig empfing und unter dem Drange seiner Gefühle endlich „ja“ sagte auf Edmunds stürmische Werbung.

Einige Wochen später ging Marelli mit Edmund zur Kirche, um sich fürs ganze Leben mit ihm verbinden zu lassen. Und zu bereuen hatte es diesen Schritt niemals. Edmund, ihr nunmehriger Mann, erwies sich in der Folgezeit als tüchtiger Geschäftsmann, als zärtlicher Gatte, und als gar ein Mädchen und zwei Büble mit der Zeit als erwünschter Familienzuwachs sich einstellten, da war ihr Glück vollkommen. Das Andenken des „Papas“ aber wurde in der Familie heilig gehalten. Mit rührender Pietät hatte Marelli ein Porträt desselben in ziemlicher Vergrößerung reproduzieren lassen und dann dasselbe mit künstlichem Lorbeer geschmückt in der großen oder schönen Stube über dem Sofa placiert; denn das, sagte Marelli, sei nichts als billig, daß „Papa“ die schönste Stube seines Hauses bewohne und ihr, der er so viel gethan, stets vor Augen sei. Sein Geburtstag war immer ein Familienfest, an dem die Arbeit ruhte, an dem man in dankbarer Erinnerung schwelgte und warmen Herzens des Edelstines des Verbliebenen gedachte.

Ein solcher Festtag, der dreizehnte, den Marelli und Edmund miteinander gefeiert hatten, ging zur Rüste, als ein alter Mann mit grauem Haar und

Vollbart, sonst aber rüstig und vornehm gekleidet, durch die Kastanienallee, die, von Edmund angebaut, nach dem hübschen Landsitz führte, entlang schritt und direkt und ohne anzuklopfen in das Haus, das ihm sehr bekannt zu sein schien, hinein ging.

„Guten Abend,“ sagte er zu dem ihm begegnenden Marelli. „Ich bin auf einer Bergtour, habe mich leider verirrt, so daß ich heute den Weg nach meinem Hotel nicht mehr zurücknehmen kann. Dürfte ich die freundliche Wirtin um ein Nachtlager bitten?“

„Das steht Reichen und Armen bei uns immer zur Verfügung,“ entgegnete nach freundlichem Gruße Edmund, der eben aus seinem Arbeitszimmer kam, „und wenn der Herr mit unserem bescheidenen Nachtmahl vorlieb nehmen und den Abend uns der Ehre eines Besuchs in unserer Familienstube würdigen will, sind wir sehr dankbar,“ und damit öffnete er die bezeichnete Stube und lud den Herrn durch eine graziose Handbewegung zum Eintreten ein.

Nach dem Essen, das sowohl des heute begangenen Festtages wegen, als auch dem Gast zu Ehren reichhaltiger als gewöhnlich bestellt war, begann die Unterhaltung, die bei dem reichen Wissen des weltbewanderten Fremden sehr lehrreich und interessant zu werden begann.

„Sie haben hier ein sehr trauliches Heim,“ sagte der Fremde im Verlaufe des Gesprächs, sich an Edmund wendend. „Sowohl die Wahl des Ortes, wie die ganze Anlage verraten Geschmack und poetischen Sinn.“

„Da muß ich Ihnen vollkommen beistimmen,“ entgegnete Edmund. „Aber was Sie hier Schönes und Trautes sehen und finden, kommt auf Rechnung des lieben und guten Mannes, den meine liebe Frau ihren „Papa“ nennt und dessen Geburtstag wir heute wie jedes Jahr festlich begangen haben.“ und nun erzählten sowohl Edmund als Marelli die Geschichte des „Papas“ und fanden des Lobes kein Ende.

„Also vor fünfzehn Jahren ist der gute Mann gestorben, d. h. ertrunken, wie Sie sagen,“ bemerkte der Fremde. „Das ist möglich, aber ebenso gut kann es sein, daß er noch lebt. Denn die Thatsache, daß man am Flußufer seine Kleider, ihn selbst aber nicht wieder fand, spricht nur für die Wahrscheinlichkeit, nicht aber für die Gewißheit seines Ablebens. Da giebt es der Möglichkeiten denn doch noch sehr viele, und eine derselben könnte sein, daß der „Papa“ noch lebte und eines Tages wieder zurückkehrte.“

„D,“ sagte Marelli, „wenn das wäre, auf meinen Knien würde ich Gott danken, wenn ich ihn nur einmal, noch einmal sehen könnte. Gott weiß, was ich durch meines „Papas“ Tod gelitten habe. Daß er noch lebt, kann ich nun nicht glauben, sonst würde er etwas von sich hören lassen haben in den fünfzehn langen Jahren.“

Es können ihn aber schwerwiegende Gründe zum Schweigen bestimmt haben, und daß er fürder schweigt und für euch tot bleibt, liegt auch in euerm Interesse. Denn bei seinem Wiederkommen müßten Sie ihm doch sein Vermögen zurückgeben.“

„O, das würden wir gerne thun,“ sagte Edmund. „Ich habe in Geschäften so viel Glück gehabt, daß ich dem Begründer dieses Glückes, als welchen ich den „Papa“ ansehen muß, von Herzen das Seinige mit Zinneszinsen wider zurückgäbe.“

„Und ich würde ihn pflegen sein ganzes Leben lang und Tag und Nacht auf sein Wohl bedacht sein,“ sagte Marelli, „er war zu lieb und zu gut, der selige Papa.“

„Und sein Kind ist nicht minder lieb und zeigt sich des Opfers, das der „Papa“ im Interesse seines Glückes brachte, würdig,“ sagte nun der Fremde, indem Thränen in seinen grauen Bart liefen, „Marelli, ich, ich bin dein „Papa“, sei mir herzlich willkommen in der Heimat, mein liebes Kind, Kind meines dahingegangenen Marellis, Tochter meiner Jugendliebe!“

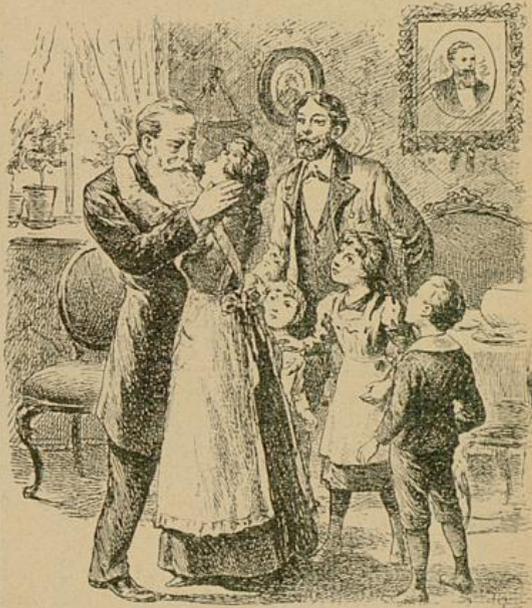
Der Fremde war dem Marelli von Anfang an sehr sympathisch gewesen, sein Benehmen, der Ton seiner Stimme, alles an ihm war Marelli lieb und heimlich vorgekommen. Jetzt aber nach dieser Eröffnung gab es keinen Zweifel mehr, der alte Mann, der vor ihm stand, war wirklich der „Papa“. Mit ausgebreiteten Armen ging die junge Frau auf den alten Mann hin und herzte ihn so stürmisch und leidenschaftlich, daß jeder Zweifel an ihrer Kindesliebe, falls er noch einen gehabt hätte, hätte verschwinden müssen in dem Erguß ihrer Freudenthränen, die sie an seiner Brust weinte.

Auch Edmund, freudig überrascht, gab dem „Papa“ die Hand und begrüßte ihn als solchen recht herzlich und sagte zu den Kindern: „Gebt dem „Papa“ die Hand, Kinder. Das ist Mamas Papa,“ und diese, die von diesem „Papa“ schon so viel Liebes und Gutes gehört hatten, ließen sich nicht zweimal heißen, sprangen vielmehr mit kindlicher Freude und Naivität an ihm auf, herzten und küßten ihn und sagten jubelnd: „O, wie schön, daß wir jetzt einen Großpapa haben!“

Die junge Frau aber sagte, als der erste Sturm ihrer Freude sich gelegt hatte: „Aber „Papa“, wie kam es nur, daß wir dich für tot halten mußten und daß du so lange nichts von dir hören ließe?“

„Marelli,“ entgegnete er, „ich war unberufener Zeuge des Gesprächs, das ihr beide bei eurem Abschied im Pavillon hattet, Zeuge eurer Liebe und Zeuge des Opfers, das du mir zuliebe brachtest. Die Wahrnehmung, daß dein Herz einem andern gehörte, schmerzte mich tief, aber es rührte mich auch, daß du mir zuliebe diesem andern entsagen wolltest, und ich beschloß, deinem Glück die Wege zu ebnen. Dazu mußte ich sterben, mußte ich tot und für immer verloren für dich sein. Denn selbst im Falle, daß ich dich freigegeben, hätte dein zart veranlagtes Gewissen dir Vorwürfe gemacht und diese hätten ein reines, volles Glück selbst an Edmunds Seite nicht aufkommen lassen. Drum bin ich gestorben, und du bist, wie ich zur Freude meines Herzens sehe, recht glücklich geworden und mein Opfer war nicht umsonst. Heute bin ich ein alter Mann und der

Unterschied zwischen mir und dir hat sich derart verbreitert, meine Leidenschaft ist durch die Last der Jahre derart verflogen, daß wir ferner ohne beiderseitige Gefahr bei einander leben können. Ich will nichts mehr, als in der Sonne deines Glückes mich wärmen, ich will nur noch dein „Papa“ und deiner lieben Kinder Großpapa sein. Seid ihr's zufrieden?“



Die junge Frau herzte den alten Mann leidenschaftlich.

„O, „Papa“, wir sind nicht nur zufrieden, sondern freuen uns himmlisch über deinen Entschluß, bei uns zu bleiben, und beugen die Knie vor der Größe deines Edelsinnes,“ sagte Marelli und ihr Mann stimmte ihr aus vollem Herzen bei, und der Großpapa lebte noch zwanzig Jahre in der Glückseligkeit seiner Kinder, Kindskinder und Urenkel.

Unter Kameraden.

Von A. vom Rhein.

Der Oberleutnant Fritz Bander war ein schmucker Offizier. Er war der erklärte Liebling aller Damen des Garnisonstädtchens, stets heiter und guter Dinge und überall ein gerngesehener Kamerad. Wo es ein Vergnügen gab, wo es sich um eine Festlichkeit handelte, stets war er dabei, — mindestens Komiteemitglied, wenn nicht gar die leitende Spitze selbst.

Um aber so recht den liebenswürdigen Schwerehörten und vollendeten Kavalier spielen zu können, fehlte ihm leider nur noch eine Kleinigkeit: Geld, da unser Freund in der Wahl seiner Eltern nicht recht vorsichtig gewesen war, denn anstatt sich einen Millionenpapa auszusuchen, hatte er sich mit einem, wenn auch tüchtigen, aber vermögenslosen Beamten

begnügt, dem es schwer genug geworden war, seinen Sohn Offizier werden zu lassen und ihn ferner als solchen zu unterhalten. Aber unser Fritz war drauf und dran, dem Fehler abzuweichen: um seine meist schwachen Finanzverhältnisse aufzubessern, spielte er — und zwar mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre — jahraus jahrein in allen möglichen Lotterien. Sein Taschenbuch war stets — anstatt mit ansehnlichen Banknoten — mit Loosen aller Art gefüllt, von der königlich preussischen Staatslotterie bis zur kleinsten Geldlotterie herab. Seine Kameraden, die seine Passion kannten, nannten ihn deshalb neckend den „Lotteriefritz“.

Fritz ließ sich aber nicht irre machen. „Foppt ihr nur,“ pflegte er zu erwidern, „solange ich nichts gewonnen habe, verlacht ihr mich; wenn aber Frau Fortuna mir nur einmal lächelnd ihr Antlitz zuwendet — und diese Möglichkeit werdet ihr wohl nicht bestreiten können — und ich mit einem hübschen Sümmechen herauskomme, dann lache ich und ihr macht dumme Gesichter.“

Wenn Oberleutnant Pander so oder ähnlich antwortete, wurde die Neckerei gewöhnlich nur noch toller und Erwidrerungen wie: „Die dummen Gesichter wirst du wohl nie zu sehen bekommen“ oder „Du kannst noch General werden, ehe du das hübsche Sümmechen gewonnen hast“ flogen ihm nur so zu. Zum Schlusse aber lachte der gemüthliche Fritz immer selbst mit.

Sechs volle Jahre spielte unser Freund Fritz nun schon. Mancher schöne Thaler war während dieser Zeit in die Tasche des Lotteriekollektors gewandert, ohne daß Frau Fortuna ihn auch nur eines Blickes, geschweige denn eines Lächelns gewürdigt hätte. Im letzten Jahre hatte er sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, das Spielen aufzugeben und sich für sein schönes Geld lieber gütlich zu thun, als fortgesetzt Nieten zu ziehen; kam indes die nächste Ziehung heran, so war Fritz Pander, trotz aller vorhergegangenen Klagen um sein verlorenes Geld sicher wieder unter den hoffnungsvollen Spielern zu finden.

Mit seinen Kameraden sprach er von seinem demnächstigen großen Gewinne längst nicht mehr. Deren Neckerei war immer ärger geworden, und es verstimmte ihn manchmal doch, wenn sich zu seinem Verlust auch noch beißender Spott gesellte. —

Eines Tages wurde im Anzeiger des Städtchens ein großer Ball angekündigt.

Leutnant Pander hatte vor einigen Tagen nach alter Gewohnheit seine verschiedenen Lose zu den neuen Ziehungen in Empfang genommen und damit in seinen Geldbeutel eine empfindliche Lücke gerissen. Als er die Ballanzeige las, fuhr er deshalb förmlich zusammen. Das hatte er nicht erwartet! Sonst würde er diesmal gewiß auf die Fortsetzung des Spiels verzichtet haben! Eine nähere Untersuchung seines Portemonnaies ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß er den Ball nicht würde besuchen können,

wenn es ihm nicht gelingen sollte, bei einem Kameraden oder sonstwo einen kleinen Pump anzulegen.

Und den Ball mußte er unter allen Umständen besuchen! Es wäre ihm, der noch keinen Ball der Honoratioren des Städtchens versäumt hatte, entsetzlich, ja geradezu eine Blamage für ihn gewesen, nicht erscheinen zu können. Dazu kam noch, daß die schöne Tochter des Kommerzienrats Röder, die den hübschen schmucken Leutnant vor allen andern Tänzern sichtlich bevorzugte und die auch sein leicht zugängliches Leutnantsherz mehr, als er es sich gestehen wollte, gefangen hielt, diese Bälle zu besuchen pflegte. Er mußte also hin — um jeden Preis!

Aber woher Geld nehmen? Bei den Kameraden war vermuthlich auch nicht mehr viel Ueberfluß und angesichts eines bevorstehenden mit Kosten verbundenen Vergnügens pflegt die Neigung, Darlehen zu gewähren, selbst unter guten Freunden nicht sonderlich groß zu sein. Allein in diesem Falle schien die Sache doch eines Versuches wert. Rasch entschlossen setzte er seine Mütze auf, schnallte den Degen um und begab sich schnurstracks zum „Deutschen Kaiser“, woelbst er mehrere Kameraden anzutreffen hoffte.

Das Glück wollte ihm wohl. Eine große Anzahl Offiziere, die ihn bei seinem Erscheinen aufs herzlichste begrüßten, saß dort in heiterster Laune beisammen.

Als — wie sich das ganz von selbst verstand — auch über den bevorstehenden Ball gesprochen wurde, hielt Leutnant Pander den Augenblick für gekommen, sein Anliegen bei den Kameraden vorzubringen. Er that es, indem er seine finanzielle Ebbe wahrheitsgemäß mit dem vor wenigen Tagen erfolgten Ankauf der Lose begründete.

Eine stürmische Lachsalve war die Antwort auf sein freimütiges Bekenntnis.

„Also immer noch der Alte?“ rief Leutnant Siebel. „Das hübsche Sümmechen bleibt höllisch lange aus,“ neckte Oberleutnant K. „Sie sind doch unverbesserlich,“ tabelte ein wohlwollender Hauptmann; „Sie sollten lieber für Ihr schönes Geld Wein trinken, denn um in der Lotterie zu gewinnen, ist ein preussischer Leutnant nicht dumm genug.“

„Damit ist mir jetzt nicht geholfen,“ erwiderte der Gefoppte. „Ich habe mir das schon alles selbst gesagt, aber was nutzt das?“

„Ich will Ihnen was sagen,“ rief plötzlich der Leutnant von Heim, der augenscheinlich dem feurigen Rüdeshheimer schon recht wacker zugesprochen hatte, aus seiner Sofaecte mit dröhnender Stimme, „ich kaufe Ihnen einige von Ihren Losen ab und zahle Ihnen 25 Prozent Gewinn; aber nur unter der Bedingung, daß Sie hier feierlichst versprechen, das unsinnige Lotteriespiel fernerhin aufzugeben. Sie gewinnen auf diese Weise wenigstens einmal mit Ihren Losen. Die Herren Kameraden sind Zeugen unseres Ueberkommens. Wollen Sie, so schlagen Sie ein!“

„Abgemacht,“ entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen und schlug in die dargebotene Rechte kräftig ein. Dann schwur er lächelnd seine Leidenschaft ab.

„Welche Lose wollen Sie?“ fragte er von Heim gleichzeitig.

„Das ist mir sehr gleichgültig,“ erwiderte dieser. „Greifen Sie blindlings das eine oder andere Los heraus, stellen dessen Wert fest und reichen es mir ohne Behmut herüber. Die andern Lose senden Sie wieder in Ihre Tasche und lassen sie zur Strafe für ihre Wert- und Nutzlosigkeit vermodern. Gewinnen werden Sie ja doch nie etwas; der Herr Hauptmann hat ganz recht.“

In wenigen Minuten war das Geschäft erledigt. Leutnant Pander steckte vergnügt sein Geld, von Heim die Lose ein. Dann klangen die Gläser von neuem fröhlich zusammen und erst in später Stunde trennten sich die Offiziere in sibelster Stimmung mit einem „Auf Wiedersehen auf dem Balle!“

Leutnant Pander war einer der vergnügtesten und unermüdetsten Tänzer auf dem Balle gewesen. Seine Erwartung war nicht getäuscht worden; des Kommerzienrats reizendes Töchterlein war ebenfalls dort erschienen und hatte sehr viel mit ihm getanzt. Die jungen Herzen waren sich wieder einen Schritt näher gerückt; aber die Einwilligung des reichen Vaters zum Bunde für das Leben war kaum zu erhoffen, solange er ein vermögensloser Oberleutnant war.

Warten hieß daher die Parole, warten auf Avancement oder — — — Aber von welcher Seite sollte ihm wohl eine reiche Erbschaft zufallen? Die Zukunft sah für die Liebenden nicht besonders verlockend aus, und das Wörtchen „warten“ schien eine gewaltige Spanne Zeit einschließen zu wollen.

Weitere sechs Wochen sind ins Land gezogen. Von dem prächtigen Ball, auf dem man sich so vortrefflich amüsiert hatte, wurde kaum noch gesprochen; er gehörte der Vergangenheit an.

Oberleutnant Fritz Pander hat wieder einmal Ebbe in seiner Kasse, diesmal aber nicht durch Ankauf von Lotterielosen, sondern infolge des nahen Monatschlusses, an dem es in so vielen Taschen öde und leer aussieht. Das rührt ihn indes wenig, denn ein Ball steht diesmal nicht in naher Aussicht. Gemütlich streckt er sich auf sein Sofa hin, liest die Zeitung und bläst seelenvergnügt Rauchwolken in die Luft.

Vächelnd blickte er gerade einem Rauchring nach, als etwas ungestüm jemand die Treppe herauf poltert und vor seiner Thür Halt macht. Auf sein „Herein“ stolpert atemlos der Lotteriekollektor ins Zimmer und hält ihm triumphierend ein eben aus Braunschweig eingelaufenes Telegramm entgegen.

„150000 Mark, Herr Leutnant!“ ruft er. „Hier steht es schwarz auf weiß. Das nenne ich ein Glück!“ Der Leutnant hat sich erhoben, der Schweiß perlt ihm vor Aufregung auf der Stirn, denn er hat ja die Lose verkauft und bei seinem Pech jedenfalls auch das Glückslos. Er greift nach dem Telegramm: Na, da steht es: Nummer 27525 hat 150000 Mark gewonnen!

Bewirrt und mit fiebender Hast sucht er nach seiner Briefftasche, in der die Lose seit jenem Abend, an welchem er das Spielen aufzugeben versprach, vergraben liegen.

Nach langem Suchen bringt er sie endlich aus einer Kommodenschublade zum Vorschein, zitternd zieht er die Lose hervor und überfliegt die Nummern.

Seine fieberhafte Röte weicht plötzlich einer fahlen Blässe — die Briefftasche entfällt seinen Händen — — leise zuzuhelnd ringt es sich von seinen Lippen: „Es — — ist — — fort — —, von Heim ist der glückliche Gewinner.“

Dumpf vor sich hinbrütend setzte er sich ins Sofa nieder.

„Fort, Herr Leutnant?“ schnarrte der Lotteriekollektor, „fort? Ist nicht möglich, Herr Leutnant! O der schöne Gewinn, das viele Geld! Reden Sie doch, Herr Leutnant, reden Sie doch! Ist das Los verloren oder haben Sie es verschenkt? Sagen Sie mir, wer's hat, damit ich dem Gewinner schnell die erfreuliche Nachricht bringen kann.“

Der also Bestürmte blickt auf.

„Wer — es — — hat?“ erwidert er gedehnt. „Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen; ich will aber versuchen, ausfindig zu machen, in wessen Hand sich die Glücksnummer jetzt befindet.“ Damit erhob er sich, setzte seine Mütze auf, schnallte den Degen um und schritt der Thüre zu, dem Kollektor zuzufend: „Kommen Sie, ich sage Ihnen heute noch Bescheid, Ihr Geschäft soll Ihnen nicht verderben werden.“

Leutnant Pander begab sich direkten Weges zu seinem Kameraden von Heim, dem Käufer seiner



„Abgemacht!“ entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen.

beiden Lose. Kaum war letzterer des unerwarteten Besuches ansichtig geworden, als er ihm lachend entgegenrief: „Na, lieber Pander, Sie sehen ja aus, als ob Ihnen die Petersilie verhängelt wäre. Was ist denn passiert? Sind Ihre Lose etwa wieder nicht gezogen worden?“

„Im Gegenteil, Herr Kamerad, eines derselben ist mit 150 000 Mark herausgekommen,“ entgegnete der Gefragte mit betrübter Miene, „und eben deshalb bin ich hier. Hoffentlich befindet sich das Los noch in Ihren Händen, und ich darf wenigstens der erste sein, der Ihnen gratuliert.“

„Alle Wetter! Reden Sie wahr oder machen Sie Spaß?“

„Es ist, wie ich sagte,“ entgegnete Leutnant Pander.

„Na, dann freue ich mich ganz kolossal, daß ich die Dinger verwahrt habe.“ Damit schritt von Heim seinem Schreibtische zu und holte nach kurzem Suchen die beiden Lose aus einer kleinen Schublade hervor.

„Hier, mein lieber Pander,“ wandte er sich alsdann vergnügt lachend diesem wieder zu, „ist die Glücksnummer. Erheben Sie den Gewinn und versuchen Sie mit Hilfe derselben, das hübsche Kommerzienratsstöckerchen einzufangen.“

Er hielt Pander die Gewinnnummer hin, doch dieser stand unbeweglich da.

„Na,“ rief von Heim ungeduldig, „so nehmen Sie doch!“

„Wie soll ich das verstehen?“ kam es endlich von Lotteriefrikens Lippen. „Nicht ich, sondern Sie sind ja der Gewinner. Sie kauften doch an jenem Abend die Lose und wurden damit rechtmäßiger Besitzer derselben. Ein Geschenk von 150 000 Mark aber, Herr Kamerad, kann ich nie und nimmer annehmen.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund,“ erwiderte von Heim mit ernster Miene, „Sie empfangen damit durchaus kein Geschenk, denn ich habe den übrigen damals anwesenden Kameraden mein Wort gegeben, daß jeder auf die gekauften Lose fallende Gewinn Ihnen unverkürzt gehören müsse. Aber selbst, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich den Gewinn niemals als mein Eigentum betrachten können. Oder halten Sie es für möglich, daß ein Offizier einem Kameraden aushilft, um sich zu bereichern, und sei es auch nur durch einen Zufall?“

Leutnant Pander wollte Einwendungen machen, aber von Heim ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, lieber Pander, und halten Sie keine Reden,“ unterbrach er ihn. „Sie wissen, ich bin in der Wahl meiner Eltern vorsichtiger gewesen als Sie und brauche auf den Mammon nicht zu sehen. Uebrigens ist es auch unter Kameraden ganz egal, wer das Geld gewinnt. Ganz ungestraft kommen Sie doch nicht davon. Durch ein großartiges Frühstück sollen Sie für die Spielsucht büßen, und wenn Sie ein übriges thun wollen, dann stiften Sie einen Fonds, dazu bestimmt, Kameraden bei besonderen Ge- und Verlegenheiten mit einigen Goldsüchsen unter die Arme zu greifen.“

„Von Herzen gern, Herr Kamerad! Wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, muß ich mich in das Unvermeidliche fügen und mich an den Gedanken

zu gewöhnen suchen, daß ich nun das hübsche Stöckerchen wirklich besitze. Was für Augen wird der Kommerzienrat zu der Nachricht machen!“

„Nur Mut, lieber Pander,“ ermunterte Leutnant von Heim, „dem ersten Gewinn wird der zweite sicherlich folgen. Ich stimme dafür, daß Sie gleich die Festung stürmen.“

„Soll geschehen, lieber Freund,“ rief Pander vergnügt, „und hoffentlich ergeht sie sich gleich.“



Auf sein „Herein“ stolpert atemlos der Lotteriekollekteur ins Zimmer.

Damit trennten sich die Offiziere.

Die Kunde von Lotteriefrikens Glück verbreitete sich in dem kleinen Städtchen wie ein Lauffeuer. Die Kameraden machten recht verdruhte Gesichter, als die Nachricht zu ihren Ohren drang und durch den glücklichen Gewinner bald bestätigt wurde.

Diesmal spotteten sie nicht.

Mit einem hochfeinen Frühstück wurde der Sieg der Ausdauer gefeiert.

Der beste Treffer aber, den Leutnant Pander mit der Nummer 27525 gemacht hatte, waren nicht die 150 000 Mark, sondern — die Hand des reichen Töchterchens des steinreichen Kommerzienrats Röder, um welche er bei seiner veränderten Vermögenslage jetzt nicht vergeblich anhielt. Die Festung hatte dem Sturmie nicht widerstehen können.

Spruch.

Allen Leuten recht gethan —
Ist eine Kunst, die niemand kann.

Künstlers Erdentwaffen.

Es mögen jetzt drei Jahre verflossen sein, seit ich den Rittergutsbesitzer Herrn von Z. bei einer Fahrt durch das Saalkammergut in der Eisenbahn kennen lernte. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf Musik und Bühne, Kunst und Künstler. Auf meine Bemerkung, daß unter letzteren auch manches verkommene Genie ein wenig beneidenswertes Dasein friste, warf mein Reisegefährte, sich eine frische Cigarre anzündend, ein: „Wollen Sie mir gestatten, eine kurze selbst erlebte Geschichte einzuschalten?“, was dem lebenswürdigen Erzähler meinerseits gern zugestanden wurde. Ich lasse ihn nun selbst sprechen.

Gegen Ende der fünfziger Jahre diente ich noch in einem der thüringischen Kontingente; Militärkonventionen mit Preußen waren damals bekamtlich noch nicht abgeschlossen. Mein Bataillon hatte sein Standquartier in einer kleinen Stadt — nennen wir sie X. Ich war damals wohlbestallter Hauptmann. Eines Tages kam mir ein Brief mit großem Siegel folgenden Inhalts zu:

Geehrter Freiherr!

Seine Hoheit, mein gnädigster Herr, wünscht, daß der Theatersänger Kleefeld, für welchen sich Seine Hoheit persönlich interessieren, in Ihrer Kompagnie seine Dienstzeit ableiste. Der Bestreffe wird sich am 1. t. Mts. vorstellen, und höchsten Orts wird erwartet, daß ihm eine durch Milde gemäßigte Strenge in seiner militärischen Laufbahn zuteil werde.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung!

von W.

Oberst und Flügeladjutant Seiner Hoheit.

Sie können überzeugt sein, daß mich das schmeichelhafte Vertrauen, welches aus diesem Erlasse des Kabinetts sprach, nur wenig erfreute. Mir fiel der alte Miller in Kabale und Liebe ein, wenn er sagt: „Das hat seine Wichtigkeit, wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren, — — und ähnlich ist es bei den Kompagniechefs, wenn man ein solches Protektionskind zugeschoben bekommt. Dazu Milde gepaart mit Strenge! Man kennt diese elastischen Begriffe, welche ein Gewitter von Ungnade auf das unschuldigste Haupt leiten können, — man mag es machen, wie man will. Der Erste des Monats kam, und es präsentierte sich der mir von der vorigen Winter-saison her noch oberflächlich erinnerliche Bariton, ein junger Mann mit guten Manieren, von hübscher Figur, mit einer aristokratischen Aternase.

„Mein Name ist Johann Kleefeld. Ich bin beauftragt, in Ihrer Kompagnie meine militärische Dienstpflicht abzuleisten.“

Wie oben erwähnt, war mir die Persönlichkeit nicht ganz fremd. Sofort trat mir auch der Jäger in Kreuzers „Nachtlager“ vor die Augen, welcher seinen „Schütz in des Regenten Sold“ als Glanzrolle uns weidlich vorgeführt hatte, und jedesmal beim Schluß der Arie sein: „Denk auch manchmal

an den Jägermann!“ so tremoliert hatte, daß die Coulissen in unheimliche Schwingungen gerieten.

Gut, wir werden sehen! Der Musensohn wurde tags darauf zur Fahne beedigt und eingekleidet.

Reichlich, mit neuer, feiner Wäsche ausgestattet, auch ergiebig, wie es schien, mit kleiner Münze versehen, hatte er sich vom Mutterherzen losgerissen, und mein soldatenväterliches Auge weifte bei der ersten Monturvisitation mit Wohlgefallen auf den schönen Hemden, Taschentüchern und eleganten Stiefel-letten des angehenden jungen Kriegers.

Aber ach, wie schnell ändert sich manches im Leben! Es bedurfte nur weniger Wochen, und der Schütz in des Regenten Sold besaß faktisch nichts mehr, als Büchse, Schwert (und Stoß), wie er so oft gesungen, und diese gehörten der Rüstkammer des fürstlichen Bataillons.

Nach weiteren acht Tagen konnte er schon mit dem Weltweisen sagen: „Omnia mea mecum porto.“ Der einstige Bariton wollte nicht begreifen, daß Wäsche und Kleidung des Soldaten zum Anziehen und nicht zum Versehen bestimmt seien und den unveräußerlichen Charakter des Fideikommisses an sich tragen. Die eleganten Stiefel-letten hatten ebenfalls „hebräisch gelernt“, und als er zur Kontrolle die am Fuße befindlichen Stiefelsohlen zeigen mußte, wurde es klar, daß eine durchgetretene Stelle mit einem „Herz-Aß“ höchst genial zugesteckt war.

Derartige Vorgänge wiederholten sich nunmehr mit kleinen Abwechslungen jeden Samstag, und Arrest über den Sonntag war die unausbleibliche Folge.

Der Sommer war vorüber. Der Wind pfliff über die Stoppeln, die Schwalben rüsteten sich zur Abreise, dafür zogen Mitte September, wie gewöhnlich, die Schauspieler in unserer stillen Garnisonstadt ein. Der Direktor der zusammengewürfelten Truppe erließ im Lokalblatte die übliche Einladung an den „hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum“ zur Unterstützung seines Unternehmens, für das er keine Kosten gescheut habe.

An einem Sonntagnachmittag saß ich allein im Zimmer des Gasthofs, wo ich eingemietet hatte. Ein leises Klopfen an der Thüre läßt sich vernehmen.

Auf mein lautes „Herein!“ schwebt ein schlankes Frauenbild mir entgegen, sich tief verneigend, den unglaublich geformten Hut von einem dichten, grünen Schleier überwallt, und ein entsetzlicher Moschusgeruch durchdringt die Lüfte.

„Sie wünschen?“

„Ich habe die Ehre, mich vorzustellen, Herr Baron. Mein Name ist Adelaide von Nassow, Mitglied der hiesigen Bühne, in der Oper wie im Schauspiel beschäftigt.“

Dabei schlug sie mit koketter Armbewegung den verhüllenden Flor zurück und ein leberfarbiges Angesicht, auf welchem mehrere dahingehchwundene Jahrzehnte ihre Schrift eingewühlt hatten, kam zum Vorschein. Mit künstlerischem Auf- und Niederschlag des Auges suchte sie das süße Lispeln ihrer verwelkten Lippen zu unterstützen.

Ich schob ihr einen Stuhl hin mit der wiederholten Frage: „Sie wünschen?“

„Verehrter Herr Baron! Wir feiern heute einen schönen Familientag — das Wiegenfest meiner geliebten Mama. Ach wir wären so unaussprechlich glücklich, aber — ein dunkles feindliches Geschick waltet über uns und läßt uns des hehren Tages nicht froh werden. Denn ach, — er, der die Seele des Ganzen wäre, fehlt, — er darf nicht unser Glück teilen, — ach — ich muß es aussprechen, — Janko schmachtet im Kerker!“ Dabei fuhr sie mit dem Moschustuche über die Augen.

„Mein Fräulein, ich begreife nicht — —“

„O Herr Baron, seien Sie ein milder Richter, geben Sie uns Janko frei, meinen lieben Cousin —“

„Mein Fräulein, ich verstehe noch immer nicht —“

„Herr Baron, Janko steht unter Ihren Truppen, — ein Wort von Ihnen, und es öffnen sich des dumpfen Kerkers Pforten.“

„Mein Fräulein, Sie irren, mir ist der Name Ihres Cousins fremd, ich habe keinen Janko in meiner Kompagnie!“

„Doch, mein Herr, — Verzeihung! — ich vergaß, ich bedachte nicht, daß unsere Sprache, ich meine jene der Bretter, welche die Welt bedeuten, eine andere ist, als die der Alltäglichkeit, — wir nennen ihn nur Janko, draußen im Leben heißt er allerdings — Johann Kleefeld.“

„Nun, mein Fräulein, wird mir alles klar! Sie bitten um Gnade für einen Zimmerarrestanten, welcher wegen schlechten Haushalts den heutigen Sonntag zu Hause zuzubringen verurteilt ist. Es ist sonst nicht meine Sache, gegebene und vorher wohl erwogene Befehle zurückzunehmen. Wenn ich heute zum ersten und einzigenmal eine Ausnahme mache, so ist es nur, weil ich nicht will, daß eine Dame den ihr jedenfalls schwer fallenden Wittgang zu einem unverheirateten Manne vergeblich gemacht hat. Kleefeld wird Ihrem Feste beimohnen, ich werde den Befehl zu seiner Freilassung sofort in die Kaserne schicken.“

Und damit erhob ich mich, den Besuch zu beenden. Einem mir zugebachten Händedruck der Dankbarkeit mit verstärktem Moschusgeruch wußte ich durch einen Schritt nach rückwärts zu entgehen, — mich traf nur ein lohnender Blick gen Himmel, ein tiefer Knix, — und sie war verschwunden wie die Fee Amorosa im Lumpazi Bagabundus!

Andern Morgens erhielt Kleefeld seinen „mit Milde und Strenge gepaarten“ Verweis, und zugleich geschärf durch das Verbot, bei Vermeidung von Dunkelarrest, nochmals den diesmal betretenen Weg zur Sprengung der Kerkerpforte einzuschlagen.

Erlauben Sie, daß ich mich kurz fasse.

Am nächsten Samstage abermaliges Fehlen aller Wäsche, dazu Schulden beim Kantinenwirt, „Pump“ bei der Wäscherin, auf den Stiefeln nur die Reste einstiger Sohlen — diesmal strenger Arrest über Sonntag und die darauffolgende Woche, geschärft an den Zwischentagen durch Kostbeschränkung auf Wasser und Brot.

Am Sonntag nachmittag abermaliges Klopfen an meiner Zimmerthüre.

„Herein!“

Ein bekannter grüner Schleier, ein bekannter Moschusgeruch — — ich springe zur Thüre.

„Mein Fräulein, ich verbitte mir Ihre Besuche!“ und draußen stand sie wie weiland Heinrich IV. vor der Burypforte von Canossa.

Die ersten Lenztage hatten ihren Einzug gehalten. Von den Dächern tropften wohl mitunter noch die letzten Reste eines verspäteten Aprilschnees. Das Theaterhalbjahr hatte sich raschen Schrittes zu Ende geneigt, die unwider-



„Mein Fräulein, ich verbitte mir Ihre Besuche.“

russisch letzte Vorstellung war in gewohnter Weise noch ein halbes Duzend mal verlängert worden, das Benefiz für erste und zweite Fächer, Kapellmeister und Regisseur hatte sich bei schlechtem Besuch dahingeschleppt, — der „hohe Adel und das verehrungswürdige Publikum“ war noch von dem das Theaterjournal kolportierenden Souffleur, wie herkömmlich, abgetbittelt, der Kunsttempel wurde geschlossen.

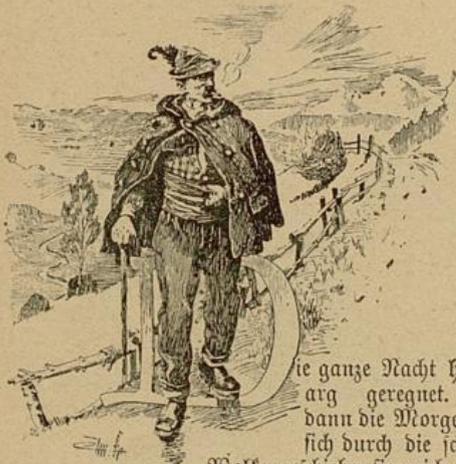
Mit ihrer geringen Habe hatten sich die Bühnemitglieder nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, nach Riga und Mosdok, nach Zürich und Wizaau.

Da rehte nachmittags Kleefeld beim Appell, ebenso am zweiten und am dritten Tage.

Janko war desertiert. Einige Versahzettel und Mahnbrieife bildeten seinen ganzen Rücklaß. In seinem leeren Tornister fand sich nur ein Zettel, worauf er geschrieben: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“

Das Modell.

Von Irma v. Troll-Borosthani.



Die ganze Nacht hatte es arg geregnet. Als dann die Morgensonne sich durch die schweren Wolkengeschiebe siegreich Bahn brach, glitzerten und funkelten die Bergespitzen in blendendem Neuschnee, den das Hochgewitter gebracht hatte. Unten aber, im Thale, stiegen aus den feuchten Wiesengründen milchige Nebel auf, um schließlich unter den glühenden Sonnenstrahlen spurlos zu verschwinden. Der würzige Tannenduft im Walde mischte sich mit dem Geruch der nassen Erde und erfüllte die frische, feuchte Luft des Sommer-

morgens. Lassigen Schrittes, den mit einem Gamsbart geschmückten, leichten Filzhut in der Hand, den Loderock über den Schultern, schlenderte der Maler Wahlheim, der sich studienhalber für einige Wochen in dem kleinen Tiroler Bergdorf einquartiert hatte, den durch den Hochwald führenden Fußsteig entlang. In tiefen Atemzügen jog er die Luft ein und lachte laut, wenn ihm von den Baumzweigen die dichten Tropfen gleich einem Sprühregen in das Gesicht spritzten.

Entzückt lauschte er dem Morgenlied der Vögel und schaute mit scharfem Blick nach den herrlichen Lichtwirkungen, wie die goldigen Sonnenstrahlen hier und dort durch die dunklen Waldesschatten fielen.

Hier, in der stillen, herrlichen Bergwelt fühlte er sich wohl und heimisch. Er haßte das Menschengetriebe der Großstadt, in deren Mitte er sich einsam und verlassen fühlte, zumal er wohl wußte, wie häßlich er war. Klein und verwachsen seit seiner Kindheit, infolge eines schweren Unfalles, auf einem Beine hinkend — so hatte er im Kreise der Spielgenossen immer hinter seinen wohlgebauten Geschwistern zurückstehen müssen. Selbst zu Hause, wo man zwar zuweilen Mitleid mit ihm gehabt hatte, wurde er auch oft genug geringer als die andern geschätzt, und das war ihm nicht entgangen. Die Mutter, die mit doppelter Liebe an dem unglücklichen Kinde hing, hatte er früh verloren. Der Vater hatte wenig Zeit, sich um ihn zu kümmern, und die Geschwister, sowie alle, die im Hause verkehrten,

machten kein Hehl daraus, daß sie sich etwas Besseres dünkten. So wurde er immer verbitterter in seinem Herzen, bis ihm die Kunst zur Rettung geworden war. Denn von dem Tage an, da seine Liebe zu ihr erwachte, war er gefest gegen die verheerende Wirkung der steten Kränkungen und Hintanzugung, die er zu erdulden hatte. Und als sein von einem eisernen Fleiß unterstütztes Talent sich entfaltete, als die ersten künstlerischen Erfolge sich einstellten, da heilte die Wunde, welche die Mißachtung ob seiner häßlichen Gestalt seinem Herzen geschlagen hatte.

Doch war auch der Haß allmählich aus seinem Gemüte gewichen, so hatte er unter dem Mangel an Liebe und Güte doch zu sehr gelitten, um an dem geistlichen Treiben und Drängen der Menschen Gefallen finden zu können. So ging er lieber einsam seiner Wege voll Müdigkeit für Schmerz und Kummer.

Doch wenn die Lenzesstürme durch die Lande brausten, wenn sie den Schnee in donnernden Lawinen von den Bergen segten, wenn auf den Wiesen und am Saum der Wälder unter frisch sprossendem Grün die vielfarbigen Frühlingsblumen ihre zarten Häupter hoben, dann litt es ihn nicht länger in den Mauern. Bis sich dann wieder Wald und Fluren in ihre winterliche weiße Decke hüllten, streifte er, froh die Natur genießend und emsig arbeitend von Dorf zu Dorf, von Thal zu Berge.

Jetzt war er an die Waldlichtung gekommen, da, wo der schmale Steig in die nach dem Dorfe führende Chaussee mündete. Eben wollte er sich heimwärts wenden, dem Gasthause zu, in dem er wohnte, dem einzigen im ganzen Dörflein. Plötzlich blieb er stehen.

Jenseits der Straße, auf einem gefällten Baume, sah er ein etwa achtjähriges Mädchen sitzen. Sie hielt einen Strauß purpurglühender Alpenrosen in der wettergebräunten Hand und schaute die Straße entlang, als ob sie jemanden erwartete.

Ein zeretztes, schliffiges, blaues Köckchen und das kurzärmelige Hemd von unbestimmter Farbe war die ganze Bekleidung des schönen Kindes; sie hing in losen Falten um seine schlanken Glieder. Goldig schimmerte im Licht der durchbrechenden Sonne das krause Blondhaar.

„Postausend, — was für ein prächtiges Bild!“ dachte der Maler. „Das will ich mir nicht entgehen lassen.“ Und er rief das Kind an.

„Heda, Deandl, — was machst da? Willst deine Bleamln verkaufen?“

Sofort sprang das Mädel auf und hielt ihm den Strauß entgegen.

„Da, bitt schön, kauf mir's ab!“

„Wie heißt denn?“ fragte Wahlheim, während er den Strauß in seinem Hutband befestigte.

„Gretel, — Gretel Pfirtschenthaler.“

Pfirtschenthaler — hatte er den Namen nicht schon gehört? Ja, jetzt erinnerte er sich. Gestern beim Abendessen in der Gaststube, da hatte er in einem flüsternd geführten Gespräche seines Wirtes mit dem Dorfschmied diesen Namen wiederholt gehört.

Wahlheim langte nach seinem Portemonnaie.

„Da, Gretel, das ist für die Bleamlu,“ sagte er, indem er ihr ein paar Nickelmünzen reichte. „Wennst aber mehr kriegen willst, so kommst morgen früh zu mir. Ich wohn' im Gasthaus. Verstehst? Dort fragst nach dem Maler Wahlheim. Sie weisen dich schon zu mir. Ich will dich malen. Und wennst schön still haltst, so geb' ich dir das.“ Dabei zeigte er ihr ein spiegelblankes, funkelndes Fünfstrohenstück.

Gretel riß die Augen auf. Sie hatte solche Münze in ihrem Leben noch nicht gesehen. Und malen wollte der Herr sie. Das verstand sie schon gar nicht. Würde er sie als Engel an die Decke der Dorfkirche malen? Aber für einen Engel war sie ja schon viel zu groß. Auch hatte sie ja keine Flügel. Wo würde er denn die hernehmen, um sie als Engel malen zu können? Das hätte sie freilich gern gewußt; da sie sich aber nicht zu fragen getraute, so schaute sie ihn bloß groß an, unverwandt, voller Neugierde.

Wahlheim lachte.

„Also vergiß nicht! Morgen früh, — dann kriegst das!“ Und bevor er die Silbermünze in seine Hosentasche gleiten ließ, drehte er sie mit Daumen und Zeigefinger am Rande haltend, vor Gretels Augen im Kreise. Dann nickte er ihr einen Gruß zu und ging weiter.

Gretel schaute ihm mit ihren großen, schwarzen Augen staunend nach. Als er aber an der Biegung der Chaussee ihren Blicken entchwand, sprang und lief sie quer über einen Wiesenhang nach Hause. Mit den kleinen, lehmigen, nackten Füßen über das nasse Gras hinstürmend, hatte sie bald das am Ende der holprigen Dorfstraße, schon außerhalb des Ortes gelegene, armselige Häuschen erreicht, über dessen zwei kleinen, mit Fäden geflickten Fenstern das schadhafte Schindeldach, gleich einer verwitterten Mütze niederhing. Eine schief in den Angeln hängende Thür, von rostbrauner Farbe wie das ganze Fachwerk, war der Eingang. Gretel gab der wackligen Thür einen Stoß, daß sie aufsprang, und stürmte in die Hütte.

Im Vorraum stand der Herd, neben demselben eine breite Holzbank. Nebenan war das Wohnzimmer, von den zwei Fenstern erhellt, vor denen eine Bank und ein Tisch standen. Im Hintergrund waren die Lagerstätten, niedrige Holzgestelle, auf denen zwei mit elenden Tüchern bedeckte Strohsäcke lagen.

Gretel blickte im Raume umher. Die Mutter, die sie suchte, war nicht da. Aber im Stalle, der dicht neben der Küche, unter dem gleichen Dache lag, fand sie die Mutter.

Sie hockte auf einem Schemel bei der Ziege und melkte sie. Kaum war sie zu bemerken in dem düsternen Dämmerlicht, das durch eine kleine, spinnwebenvergitterte Lücke oberhalb der bröckeligen Holzwand einfiel.

„Muatta, — da hast!“ sagte Gretel, ihr die Hand hinreichend, in der die kleinen Münzen lagen.



„Muatta, — da hast!“ sagte Gretel.

Die Mutter wendete den Kopf herum. Trotz des Halbdunkels im engen, dumpfigen Stalle sah sie das Geld. Mit scharfem Blick heftete sie ihre eingefunkenen Augen auf Gretel.

„Gebettelt —?“ fragte sie herbe.

„Naa — nicht gebettelt. Bleamlu hab' i brockt, und die hat mir a Herr ab'kauft.“

Die Frau zog stumm ihren kleinen Holzkübel unter der geduldigen Ziege hervor und trat aus dem Stall. Sie mußte die Augen schließen, so blendend grell traf sie das plötzliche helle Tageslicht nach dem Aufenthalt im dunklen Stallraume. Dann blinzelte sie nach den Geldstückchen hinüber in Gretels Hand.

Dreißig Heller! dachte sie bei sich.

Ihr vergrämes, bleiches Gesicht, dessen früh gealterte, abgehärmte Züge die einstige Schönheit deutlich erkennen ließen, verzog sich, als ob sie etwas heftig schmerze. Thränen traten ihr in die Augen und rannen langsam die hageren Wangen herab.

Sie nahm sich nicht die Mühe, die Thränen zu trocknen. Sie trug den Milcheimer in die Küche, um ihn zu überleeren; dabei kam es ihr gar nicht aus dem Sinn: Dreißig Heller — und in wenigen Stunden mußte sie fünfzig Kronen bereit haben, oder sie lag mit ihrer Gretel als Bettlerin auf der Straße. . . .

Fünfzig Kronen, die sie dem Fuchswirt schuldete.

Woher das Geld nehmen? Wer würde es ihr geben, ihr, der armen Witwe? Wer würde ihr helfen, sich ihrer erbarmen? Niemand!

Die Frau sank auf die Bank am Herde nieder, schlug die Hände vor das Angesicht und sann und grübelte in verzweifelter Not. Aber kein Lichtstrahl zeigte sich ihr.

Ja, wenn sie das Verlangen ihres Gläubigers

erfüllte, wenn sie ihm die Gretel gab, die er sich als Magd erziehen wollte, dann würde er mit der Eintreibung der Schuld warten, vielleicht sie ihr auch gar schenken!

Aber nie und nimmer wird sie einwilligen, daß er das Mädel in seine Hände bekommt. Ihm die Gretel geben! Dem bösen Feind ihrer Jugend, dem Räuber ihrer Unschuld, der ihr, als sie noch ein kleines, halbwüchsiges Mädel war, schon nachgestellt auf Schritt und Tritt!

Jetzt freilich, jetzt schaute er sie nicht mehr an. Kein Mitleid, kein Erbarmen hatte er für sie. Aber jetzt wollte er ihr Kind haben, nach der Gretel gelüftete es ihn jetzt, die wohl ebenso hübsch zu werden versprach, wie es die Mutter gewesen war.

Die Gretel sollte sie ihm überantworten — ihre Freude, ihren Trost, ihre einzige Hoffnung, damit ihr die Hütte und das Stückchen Land, das sie beide kümmerlich ernährte, nicht genommen würden.

Nein — niemals! Lieber mit dem Kinde an der Hand von Dorf zu Dorf betteln gehen.

Da pachte sie aufs neue die furchtbarste Angst: — man wird ja das Kind ihr gar nicht lassen! Sie selber kommt auf das Gemeindehaus und die Gretel wird man ihr nehmen, und wie will sie es dann verhindern, daß sie dem Wirt übergeben wird, wenn er sich anbietet, sie aufzuziehen?

„O Gott, o Gott! Hilf mir aus meiner Not!“ kam es verzweifelt über ihre ausgetrockneten Lippen. Und wieder füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Plötzlich aber raffte sie sich auf.

Ein letzter Versuch mußte gemacht werden.

Sie wollte hingehen zu dem Manne, dem sie das Geld schuldete, sich ihm zu Füßen werfen und ihn bitten, daß sie das Darlehen im Tagelohn abarbeiten dürfe.

Freilich ging es ihr nun wieder durch den Kopf, wie sie denn sich und ihr Kind ernähren sollte, wenn sie den ganzen Tag für den Wirt arbeiten mußte. Aber vielleicht begnügte er sich auch nur mit ein paar Tagen in der Woche, und die freien Tage blieben dann ihr selber.

Sie erhob sich mühsam. Unter der engen, gestickten Kattunjacke arbeitete die Brust heftig. Auf ihren gelben, mageren Wangen brannten rote Fieberflecken.

Gretel, die ihr in die Küche nachgeschlichen war, stand neben ihr.

„Du, Muatta,“ sagte sie jetzt, „er will mich malen.“

Die Frau hörte nicht auf sie. Sie strich sich den tiefschwarzen Scheitel glatt, warf ein Tuch über Kopf und Schultern und wollte gehen. An der Thür wandte sie sich zurück.

„Hast Hunger, Gretel?“ Und ohne deren Antwort abzuwarten, langte sie ein Stück Brot aus der Tischlade und gab es dem Kinde. „Da hast — und dort steht die Milch.“

Dann ging sie.

Mit großen Schritten eilte sie dahin, daß ihr die dünnen, verwachsenen Röcke um die Beine schlügen.

Plötzlich aber, als sie bei einer Wendung der Chaussee das Wirtshaus mit dem von dichtbelaubten Kastanienbäumen beschatteten Garten vor sich liegen sah, blieb sie zögernd stehen. Ihr war, als könnte sie nicht weiter, als wüchse eine Mauer vor ihr empor, über die sie nicht hinüber konnte. Sie gedachte der Bittgänge, die sie bereits gemacht, zum Pfarrer, zum Gemeindevorsteher, zum Müller, zum Krämer — alle vergebens. Die einen wollten, die andern konnten ihr nicht helfen. Es wurde ihr wirr im Kopfe. Was sollte sie denn ihrem Gläubiger sagen, damit er sich ihrer erbarmte? Er würde ihr die Gretel abfordern, und wenn sie darauf nicht einging, keine Schonung mit ihr haben.

Aber es mußte sein. — Mit dem Mute der Verzweiflung raffte sie sich auf; ohne Zaudern ging sie aufs neue vorwärts, dem Hause zu.

Der Wirt stand unter der Thür. Ein Blick in das verstörte Angesicht der Herannahenden verriet ihm sofort den Zweck ihres Kommens. Aber er hütete sich wohl, es ihr zu sagen.

Mit spöttischer Höflichkeit rückte er an seiner schilflosen Hauskappe und sprach: „Ei, was wär' denn döös? So fruah kommst schon mit 'n Geld? Es hätt' ja bis nachmittag Zeit g'habt, und du kommst schon in aller Fruah.“

Die Frau blickte ihn voll Schrecken an. Sie verstand den Hohn, der ihr die Zunge lähmte.

Da fuhr der Wirt fort: „Naa, wie is's? Wo hast denn 's Geld? Wir können's glei' hier abmachen.“

Dabei schritt er dem nächststehenden Gasttisch zu, ließ sich behäbig auf der Bank nieder und faltete, mit spöttischer Neugier zur Frau hinüberblinzeln, die feisten Hände über dem wohlgenährten Leib.

Ihre Knie wankten, als sie ihm folgte. Demütig stand sie vor ihm und schaute ihn so flehend an.

Und endlich brach es los. Ohne Pause, ohne Stockung, mit einander überstürzenden Worten brachte sie ihre Bitte vor. Alle Leidensgänge, die sie schon gemacht, um das Geld zu erhalten, erzählte sie. Alle Antworten, mit denen man sie abgewiesen, gab sie wieder. Und den thränenreichen Blick beschwörend auf den Mann gerichtet, der breitspurig, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihr saß, flehte sie ihn an um sein Erbarmen.

„I hätt' mir's denken sollen, was dahinter steckt, daß d' so fruah daher kommst,“ hub der Wirt, als sie verstummte, an. „Aber den Weg hätt'st dir ersparen können. 's is' völli'g zum Lachen, was d' von mir begehrst. Zuwarten soll i, bis du zahlen kannst. Ja wie lang denn epper? Glaubst, das Geld, das d' mir schuldig bist, kannst von deiner Soaß außermellen oder es wird dir auf dein' Krautacker wachsen? Oder abarbeiten im Tagelohn! So a dumm's G'red! Dös kennt ma schon. Jeden Tag gebet's an andere Ausred', warumst dahoam bleiben müßt. Naa, sell giebt's nit bei mir. Für so an Handel bin i nit dumm g'nua. Damit's d' aber nit sagen kannst, daß d' koan Mädeligkeit

g'habt hast, dir dein Grundstück zu erhalten, so sag' i dir no' amal: gieb mir dei Gretel. Es is a brav's, nett's Madel, das i brauchen könnt' als Dirn, wann i s' aufzog'n hab'. Wannst einwilligst, so kriegst dein Schuldschein z'ruck, glei, auf der Stell'."

Der Wirt verstummte verwirrt.

Die Frau war dicht vor ihn hingetreten. Verzweifelt schaute sie ihn mit ihren schwarzen Augen an, ballte die hageren, braunen Hände zu Fäusten und erhob sie drohend gegen ihn. Ihr Anblick erschreckte ihn, so daß eine leichte Blässe seine schwammigen, weingeröteten Wangen überzog.

In allen Gliedern bebend, stand sie vor ihm, und jetzt hörte er sie sagen: "Mein Gretel willst, — aber ehnder geh' i ins Wasser mit ihr, als daß du sie kriegst, du Schuft!"

Im nächsten Augenblick war er allein.

Die Frau aber lief, so schnell, als ihre zitternden Füße sie auf der lehmigen, durchweichten Dorfstraße zu tragen vermochten, heimwärts.

Das Tuch war ihr vom Kopfe gesunken und umflatterte ihren fleischlosen Leib. Mit irem Blicke starrte sie vor sich hin. Trostlose Dual erfüllte ihr Herz. Mit leeren Händen kam sie ja heim. Der letzte, verzweifelte Versuch einer Rettung war mißglückt. Aber weiter und weiter lief sie, als ob Verfolger ihr auf der Ferse wären.

Als die Frau wieder in ihre Hütte trat, verließen sie die Kräfte. Sie bemerkte wohl, daß die Gretel nicht da war, und suchte sie, laut ihren Namen rufend, im Stall und auf der Wiese hinter dem Häuschen. Doch als sie keine Antwort erhielt, fiel ihr ein, daß das Kind sicherlich wieder an den Berghängen herumstreife und Alpenblumen pflücke, um sie den durchziehenden Touristen zu verkaufen. Einen Blick noch richtete sie über die zwischen Zirbelbäumen und Fichtentnicholz jenseits des vom Berge herunterbrausenden Wildbaches ansteigende, grüne Grashalde, wo das Madel sicherlich herumkletterte, dann kehrte sie in die Stube zurück und warf sich auf ihren Strohsack. Sie war müde, aber schlafen konnte sie nicht, sie sann und sann.

Sie hoffte, ja, sie dachte nichts mehr, mochte kommen, was da kommen mußte. Sie konnte es nicht aufhalten, sie war zu Ende mit ihrer Widerstandskraft. —

Die Gretel aber war nicht auf die Höhe geklettert, um Blumen zu pflücken. Nachdem sie das Brot, das ihr die Mutter gegeben, gegessen und von der Milch getrunken hatte, war sie hinausgelaufen, um die Rückkehr der Mutter abzuwarten.

Als sie aber draußen herumblickte, sah sie die Mutter in der Ferne auf der Straße stehen und dann ihren Weg zum Dorf fortsetzen. Und da fing sie zu laufen an, um die Mutter einzuholen. Es gelang ihr aber nicht, sie zu erreichen. Erst als die Mutter in den Gasthausgarten trat, kam sie ihr näher. Doch als sie sie anrufen wollte, sah sie den Wirt im Gespräche mit der Mutter und getraute sich nicht, heranzutreten. Hinter einem der Tische,

unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum, blieb sie stehen, um zu warten, und so hörte sie, von beiden unbemerkt, was sie sprachen.

Sie verstand freilich nicht alles, was da gesprochen wurde. Doch aber gerade genug, um zu wissen, daß es sich um Geld handelte, um fünfzig Kronen, die die Mutter dem Manne zahlen sollte, und daß er ihr, weil sie nicht zahlen konnte, das Häuschen wegnehmen würde.

Atemlos, den Blick nicht von den beiden wendend, lauschte Gretel. Und jetzt sah sie, wie die Mutter an den Wirt herantrat, die Arme drohend gegen ihn erhob, mit lauter, zitternder Stimme ihm etwas zuschrie und dann weglief.

Jetzt wollte auch Gretel ihr folgen. Aber sie getraute sich nicht. Sie fürchtete sich vor dem Wirt, der sie sehen und haschen würde. So blieb sie, vom



Unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum blieb sie stehen, um zu warten

Tische und vom Baume gedeckt, regungslos hocken. Und dabei hörte sie immer in den Ohren die Worte: "Fuffzig Kronen — fuffzig Kronen!"

Da erhob sich der Wirt von seinem Platze und schritt hinter das Haus, dem Keller zu.

Gretel reckte sich in die Höhe. Der Platz war leer. Unbemerkt konnte sie jetzt fortlaufen.

Aber sie that es nicht. Mitten in ihrem ängstlichen Warten war ihr ein Gedanke durch den Kopf geschossen.

Vorsichtig umherspähend, ob nicht der Wirt wieder zurückkäme, huschte sie ins Haus. Im Flur stieß sie auf die Kellnerin, die sie fragte, was sie da zu suchen habe, auf ihre Frage, wo der Herr Maler Wahlheim wohne, ihr aber lachend sein Zimmer wies.

Eine Minute später stand Gretel pochenden Herzens vor seiner Thüre still. Dann drückte sie mutig die Klinke auf und trat über die Schwelle.

Imitten des dürftig möblierten Raumes, dessen

Fenster allerdings eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge boten, saß der Maler, aus einem kurzen Pfeifchen mächtige Rauchwolken qualmend, vor dem Tische und krante in einer mit Skizzen und Studien gefüllten Mappe herum.

„Was giebt's?“ brummte er, aufblickend. Und als er die Gretel erkannte: „He, du hast es ja gar eilig. Ich hab' dich ja erst auf morgen früh bestellt.“

Dabei ließ er aber seinen Blick wohlgefällig auf dem Mädclen ruhen, das, mit erhitzten Wangen, das zerfetzte Kittelchen vom raschen Lauf verschoben, die braunen, nackten Füßchen mit Lehm bespritzt, an der Thüre stehend, seine unter dem wirren Haargelock hervorschimmernden Schwarzaugen scheu und bittend auf ihn gebettet hielt.

Hier, in dem mit spießbürgerlicher Nüchternheit eingerichteten Gemach fiel die Schönheit und malerische Zerklumptheit des Kindes noch mehr ins Auge als draußen im Rahmen der freien Bergnatur.

„Naa, also, was willst?“ fragte Wahlheim wieder, als Gretel noch immer schwieg.

Jetzt trat sie vor.

„Schön bitten thät' ich dich, daß d' mi heut noch abmalst.“

„Ei, was du sagst! Kannst es denn nicht mehr erewarten?“ lachte der Maler. „Und warum denn?“

„Damit i das schöne Silberstück krieg', das d' mir versprochen hast.“

Wahlheims Stirn zog sich in Falten: „Geldgierige Kleine Krange!“ dachte er. Laut aber sagte er:

„Was willst mit dem Geld?“

„Der Muatta geb'n. Sie brauch't's.“

„Hat sie dich hergeschickt?“

„Naa — sie waß nur von dir, daß d' mi malen willst.“

„So — und woher weißt denn du, daß sie's braucht?“

„G'hört hab' ich's, wie s' mit 'n Wirt g'red't hat, g'rad' vorhin. Fuffzig Kronen hat s' immer g'sagt, und er aa. Sie is 's eahm schuldt'. Und wenn sie's nit zahlen kann, so nimmt er uns unser Häusl und 's Feld und die Goas — heut no'.“

Wahlheim wurde es eigen zu Mute. Das war es also, wovon gestern abend der Wirt mit dem Schmied so eifrig gesprochen hatte, als er sie den Namen der armen Frau nennen hörte.

Hestig zog er an seiner Pfeife, daß der Rauch in Schwaden gegen das offene Fenster zog.

Plötzlich fühlte er sich an seiner Hand gefaßt. Nicht an ihn geschmiegt, die stehenden Angstaugen zu ihm emporgerichtet, sagte Gretel: „Du — gieb mir das Geld! Ganz still sitzen will i, nit muck'n, daß d' mi abmalen kannst, so lang als d' willst.“

Wahlheim wurde es heiß ums Herz. Seine sonnengebräunten Wangen röteten sich in jäher Glut. Er richtete sich in seinem Stuhl auf, und mit der freien Hand über die goldblonden Locken des Kindes hinreichend, sprach er: „Geh heim, Gretel! Sag deiner Mutter, ich komme gleich nach und bring' ihr die fünfzig Kronen. — Geh, sag ihr's!“

Einen Augenblick stand Gretel unbeweglich. Dann, die Arme ausbreitend, als ob sie den Maler umarmen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus, und fort stürmte sie, wie ein Wirbelwind, zur Stube hinaus, heimwärts — zur Mutter.

Wahlheim erhob sich. Sinnend durchs Fenster blickend, dachte er: „Was es doch für allerlei Glend in der Welt giebt, überall, wo Menschen wohnen. Es ist noch gut, wenn ein Unglücklicher einem andern helfen kann!“

Dann holte er eine Banknote aus seiner Kassette, griff nach seinem Hute und verließ das Zimmer.

Als er bei Gretels Heim anlangte, fand er ihre Mutter vor der Thüre sitzen.

Schweigend, mit brennenden Augen stierte sie ihn an.

Gretel, die neben ihr auf dem Boden gekauert war,

kam ihm entgegen und sagte: „Sie will mir's nit glauben. Sie sagt, so was giebt's gar nit in der Welt.“

Wahlheim blickte um sich. Das Glend, die Verzweiflung, die sich in den verstörten Zügen der armen Frau malte, ergriffen ihn aufs tiefste.

„Gute Frau,“ hub er endlich an, „die Gretel hat mir alles erzählt, — ich will Euch gern helfen,“ und er reichte ihr den Geldschein. „Gebt acht, es sind hundert Kronen. Der Wirt muß Euch fünfzig herausgeben.“

Als die Frau aber, laut aufschluchzend, sich ihm zu Füßen werfen wollte, wehrte er ihr ab: „Es ist schon gut. Die Gretel muß es abtzen. Morgen mal' ich sie.“

Ein Schritt vom Wege.

Von August Schuster.

„Wissen Sie's schon? Der Herr Hauptmann ist gestorben, gestern abend. Er saß im Lehnstuhl und las gerade noch die Zeitungsrevision. Der Seberlehrling stand an der Thüre und wartete auf das Blatt. Das glitt ihm auf einmal aus der Hand, und als der Lehrling — es war der Bollmann — hinzusprang, um es aufzuheben, sah er, daß der Herr Hauptmann den Kopf vornüberlehnte. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

Es war der Faktor Gieshübel der großen Frohmuth'schen Druckerei, welcher diese Neuigkeit dem Korrektor Wäckerlin erzählte. Erschütterter vernahm dieser die Nachricht. „Ist's möglich!“ meinte er, „als er gestern zu seinem Mittagstisch in die »Sonne«



Die Frau warf sich ihm laut aufschluchzend zu Füßen.

ging, sagte er noch zu mir: Herr Wäckerlin, ich bin heute gar nicht recht wohl, ich habe wieder meine Schwindelanfälle. Ich werde heute nachmittag zu Hause bleiben. Schicken Sie mir doch die Revision! Daß es aber so schnell gegangen ist! . . . Er war ein braver Mann, unser Hauptmann. Zehn Jahre habe ich neben ihm gearbeitet. Er war die Pünktlichkeit selbst. Man mußte Respekt vor ihm haben.“

„Er hätte sich doch mehr schonen sollen,“ meinte der Faktor, „er hat in den letzten zwei Jahren doch furchtbar gealtert, ich glaube, die Arbeit ist ihm in letzter Zeit saurer geworden, als er sich's merken ließ . . . Nun ist für ihn »Schluß der Redaktion«, möge er in Frieden ruhen!“

Als zwei Tage darauf der Redakteur und Hauptmann a. D. Albert Fürchtegott Ehrenberg unter militärischen Ehren bestattet worden war, hielt auch schon der neue Redakteur, der Doktor Schmerling, der telegraphisch berufen worden war, seinen Einzug in die Redaktionsstube.

Noch am selben Morgen klopfte es an die Thüre des Korrektors, dessen Arbeitszimmer dicht neben der Redaktionsstube lag.

„Ich möchte mich nur meinem Herrn Kollegen vorstellen. Ich bin der neue Redakteur, Doktor Schmerling, und hoffe, wir werden gute Nachbarschaft halten.“ Herr Korrektor Wäckerlin wurde ganz verlegen bei dieser Anekdote. Der Herr Doktor hatte ihn Kollege genannt! Es dauerte keine fünf Minuten, so hatte ihn der neue Redakteur, der ein Meister im Interviewen, d. h. Ausfragen, war, vollständig „geleert“. Er wußte nun, daß Herr Wäckerlin, ein Lehrersohn, sozusagen von Kindesbeinen an im Geschäft, erst als Schriftsetzer thätig war, bis er endlich zum Korrektor avancierte, nachdem er sich durch Selbstunterricht die zu diesem Berufe nötigen Kenntnisse erworben hatte; daß er endlich seit drei Jahren verheiratet und Vater von zwei Kindern war. Dagegen hatte Herr Wäckerlin von seinem neuen Herrn „Kollegen“ nur erfahren können, daß dieser vorher nicht nur Redakteur einer andern, bedeutenden Zeitung, sondern auch Mitarbeiter von Familienblättern, mit einem Wort ein „hervorragender Schriftsteller“ war.

„Sagen Sie mal,“ meinte der neue Redakteur im Verlaufe des Gesprächs, „ich habe soeben die letzten Nummern unserer Zeitung angesehen; die sind doch unglaublich langweilig. Muß ein lederner Herr gewesen sein, dieser Hauptmann Ehrenberg. Na, das soll anders werden, es muß Zug in die Geschichte kommen, die Leute sollen ihre Freude erleben. Was halten Sie z. B. hier von dem Artikel, habe ihn noch gestern nach Mitternacht in der Krone bei einem Glase Wein probieren. Die Kistäder werden Augen machen, wie ich ihre Stadt und ihren Klatz schon kenne! Der alte Musiklehrer da, wie heißt der Kerl doch — Klimperl oder Wimmerl — übrigens ein kolossales Sumpshuhn — hat mir köstliche Sachen erzählt! Sehen Sie, so ist für mich Arbeit und Unterhaltung eins und dasselbe. Am besten arbeite

ich eben beim Glase Wein. 's ist freilich ein bißchen spät geworden — oder früh, wie Sie wollen — ich habe mich doch ein wenig gar zu eifrig in die Arbeit gestürzt. Ich glaube, ein Spaziergang vor dem Frühstück würde mir gut thun. Wären Sie nicht so freundlich, hier aus den Zeitungen „Bermischtes“ auszuschneiden? — es ist ganz egal was, 's ist ja doch nur zum Füllen. Den heutigen Leitartikel habe ich unterwegs auf der Reise geschrieben . . . das ist das Jamose an unserm Metier, wir können es treiben, wo wir stehen und gehen. Also, bitte schön, machen Sie mir den Schwindel fertig, lieber Wäckerlin. Auf Wiedersehen, Herr Kollege!“

Herr Wäckerlin blieb in freudiger Erregung zurück. Mit großem Vergnügen las er die Plauderei des neuen Redakteurs, denn sie war geistreich und witzig, vielleicht ein bißchen rücksichtslos, aber es konnte gar nichts schaden, wenn einmal ein paar Schlafmützen gerüttelt und einige wirkliche öffentliche Uebelstände gerügt wurden. Gerne besorgte darauf Herr Wäckerlin auch die Arbeit, die der Herr „Kollege“ ihm aufgetragen hatte. Die kleine Zeitverjämnuis wollte er bald wieder einbringen.

Nachmittags gegen drei Uhr kam der neue Redakteur wieder auf sein Bureau. Ein lustiger Herr! Er sang fortwährend, ging dabei im Zimmer auf und ab und sah auch einigemal dem Kollegen Wäckerlin in die Stube.

„Was treiben Sie denn da eigentlich?“ fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend, „das muß doch eine verflucht lederne Beschäftigung sein.“ —



„Was treiben Sie denn da eigentlich?“ fragte er, dem Korrektor über die Schulter blickend.

„Na, es geht . . . Dies hier ist ein wissenschaftliches Werk, man muß freilich aufpassen, kann aber auch viel dabei lernen. Ich könnte mir keine liebere Arbeit denken.“

„Na, das ist nun Geschmacksache,“ meinte der Herr Redakteur. „Was treiben Sie denn des Abends? Sie gehen doch wohl aus?“

„Einigemal in der Woche schon,“ meinte Herr

Wäckerlin, „sonst aber gehört der Abend meiner Frau und den Kindern, ich sehe sie ja sonst doch fast den ganzen Tag nicht. Dann lerne ich auch seit einiger Zeit Cellospielen und übe jeden Abend eine Stunde. Einmal in der Woche gehe ich in meinen Stenographenverein, dessen Vorsitzender und Lehrer ich in einer Person bin, und Samstags gehe ich zu den Proben und Übungen unseres Gesangvereins Konfordia.“

„Huhu, hören Sie auf,“ sagte Dr. Schmerling, „ich kenne das, — das ist so der tugendsame Lebenswandel eines rechten Philisters. Und um zehn Uhr in die Klappe, was? Ich muß sagen, ich hätte Sie etwas höher eingeschätzt.“

Herr Wäckerlin war unangenehm berührt. Was gingen denn diesen fidelem Herrn seine Privatverhältnisse und Lebensgewohnheiten an, und warum fragte er ihn denn danach? „Ein Philister glaube ich deshalb nicht zu sein,“ erwiderte der Korrektor. „Ich muß gestehen, das lange Wirtshaus sitzen wäre meine Sache nicht; ich brauche den Kopf zu meiner Arbeit, und da ist's am besten: früh zu Bett und früh heraus. Des Sommers fange ich oft schon um sechs Uhr an zu arbeiten, wenn gerade viel zu thun ist.“

„Er braucht den Kopf zu seiner Arbeit,“ meinte Dr. Schmerling lachend, „das ist wirklich famos. Glauben Sie vielleicht, ich gebrauche dazu etwa den Hintern — mit Respekt zu sagen? Im Gegenteil, man arbeitet ja viel leichter, wenn man etwas Del auf der Lampe hat, und meine besten Einfälle habe ich doch stets bei meinem Glase Wein. Nun, chacun à son goût. Wenn Sie aber einmal genug haben von der Leimsiederei, dann sagen Sie es mir, ich will Ihnen dann zeigen, wie man es machen muß, wenn man sein Leben genießen will. Man lebt ja doch nur einmal.“

Die Worte gingen dem Korrektor Wäckerlin im Kopfe herum. Nach der Gesangvereinsprobe war bei einem Glase Bier von nichts gesprochen worden als von dem neuen Redakteur. So einen schneidigen Kerl hätten sie in Kstadt noch nie gehabt, der tresse den Nagel auf den Kopf, wenn er die kleinstädtischen, unwürdigen Zustände verulkte und Vorschläge zur Besserung mache. Jetzt würde man endlich einmal des Lebens froh werden können. „Der muß gleich wenigstens passives Mitglied werden,“ meinte einer, und ein anderer, ein Beleuchtungsinstallateur, dessen Herz der neue Redakteur sofort durch einen Artikel „Mehr Licht“ gewonnen hatte, machte sogar den kühnen Vorschlag, ihn lieber gleich zum Ehrenmitgliede zu ernennen.

Den nächsten Abend sollte Herr Wäckerlin seiner Gepflogenheit nach zu Hause zubringen. Zum erstenmale, seit er verheiratet war, kam es ihm aber langweilig vor. Das Cello hatte er bald wieder in die Ecke gestellt, und als seine Frau, die nicht ganz wohl war, die Abncht aussprach, früher zu Bette zu gehen, sagte der Herr Korrektor verdrießlich: „Ja, was soll denn da ich anfangen? Ich kann doch nicht auch schon um neun Uhr zu Bette gehen!“

Verwundert sah seine Frau ihn an. „Du hast ja doch die Lesemappe noch gar nicht angesehen, sie ist ja heute erst gekommen.“

„Ach was,“ meinte Herr Wäckerlin noch verdrießlicher als zuvor, „den ganzen Tag habe ich ja doch nichts anderes zu thun, ich werde mich noch ganz dumm lesen! Ich glaube, ich will einmal in die Krone gehen, der neue Redakteur soll ein so vorzüglicher Gesellschafter sein, die Leute wissen nicht genug zu rühmen, wie unterhaltend, lustig und geistreich er ist.“

„Dann wünsche ich dir viel Vergnügen,“ sagte die junge Frau, „aber nicht wahr, du kommst nicht gar so spät . . . Du bist das Wirtshaus sitzen nicht gewöhnt und es bekommt dir gewiß nicht gut.“

„Da kannst du beruhigt sein,“ meinte der junge Ehemann, „um zehn, spätestens halb elf bin ich wieder zurück.“ Mit einem Kusse nahm der Korrektor von seiner Frau Abschied und griff nach Hut und Ueberzieher. Noch an der Hausthüre kehrte er um, es war ihm ein guter Einfall gekommen. Er hatte schon vor einiger Zeit einmal einen Artikel über ein lokales Vorkommnis geschrieben, sich aber nie damit hervorgewagt, weil der Herr Hauptmann „um des lieben Friedens willen“ es möglichst vermied, solche Dinge zu erörtern. Herr Wäckerlin ging an seinen Schreibtisch, nahm einen gefalteten Briefbogen aus demselben, steckte ihn zu sich und dann ging er muntern Schrittes der „Krone“ zu.

Ein nicht endenwollender Jubel und Bravorufe erschallten gerade in dem Augenblick, als Herr Wäckerlin das große Wirtszimmer der „Krone“ betrat. Dort saß im Kreise einiger lebensfroher Bürger der neue Redakteur. Er hatte eben eine Erzählung losgelassen, die von Wis übersprudelte, in der er von einer phantastischen Reise berichtete, die er unfreiwilligerweise auf den Mond gemacht haben wollte, wohin ihn ein furchtbarer Sturm mißsammt seinem Regenschirm entführte, den er nicht loslassen wollte, weil er nagelneu war. Dann schilderte er die dortigen Zustände, in denen die guten Kstädter un schwer ihre eigenen erkennen konnten. Als sich die Reihe der Gäste etwas gelichtet hatte, gelang es auch dem „Kollegen“ Wäckerlin, in die Nähe des gefeierten Mannes zu gelangen, und noch ehe es zehn Uhr schlug, hatte der neue Redakteur den Artikel des Herrn Korrektors mit den Worten zum Abdruck acceptiert: „Aber natürlich, nur her damit, m. w. — machen wir.“ In der Freude seines Herzens blieb der Korrektor auch eine volle Stunde länger in der lustigen Gesellschaft, als er gewollt hatte, und bei der dritten Flasche Wein machte er eine Entdeckung, die ihn mit Freude und Stolz erfüllte . . . er fand, daß er dichten konnte!

„Sehen Sie, das macht das Milieu,“ sagte Doktor Schmerling, als er diesem die »Klage des Hausschlüssels« (so hieß das lustige Gedichtchen) vorlas, »der Wein hat Ihnen die Zunge gelöst. Zu Hause im Kinderzimmer hinterm Ofen ist noch niemanden eine gezeichnete Idee gekommen.“

Es war über zwölf Uhr, als der Korrektor nach Hause kam, Frau und Kinder schliefen, die Frau that wenigstens so und fragte auch am andern Morgen mit keiner Silbe, wie es ihrem Manne gefallen habe. Dem Herrn Korrektor aber war gar kläglich zu Mute. Mürrisch ging er nach dem Geschäfte, das Arbeiten wurde ihm furchtbar sauer und doch war die Arbeit nicht tadellos, wie er später fand. Den heißen Kopf in die Hand gestützt, fand der immer lustige Dr. Schmerling den „Kollegen“ bei der Arbeit.

„Ah so!“ meinte er lachend, „der Junge bekommt Zähne, da wollen wir schon nachhelfen. Ein Gläschen Wein zum Frühschoppen und das „Zahnweh“ ist wie weggeblasen.“

Nur ungerne ließ sich Herr Wäckerlin dazu überreden, des Mittags nach Geschäftsfluß zu einem „Tropfen“ in die „Krone“ zu kommen. Aber er ging doch mit und das „Zahnweh“ verging rasch. Herr Wäckerlin wurde jetzt ein regelmäßiger Besucher der sibielen Abendgesellschaft und auch beim Frühschoppen fehlte er selten.

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte einmal der Kronenwirt zu ihm, „wenn ich Sie früher so ernst und bedächtig über die Straße gehen sah, vom Geschäfte nach Hause und vom Hause nach dem Geschäfte, habe ich Sie für einen Mordspilister, für einen rechten Leimieder gehalten . . . ich hätte zehn Mark gegen einen Pfennig gewettet, daß Sie weder lachen noch einen Witz machen können. Jetzt schütteln Sie die nur so aus dem Nermel. Ja, ja, die stillen Wasser!“

An Abenden, wo es in der „Krone“ stiller herging — und das geschah des Winters häufig, wenn etwa im „Kasino“ ein Ball, in der „Harmonie“ ein Konzert oder sonst eine Unterhaltung war — konnte man nun dort die neuen Freunde, den dicken Doktor Schmerling mit der goldenen Brille und den langen Korrektor Wäckerlin in dem behaglichen Winkel neben dem großen Ofen sitzen sehen. Der Redakteur schrieb da seine Leitartikel, während Herr Wäckerlin an einer humoristischen Geschichte arbeitete, die er auch bald seinem gelehrten Freunde zur Prüfung vorlegen konnte.

„Aber das ist ja etwas ganz außerordentlich Gelingenenes,“ meinte dieser, „man kommt ja aus dem Lachen gar nicht mehr heraus . . . Der dicke Bastian . . . das soll ich wohl sein! Sie verfluchter Kerl! Und wer den Kronenwirt kennt, ist nicht lange im Zweifel darüber, wer Ihnen zu diesem Prachtkerl von Windmüller Modell gestanden hat.“ Und der dicke Doktor schüttelte sich vor Lachen. „Sie,“ meinte er und stieß den Korrektor mit dem Ellenbogen an, „das kommt nicht in die Zeitung, . . . ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung . . . lassen Sie mich machen . . . ich bringe die Geschichte in einer Zeitschrift unter.“

Und das that er. Vierzehn Tage später legte er seinem Freunde fünf glänzende Doppelkronen auf den Wirtstisch. „Das Honorar für Ihre Geschichte,“ meinte er. Es versteht sich von selbst, daß das freu-

dige Ereignis durch eine Flasche Extraguten gefeiert wurde. Bei dieser Gelegenheit machte der nun plötzlich aus einem unbekanntem Korrektor zu einem, wie er meinte, berühmten Schriftsteller gewordene Herr Wäckerlin seinem Freunde eine vertrauliche Mitteilung.

„Soll ich's gestehen?“ fragte er, „ich war schon im Begriffe, die ganze Schriftstellerei wieder aufzugeben. Meiner Frau macht es Kummer, sie meint, das Wirtshaus sitzen ruiniere mich . . . ich sei gar nicht mehr so heiter wie früher . . .“



„Das kommt nicht in die Zeitung, ich weiß dafür eine lohnendere Verwendung.“

Bei diesen Worten erhob sich Doktor Schmerling, weil ein Lachkrampf ihn schüttelte, und es dauerte eine Weile, bis er prustend die Worte hervorbrachte: „Dann soll doch Ihre Frau einmal hierher in die Krone kommen, vielleicht wird sie dann anderer Meinung.“

„Je nun,“ sagte der Korrektor doch etwas bedenklich, „das ist nun nicht zu leugnen: meine Frau hat verflucht wenig mehr von mir, und mir ist's zu Hause auch gar nicht mehr behaglich . . . mag sein, daß ich da nicht immer bester Laune bin. Und daß ich's Ihnen nur gestehe: Meine Stellung ist mir total entleidet! Dies ewige Einerlei, es macht mich ganz nervös. Und dazu noch der Verdruß mit dem Prinzipal. Ich weiß nicht, was er hat. Ich glaube, der Metteur, der scheinheilige Kerl, hat Gelüste, Korrektor zu werden, er muß mich beim Alten böß verflatscht haben, er bekomme die Korrekturen nie mehr zur rechten Zeit und was weiß ich . . . nun, ich will dem Kerl nicht im Wege stehen. . . . Wenn ich andere Ausichten hätte . . .“

„Aber die haben Sie ja doch,“ sagte verwundert der Doktor. „Sie werden doch nach diesem Erfolge nicht mehr daran denken, Korrektor bleiben zu wollen! Was fällt Ihnen denn nur ein! Ich habe Ihr Talent entdeckt . . . das Verdienst lasse ich mir nicht nehmen. Werfen Sie dem Alten doch den ganzen Bettel hin! Leben Sie Ihrem Talente, Ihren Neigungen! In zwei Abenden haben Sie ja jetzt soviel verdient als mit Ihrer Sklavenarbeit in einem halben Monat. Fort mit Schaden!“

Das leuchtete Herrn Wäckerlin ein. Er bat um seine Entlassung aus dem Geschäfte und erhielt sie

folglich bewilligt. An seine Stelle kam wirklich der Metteur, „das scheinheilige Luder“.

Jetzt war Herr Wäckerlin ein freier Mann, sein eigener Herr! Er hatte nicht mehr nötig, um sieben Uhr morgens am Pulke zu stehen und . . . er that es auch nicht. Des Vormittags blieb er meist im Bette liegen, wo er stundenlang nach der Zimmerdecke blicken konnte, um neue Geschichten auszudenken. Die „guten Einfälle“ waren aber gewöhnlich sehr spärlich, und wenn er sich überzeugt hatte, „daß es wieder einmal nichts war“, zog er sich an und ging in die Krone, denn mittlerweile war es wieder Zeit zum Frühschoppen geworden. Da ging nun alles viel leichter und besser. Bald hatte er wieder eine „Geschichte“ verfaßt, „erleuchtet vom Götterjunker, der aus der kristallinen Schale blüht“, wie Herr Doktor Schmerling es „so schön“ ausdrückte. Diesmal aber sollte Herr Wäckerlin, der neugebackene Schriftsteller, eine kleine Enttäuschung erleben. Das Manuskript seiner Erzählung wurde ihm von der Redaktion der Zeitschrift, an welche er es gefandt hatte, mit einem sehr höflichen Schreiben zurückgesandt, in welchem man bedauerte, „bei der Fülle des vorliegenden Materials ähnlicher Art von einer Annahme der Arbeit absehen zu müssen.“ Das Manuskript ging nun auf Reisen. Wie bei der ersten Redaktion erging es ihm auch bei zwei weiteren, bis sich endlich der Berl. ger einer wenig verbreiteten kleinen Zeitschrift bereit fand, „die Arbeit zu acceptieren. Allerdings aber gestatte das Budget der Zeitschrift nicht, über ein Honorar von zehn Mark hinauszugehen.“ Herr Wäckerlin war des ewigen Herumschickens seiner Arbeit müde und nahm das Gebot an. Mit andern Arbeiten rging es ihm nicht viel besser, und eines schönen Tages mußte Herr Wäckerlin mit Schrecken sehen, daß sein ganzer Kassenbestand noch einige Mark betrug, nachdem er von der Sparkasse die Ersparnisse der letzten fünf Jahre erhoben hatte, natürlich nur für so lange, bis der Briefträger wieder etwas „Eingeschriebenes“ für ihn hatte. Aber der Briefträger hatte nur noch selten etwas Eingeschriebenes für ihn und meist war auch dies nur eine an ihn zurückgekommene Manuskriptsendung.

„Das sind Kinderkrankheiten, das muß überstanden werden,“ meinte sein Freund, der Dr. Schmerling, als Wäckerlin diesem sein Leid klagte. „Mir ist es auch nicht besser ergangen. In Wien habe ich noch vor sechs Jahren einmal drei Tage lang nichts zu essen gehabt . . . ich glaube, man merkt es mir nicht mehr an. Uebrigens weiß ich Ihnen etwas . . . bis es besser kommt. Schreiben Sie kleine Lokalberichte für die Zeitung . . . fünf Pfennig die Zeile ist doch immer besser als gar nichts . . . natürlich nur, bis es besser kommt.“

Aber es wollte eben nicht besser kommen. Die hübsche kleine Frau des ehemaligen Korrektors und nunmehrigen Lokalreporters wurde zusehends blasser und elender und der Kummer und die Sorge sprachen ihr aus den Augen. Nicht lange darauf schenkte sie

ihrem Manne das dritte Kind. Gar still wurde der junge Weltbürger empfangen . . . Und noch immer wollte es nicht besser kommen. Als Herr Wäckerlin, der jetzt vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen sein mußte, um nur ja etwas Neues zu erhaschen, aus dem er einen Artikel machen konnte, eines Abends müder und abgepannter nach Hause kam, als je zur Zeit, wo er noch der vielbeschäftigte Korrektor gewesen war, und sich in gewohnter Weise an den altmodischen kleinen Schreibtisch setzen wollte, mit den verschnörfelten Füßen und den eingelegten Messingstäbchen, fand er zu seiner Verwunderung an dessen Stelle den tannenen Küchentisch mit einer alten grünen Decke behangen und darauf seine Papiere und das Schreibzeug, offenbar von der sorgenden Hand seiner kleinen Frau liebevoll geordnet. Das gab dem Korrektor einen Stich ins Herz . . . eine bange Ahnung sagte ihm, was geschehen war.

„Gretchen,“ fragte er mit bedrückter Stimme, „was ist denn mit meinem Schreibtisch passiert? . . . Du hast ihn doch nicht etwa . . .“



Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

Da brach die junge Frau in Schluchzen aus. „Verzeih,“ sagte sie, „ich wußte wirklich keinen andern Rat mehr . . . Der Milchmann will nicht länger borgen . . . Die Kinder haben schon seit gestern keine Milch mehr gehabt.“

Herr Wäckerlin mußte sich an einem Stuhle halten, so hart trafen ihn diese Worte.

„Verzeih, lieber Mann,“ jagte schluchzend die blasse Frau, „ich weiß, wie du an dem alten Stücke gehangen hast, weil es das Meisterstück deines seligen Großvaters war. Aber für die anderen Sachen wollte der Pfandverleiher nichts geben . . . und die Betten wollte ich doch noch hier behalten. Sobald ich wieder etwas besser bei Kräften bin, will ich ja gerne suchen, Arbeit zu bekommen . . . Gedulde dich noch bis dahin, ich werde das Pfand schon wieder einlösen.“

Das war aber mehr, als Herr Wäckerlin ertragen konnte. Der große Mann schluchzte jetzt wie ein

Kind. Die bessere Einsicht hatte geseht. „Wir sind vom Wege abgekommen, liebes Gretchen,“ sagte er, „jetzt schleunigst zurück, ehe es zu spät ist.“

Und glücklicherweise war es noch nicht zu spät. Zu Herrn Frohmuth, dem Druckereibesitzer und ehemaligen Arbeitgeber des Korrektors, war nun dessen nächster Gang. Ernst, aber nicht unfreundlich empfing ihn dieser.

„Ich dachte mir, daß es so kommen würde,“ sagte er. „Sie sind nicht aus dem Holze geschnitten wie Ihr Freund, unser lustiger Redakteur. Der ist ein Zugvogel, oder wie er sich selbst nennt, ein Zigeuner. Er hat mir bereits seine Stellung wieder gekündigt, da er sich »verbessern« könne. Auch hat er weder Frau noch Kinder. Er hat es gewiß nicht schlecht mit Ihnen gemeint, als er Ihr »Talent« entdeckt zu haben glaubte. Ich kann mir nun denken, was Sie zu mir führt. Wenn Sie Ihre alte Stelle wieder haben wollen, sollen Sie sie haben. Ich hoffe jedoch . . .“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ erwiderte rasch und erröthend Herr Wäckerlin, dankerfüllt Herrn Frohmuths Hand ergreifend, „Sie sollen nie mehr über mich zu klagen haben.“

Und er hat Wort gehalten. Wie ein müßter Traum liegt jetzt die „sibele“ Zeit seiner Schriftstellerlaufbahn hinter ihm. Auf den Wangen seiner Frau ist die Röthe der Gesundheit wiedergekehrt und auch der Korrektor hat seine alte Lebensfrische wiedergewonnen. Der kleine, alte Schreibtisch steht längst wieder an seinem früheren Platze, und wenn Herr Wäckerlin wieder zur Feder greift (und das thut er hin und wieder doch noch, denn „die Kasse läßt das Mausen nicht“), so macht er seine Geschichten und Verse hübsch zu Hause, und „es geht auch so und noch viel besser“, meint er dann vergnügt, wenn er der stolz und aufmerksam zuhörenden Frau Korrektor beim Lampenscheine seine kleinen Werke vorliest, wenn die Kinder zur Ruhe gegangen sind und das Frauchen sich mit einer Handarbeit neben ihn gesetzt hat.



Die List der Eva.

Humoreske
von

C. Spielmann.

Der Urban Balzer war Bürgermeister des sehr hübschen, sehr sauberen, sehr freundlichen und ganz außerordentlich wohlhabenden Städtchens Burgberg, das in einem reich gesegneten norddeutschen Herzogthume liegt.

Wohlhabende Städtchen erfreuen sich meistens zufriedener und friedfertiger Bürger. Ihre Regie-

rung macht sich deshalb sozusagen von selbst. So war es auch in Burgberg. Der Herr Bürgermeister genoß die Gunst des Geschickes, zu jenen Glücklichen zu zählen, die sich mit Geschäften nicht allzuviel zu plagen brauchen. Ausgiebig durfte er sich deshalb auch seiner Lieblingsneigung, dem Gartenbau, hingeben. Ein Muster gärtnerischer, mit bestem Geschmaack gepaarter Kunst konnte denn auch der große Garten, den er dicht vor der Stadt besaß, genannt werden. Prächtigt auch lag das große Grundstück da. Von einem herrlichen Buchenhain trennte seine Vorderseite nur ein wenig befahrener Landweg, ein murmelnder Bach schlängelte sich mitten hindurch. Lachende Weiden begrenzten seine Rückseite. Auch rechts und links fiel der Blick auf smaragdene Wiesenteppiche. Zwischen diesen und dem Garten des Bürgermeisters befanden sich aber noch zwei andere Gärten, die zwei Bürgern des Städtchens gehörten und von ihren Eignern, dem Schönheitsempfinden des Bürgermeisters zum unausgesetzten Aergerniß, nur zum Krautbau benutzt wurden.

Der Krautgarten links gehörte dem Braueigner Zeld, der rechts dem Braueigner Rütz. Beide waren erbgeseßene Bürger des Städtchens, beide auch wohlbefreundet, sogar verwandt miteinander. Daß sie in ihrem Geschäfte Konkurrenten waren, that ihrer Freundschaft, ihrem guten Einvernehmen keinen Abbruch, denn jeder von ihnen hatte von alters her schon seinen großen und festen Kundenkreis. Auch in ihrem Vermögen nähmen sich die beiden Brauer nichts, hieß es im Städtchen. Aber gerade in diesem Punkte waren beide von gleich großem Ehrgeiz. Jeder schmünzelte stolz, wenn gute Freunde ihm sagten, daß er dem andern denn doch noch ein gut Teil vorgeben könne. War diese Rivalität zwischen den beiden Gambriusjüngern eine permanente, so traf sich augenblicklich ihr Ehrgeiz noch in einer anderen Sache. Jeder von ihnen strebte nach dem Posten des Hospitalinspektors, der bald vakant werden mußte, denn sein jetziger Inhaber zählte bereits nahezu seine neun Decennien. Man wurde alt in Burgberg. Spielten auch bei den beiden Bürgern die kleinen Emolumente, die der Posten abwarf, keine besondere Rolle, denn beide hatten es ja nicht nötig, so fiel doch die damit verbundene Ehre bei beiden gleich schwer in die Waage. Man konnte sich so hübsch ein Ansehen geben, wenn der Ratsdiener, mit dem man einst auf der Schulbank zusammen gesessen, ein Aktenstück brachte und dann devot fragte: „Haben der Herr Inspektor auch sonst noch Befehle?“ und man dann mit gemessener Freundlichkeit gütig und herablassend antwortete: „Dante, lieber Beyer! Wüßte nichts für den Augenblick.“

Der Hospitalinspektor wurde aus den acht Städtältesten, wie das ehrliebende Corps der Bürgervertreter in Burgberg hieß, vom Magistrat, der aus dem Bürgermeister und zwei Ratsherren, unstudierten Bürgern, bestand, gewählt. Der Bürgermeister präsentierte dem Collegio drei Kandidaten. Bei dem Ansehen, das der Bürgermeister in seiner Stadt ge-

noß, und der allgemeinen Beliebtheit, der er sich seines freundlichen und jovialen Wesens wegen erfreute, wählten natürlich die Ratsherren den Kandidaten, den der Bürgermeister wünschte, so daß also thatächlich eigentlich dieser allein den Hospitalinspektor bestimmte. So ausreichende Faktoren waren das Ansehen und die Beliebtheit des Bürgermeisters in seiner Stadt bisher aber doch nicht gewesen, die beiden Brauer zu bewegen, ihm ihre Gärten zu verkaufen. So oft er auch deswegen durch einen Vertrauensmann bei ihnen unter Bietung eines angemessenen Kaufschillings hatte angeklopft, immer nur hatten beide gleich hochfahrend entgegnet: sie verkauften ererbte Grundstücke nicht.

Bürgermeister Balzer war Witwer und Vater zweier bereits erwachsener Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Der Sohn war Landwirt geworden, ein wenig gegen den Willen des Vaters, der lieber einen Juristen aus ihm gemacht hätte. Der junge Balzer lernte indessen ganz außergewöhnlich Tüchtiges in seinem Fache und servierte jetzt als selbständiger Administrator auf einem großen Gute. Er hatte sein Herz an Linden Rütz verloren und diese hatte ihn dagegen das ihre finden lassen. In aller Stille freilich noch spielte dies Verlieren und Finden der Herzen, wenn auch Papa Rütz immerhin davon so eine kleine Ahnung hatte, keineswegs aber besonders günstig dafür gestimmt war. Sich selbständig zu machen, ein Gut zu kaufen oder zu pachten, was doch sein mußte, sollte geheiratet werden, dazu reichte das mütterliche Vermögen des jungen Balzer nicht aus. Papa Rütz hätte also ganz bedeutend in seinen Geldsack greifen müssen, und das ging ihm durchaus wider den Strich, war so ganz und gar nicht seine Passion.

Die Tochter war ein hübsches, frisches Mädchen, von nahezu zwanzig Frühlingen. Guter Wirtschaftssinn paarte sich bei ihr mit bester Verstandeschärfe und prächtigem Mutterwitz. Eva war der Vorname des Bürgermeistertöchterchens. Und nicht umsonst hieß sie so. War sie doch eine vollsaftige Ewatochter, die alle Frauenlist und alle Frauenklugheit in reichstem Maße ihr eigen nannte, die einst ja im Paradiese die Urmutter von der Schlange profitierte und ihren Töchtern vererbte. Auch Eva Balzer hatte mit ihrem Herzen und dem eines anderen ein kleines Tauschgeschäft gemacht. Dieser andere war aber der einzige Sohn des Brauers Zeld, Gustav Zeld. Ein hübscher, ein sehr stattlicher und auch recht gewedter und gebildeter Mann, der junge Brauer. Immer aber doch nur ein Brauer. Spielte auch hier der Herzensroman der Eva Balzer und des jungen Brauers noch in aller Heimlichkeit nur, so war er doch dem Papa Bürgermeister nicht ganz verborgen geblieben, erfreute sich aber seiner Sympathie nicht. Wochte Gustav Zeld auch ein hübscher und gebildeter junger Mann, der einzige Erbe wohlhabender Eltern sein, er blieb trotz alledem immer doch nur der Brauer, und des Bürgermeisters Beamten- und Gelehrtenstolz sträubte sich, einem simplen Brauer seine einzige Tochter zu geben.

So standen die Sachen, als eines Frühlingstages der Bürgermeister erregt und heftigsten Aergers voll aus seinem Garten nach Hause kam.

„So,“ sagte er zu Eva voller Zorn und Verdruß, „so, das setzt allem die Krone auf! Machen die beiden vermaledeiten Brauer da aus ihren Gärten jetzt sogar eine Hopfenplantage. Die nackten Stangen stehen schon. Kann hübsch werden im Sommer, wenn sie dicht berankt sind und mir rechts und links jede Aussicht auf die Wiesen versperrern.“

„O, ist das aber häßlich, Papa!“ entgegnete Eva voll Mitgefühl mit dem Verdruß des Vaters. „Da hat der Ratsdiener Beyer auch eben gemeldet, daß der alte Hospitalinspektor vor einer Stunde verschieden ist.“

„Von den beiden Brauern wird sein Nachfolger aber sicherlich keiner!“ antwortete der Bürgermeister voll Galle und ging in sein Arbeitszimmer.

Einige Zeit später erschien bei ihm Eva.

„Papa,“ sagte sie mit einem Schelmnlächeln und einem schlauen Blinzeln ihrer prächtigen, sprechenden, graublauen Augen, „Papa, willst du mir freie Hand lassen, so bist du morgen mittag Herr und Eigentümer der beiden Gärten. Aber du darfst dich in nichts, was ich vorhabe, mischen, darfst mich auch nicht fragen, was ich vorhabe, nur läßt du durch den Ratsdiener die beiden Brauer morgen vormittag zu dir bitten, Zeld um zehn Uhr, Rütz eine halbe Stunde später. Du selbst aber begiebst dich schon um neun Uhr aufs Rathhaus und kommst nicht früher heim, als bis ich dir das Mädchen, die Minna, mit der Meldung schicke, alles sei in Ordnung. Zur Begründung der Ladung kannst du ja den beiden Herren jagen lassen, du wünschtest ihre Meinung zu hören in dem Grenzstreit zwischen der Stadt und dem fürstlichen Oberförster.“

Voller Staunen und Bewunderung blickte der Bürgermeister auf seine Tochter, um deren Mundwinkel es so schalkhaft listig zuckte, in deren klugen Augen es so zuversichtlich, so siegesicher funkelte. Er wollte fragen, aber Eva schnitt ihm das Wort vom Munde, indem sie lachend citierte: „Du darfst mich nimmer fragen, noch Wissenssorge tragen!“ und der Papa beschied sich, wenn auch kopfschüttelnd.

Punkt zehn Uhr am nächsten Tage erschien Herr Zeld im Hause des Bürgermeisters, wo ihn die Vertraute Evas, das Mädchen Minna, in dessen Arbeitsstube führte. Mit entzückender Liebenswürdigkeit empfing ihn hier Eva.

„Ah, guten Morgen, Herr Hospitalinspektor Zeld!“ sagte sie mit einem sonderbar pfliffigen Lächeln.

„Hospitalinspektor, Fräulein Eva?“ entgegnete der Brauherr verwundert, schluckte aber doch geschmeichelt, als habe er ein Stück Rosenkonfiture auf der Zunge.

„Ach entschuldigen Sie, lieber Herr Zeld. Der alte Hospitalinspektor Fritsch ist ja gestern gestorben, und da kam es mir so in den Mund. Nun, ein anderer als Sie kann ja doch sein Nachfolger nicht werden. Papa läßt um Verzeihung bitten, Sie heute vergebens bemüht zu haben. Ein unworthergesehenes

dringendes und obendrein recht ärgerliches Geschäft hält ihn auf dem Rathaus zurück. Weiß der Himmel, nur Aerger und immer wieder Aerger hat der arme Papa jetzt. Und warten Sie nur, Sie böser Mann, — und Eva machte ein reizendes Schmolzmäulchen — „warten Sie nur, die Freude an seinem Garten haben Sie ihm auch noch verdorben mit Ihren klappernden Hopfenstangen. Versperren ihm die Aussicht auf die Wiesen, woran er sich immer so ergötzt.“

„Hm!“ brummte der Brauer. „Hm! thut mir Leid, Fräulein Eva, kann es aber nicht ändern.“



„Ach, guten Morgen, Herr Hospitalseinspektor Zeld!“

„Nein, lieber Herr Zeld, das können Sie nicht. Ihr Geschäft fordert's. Das sehen der Papa und ich auch sehr wohl ein. Da war es uns denn eine doppelte Freude, daß die gleiche Sache mit dem Garten rechts, der ja Herrn Rütz gehört, sich so hübsch geändert hat.“

„Geändert hat, Fräulein Eva? Und wie denn?“ fragte Herr Zeld neugierig verwundert.

„Ja, denken Sie nur, welche Ueberraschung das für mich war! Herr Rütz — er ist ja mein Taufpate gleich Ihnen, — also, Herr Rütz war heute morgen auch schon hier, und auch ihm klagte ich, daß seine Hopfenstangen dem Papa seine Freude an unserm Garten vergällten, und bat ihn, doch dem Papa den Garten zu verkaufen. Wissen Sie, was er da sagte? Ach nein! wie sollten Sie es denn wissen! Nun, sehen Sie, lieber Herr Zeld, da sagte der gute, liebe Pate: Verkaufen, Fräulein Eva, werde ich dem Papa den Garten nicht, denn ererbte Grundstücke sind mir käuflich nicht feil. Aber Ihnen, Fräulein Eva, werde ich den Garten zum Geschenk machen —“

„Was?“ fuhr Herr Zeld überrascht auf, „was? Zum Geschenk gemacht hätte Rütz Ihnen den Garten?“

„Gewiß, lieber Herr Zeld, das hat er gethan und auch eine Schenkungsakte sogleich unterschrieben. Ja, ein Mann, wie Herr Rütz, kann sich einen solchen kleinen Spaß schon leisten.“

„So? Kann er das, Fräulein Eva? Und warum kann er das, wenn ich fragen darf?“ brummte in bitterem Aerger Herr Zeld.

Jetzt hatte Eva, das schlaue Eva-kind, den ehrfurchtigen Brauer, wo sie ihn haben wollte, und schlängeligig goß sie Del in die aufschiekende Flamme.

„Ja sehen Sie, man will doch allgemein wissen daß der Brauer Rütz der reichste Mann in unserer Stadt ist.“

„So, Fräulein Eva, wissen will man das allgemein? Ja, wissen will man oft vieles! Nun, ich habe nicht hineingeesehen in Brauer Rütz' Geldbeutel, aber so viel sage ich Ihnen, Fräulein Eva, was Brauer Rütz kann, das kann Brauer Zeld zehnmal, ja, Fräulein Eva, zehnmal kann er das! Ich schenkte Ihnen den Garten auch, Fräulein Eva. Schreiben Sie die Akte gleich hier nieder, ich werde Sie unterschreiben.“

„Von einem so lieben Paten, einem so würdigen und reichen Mann, wie Sie sind, lieber Herr Zeld, weise ich das Geschenk nicht zurück. Dankbar vielmehr nehme ich es an!“ entgegnete Eva mit vorzüglich gespielter Nüchternheit und warf in fliegender Hast eine Schenkungsakte aufs Papier, auf deren rechtsgültige Form sie sich wohlpräpariert hatte, und Zeld unterschrieb.

Und Herr Zeld ging und bald danach kam Herr Rütz, und dieselbe Komödie mit demselben Ausgang führte das schlaue Eva-kind mit ihm auf, und dann holte die Mimma den Papa vom Rathause und Eva legte ihm die beiden Schenkungsurkunden vor und berichtete ihm triumphierend, wie sie das bewerkstelligt.

„Um Gottes willen, Kind!“ sagte der Bürgermeister erschreckt und bestürzt, nachdem er gehört, „um Gottes willen, Eva, was hast du da angestiftet! Bewußte Unwahrheiten, Täuschung, Vorspiegelung falscher Thatfachen — konkludente Handlungen in der Absicht und zum Zweck unerlaubter Bereicherung! Eva, Eva! Du bist reif für den Staatsanwalt! Hast du denn gar kein Gewissen?“

„O Papa,“ verstetzte lustig lachend Eva, „o Papa, mit deinen juristischen Spitzfindigkeiten jagst du Eva Balzer nicht in ein Mauselloch, und ein Gewissen habe ich schon auch. Ist's weiter, wie deines, Papa, nun — —“ und Eva schlang ihre Arme um den Papa und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

„O Ewalist der Eva! Schlange, glatte, gleisende Schlange du! Läuft das Ganze auf diesen End- und Ausgangspunkt hinaus? Aber komm, es ist der einzige Weg, die Geschichte honett zu applanieren!“ So sagte der Bürgermeister halb lachend, halb ärgerlich, und Vater und Tochter gingen zu Brauer Zeld, wo sie auch die ganze Familie Rütz antrafen.

Im heftigsten Wortkämpfe fanden sie die beiden Männer miteinander, als sie eintraten. Jeder beschuldigte den andern, mit der „dummen Garten-

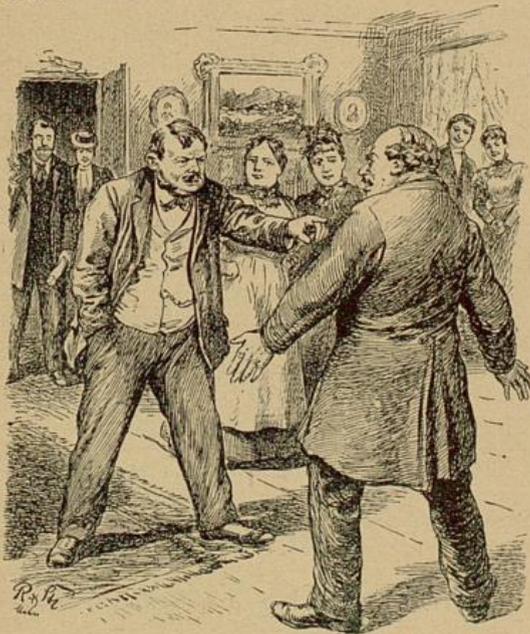
schenterei“ den Anfang gemacht zu haben. Halb im Scherz, halb im Ernst höhnten die Frauen die klugen Eheherren, die sich da so hübsch von einer Eva hatten hinters Licht führen lassen. Toll und lustig lachten Gustav Zeltz und Linchen Nütz.

„Nehmen Sie die Schenkungsurkunden zurück, meine Herren!“ sagte mit Würde der Bürgermeister und hielt den beiden Bräuern die Aktenstücke hin.

Gleichzeitig aber machten beide eine abwehrende Handbewegung und: „Nimmermehr, Herr Bürgermeister! Was geschrieben ist, ist geschrieben!“ kam es unisono von ihren Lippen.

„Sei es denn so, wenn Ihr es nun einmal wollt! Aber ein Ausgleichsweg muß gefunden werden trotzdem. Verheiraten wir die Kinder miteinander, dann bleiben die Gärten in der Familie.“ Und der Bürgermeister legte Eva in die Arme Gustav Zeltz's und er selbst schloß Linchen Nütz für seinen Sohn einstecken an seine Vaterbrust.

„Aber der Hospitalinspektor?“ meinten die beiden Brauer. „Einer von uns kann es doch nur werden. Wer nun aber?“



Im heftigsten Wortkampf fanden sie die beiden Männer miteinander, als sie eintraten.

„Keiner von euch beiden Vätern wird es, sondern ich werde Frau Hospitalinspektor!“ sagte mit komischer Gravität Eva. „Ihr wählet hier meinen Gustav für den verstorbenen alten Fritsch zum Stadtältesten und der Magistrat wählet ihn zum Hospitalinspektor. So will ich's, also befehl ich's! Statt Grundes diene mein Wille!“

Und so geschah es. Ja, ja! die alte Ewalist, auch sie bleibt ewig neu.



Inkognito.

wollte, er wäre, wo der Pfeffer wächst; das ganze Haus wird wegen dieses dummen Menschen umgekrempt. — Du lieber Himmel, in unserer Zeit ist es doch gar nicht so etwas Großes, wenn ein Mensch ein paar Jahre in Afrika war.“

„Aber Edith, wie kannst du nur solche Worte sprechen? Wenn Alfred zu uns kommt, so ist

das eine große Ehre für unser Haus. Er ist ein berühmter Mann geworden und als solchen müssen wir ihn gebührend empfangen.“

„Gebührend empfangen! — Soll ich ihm vielleicht noch einen Lorbeerkranz stiften? Wozu muß er denn zwei Zimmer eingerichtet bekommen; war unser Fremdenzimmer denn nicht groß genug für ihn? Nein, ich mußte auch noch mein eigenes Zimmerchen für den berühmten Afrikaner hergeben und dafür auf einem Schlafsofa kampieren. — Wenn es wirklich notwendig wäre, dann würde ich kein Wort weiter darüber verlieren, — aber so! — Ich kann durchaus nicht einsehen, wozu der Vetter wohl zwei Zimmer gebraucht — in Afrika werden auch nicht gleich zwei Zimmer für ihn bereit gestanden haben — etwa, weil er ein berühmtes Tier ist? — Was heißt denn eigentlich berühmt, der Mann da in der Jahrmartsbude kündigte gestern seinen dressierten Affenpintcher auch als berühmt an.“ „Edith! ich verbitte mir diesen Ton,“ sagte die Frau Oberstleutnant von Stroger und warf ihrer Tochter Edith einen bösen Blick zu.

„Na, Muttschen, sei man wieder gut,“ erwiderte Edith beschwichtigend. „So böse meine ich es ja gar nicht. Aber erstens ärgert es mich doch zu sehr, daß ich für den mir ganz unbekanntem Vetter, den auch du überhaupt nur einmal gesehen hast, als er kaum zwei Jahre alt war, meine Stube hergeben muß, während der Dunkel General, der doch wahrhaftig etwas Größeres ist als der Herr Vetter, immer nur mit einer Stube zufrieden ist. Und zweitens sieh mal, sparst du, wo du nur kannst; wir halten uns kein Mädchen, weil wir es nicht können und uns seit Vaters Tode einschränken müssen; sonst habe ich immer die Gardinen aufgesteckt, und du warst, obgleich es nicht immer kunstgerecht ausfiel, doch damit zufrieden. — Heute, wegen des Herrn

Betters hast du gleich einen Tapezier bestellt und wirfst so zwei Mark zum Fenster hinaus, als ob meine Aufsteckerei für den Besuch aus Afrika nicht gut genug wäre. Dafür stehen wir beide nun auch noch hier und warten, bis der bestellte Herr Tapezierer gnädigst erscheint und uns die Gardinen samt der Portiere aufsteckt. Ich habe wirklich einen ordentlichen Zorn auf den unbekanntem Better, der mein Mütchen zum . . . — Ah, — da sind Sie ja endlich,“ unterbrach die junge Dame ihre zornige Rede und sah nach dem Hausflur hin, in dem ein sehr einfach gekleideter Mann stand und neugierig durch die offene Stubenthüre herein sah. — „Nun aber fix,“ fuhr sie gleich wieder geschäftig fort, „wir warten schon lange auf Sie. — Hier diese zwei Fenster müssen aufgesteckt werden und dort an der Thüre eine Portiere.“ Der Mann schaute einen Augenblick lang etwas verblüfft die junge Dame an. Dann verzog er seinen Mund ein wenig zum Lachen, während es in seinen Augen lustig aufblitzte.

„Sofort, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er höflich, nahm seinen Hut ab und kletterte in aller Geschwindigkeit die Fensterleiter hinauf. So, dann ist ja auch bald der letzte Handschlag zum würdigen Empfang des Herrn Betters gethan, dachte die Frau Oberstleutnant so für sich und ging ganz beruhigt und befriedigt in die Küche hinunter. Edith blieb mit dem Tapezierer im Zimmer allein. Sie reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf und er machte



„S. e. reichte ihm die Gardinen und Stecknadeln hinauf“

sich mit Todesverachtung an das Aufstecken. Er steckte die sonderbarsten Falten, zerstach und zerriß sich die Fingerspitzen, aber er kam damit nicht zustande. — Schon standen ihm große Schweißtropfen auf der Stirn. Edith zuckte ungeduldig die Achseln und hätte es am liebsten ausgesprochen, was sie so bei sich dachte, daß dieser Mann sich wohl gar ein Künstler in seinem Fach nannte, daß es doch jammerschade für die kostbare Lehrzeit wäre und daß sie selbst das Aufstecken ganz entschieden besser verstünde. Aber es war doch gar zu eigen tümlich, sie wurde ob der Unbeholfenheit doch nicht so recht böse, im Gegenteil, sie fühlte ordentlich Mitleid mit dem Manne, der sich da so vergebens

abmühte. Sie fand Muße genug, ihn recht genau einmal zu betrachten; er hatte ein kluges, angenehmes Gesicht, und Edith sagte sich, der Mann ist doch nicht für diesen Beruf erzogen worden, — der hat seine Lebens- und Leidensgeschichte. Endlich konnte Edith diese Quälerei nicht mehr mitansehen. „Kommen Sie herunter,“ sagte sie halb ärgerlich, halb auch wieder lachend, „Sie kommen damit doch nicht zum Ende, lassen Sie mich hinauf und reichen mir die Stecknadeln zu.“ — Ganz bereitwillig verließ der ungeschickte Tapezierer seinen Platz, den Edith einnahm. Die Arbeit ging ihr flott von der Hand, daß der Tapezierer der jungen Dame gar nicht schnell genug die Stecknadeln zureichen konnte. Dabei ließ er wohlgefällig seine bewundernden Blicke auf der schlanken, hübschen Mädchengestalt ruhen, deren Hände so geschickt die Gardinen aufzustechen verstanden. Edith fing auch einmal einen dieser Blicke auf und das Blut stieg ihr ordentlich in das Gesicht. Verlegen begann sie mit dem Manne ein Gespräch.

„Sie haben wohl noch wenig Uebung im Gardinen aufstecken?“ fragte Edith. „Ich, ich habe noch nie im Leben Gardinen aufgesteckt,“ gestand der Mann ihr ganz offen und ehrlich ein. Edith warf ihm einen Blick zu, der ihm deutlich sagte: So habe ich mich also in dir nicht getäuscht. „Sie hatten dann wohl früher einen anderen Beruf?“ erkundigte sich Edith weiter. „Allerdings, gnädiges Fräulein.“

„Wie kamen Sie eigentlich zu diesem Beruf als Tapezierer?“ — „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb,“ citierte der Mann mit Humor.

Edith wandte sich dem Tapezierer lebhaft zu, der Mann interessierte sie von Sekunde zu Sekunde mehr. „Dummheiten gemacht oder Unglück gehabt?“ forschte sie ungeniert weiter. Der Schelm sah ihm jetzt so recht aus den Augen. Er lachte und erwiderte kurz und bündig, wie er ja auch gefragt worden war: „Dummheiten gemacht.“

„Wo waren Sie früher?“

„In Afrika.“

„In Afrika!“ rief Edith erstaunt aus und ließ vor Ueberraschung sogleich die Gardine los. „In Afrika,“ wiederholte sie und starcte den Mann verwundert an. „In Afrika — in Begleitung?“ fragte sie kurz.

„Ja, in Begleitung,“ antwortete er. — Dann trat eine Pause ein. Edith hing ihren Gedanken nach, die jetzt überall eher als beim Gardinen aufstecken waren. Beinahe hätte sie laut aufgelacht; da stand ja auch so ein Mensch vor ihr, der in Afrika gewesen war! Er hatte vielleicht ebensoviel gesehen, wie der berühmte Better, wegen dessen ihr Mütchen heute das ganze Haus auf den Kopf stellte. Dazu war er also so lange in Afrika gewesen, um nun in Deutschland Gardinen aufzustechen und so seinen Lebensunterhalt zu erringen? Sie empfand wahrhaft Mitleid mit dieser verfehlten Existenz, zumal der Mann so nett aussah, so klug und intelligent dareinschaute! Schweigend steckte Edith noch die Portiere auf. Endlich war die Arbeit fertig. Sie

stieg von der Leiter herunter und betrachtete ihr Werk prüfend. Eben wollte sie dem Manne noch ein paar tröstende, freundliche Worte sagen, da trat ihre Mutter wieder in das Zimmer.

„Wunderhübsch,“ sagte sie mit zufriednem Kopfnicken, die Gardinen und die Portiere betrachtend. „Sie haben Ihre Sache sehr nett gemacht, mein Lieber. Siehe dir die Arbeit gut an, Edith. — Du kannst viel daraus lernen. So hübsch kannst du es noch lange nicht machen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Meister, und werde bei Bedarf stets wieder zu Ihnen schicken. Hier ist Ihr Lohn,“ dabei reichte die Frau Oberstleutnant dem Manne ein Zweimarkstück hin. Er wurde ein wenig verlegen und machte eine Gebärde, als ob er es nicht annehmen wollte. Aber Edith blickte ihn halb bittend, halb befehlend an, so daß er stillschweigend mit einer Verbeugung das Geld einsteckte und sich dann entfernte. „Ein hübscher Mann, Edith; findest du nicht? Er hat ordentlich seine Manieren. Diese Art Leute sehen sich von ihren Kunden die Umgangsformen ab. Ich habe doch wirklich recht, wenn ich sage, nur durch unser gutes Beispiel können wir das Volk erziehen. Reizend hat er die Gardinen aufgesteckt, es liegt ordentlich etwas Kunst darin. Sein ganzes Auftreten gefällt mir, und wenn du einmal heiraten solltest, dann soll kein anderer als er die Gardinen aufstecken. Bist du nicht auch der Meinung, Edith?“ „Gewiß, Muttmchen,“ erwiderte Edith zerstreut. Sie war mittlerweile an das Fenster getreten und blickte auf die Straße hinab. Es war ihr sonderbar zu Mute. Wenn sie ein Mensch jetzt auf Ehre und Gewissen gefragt hätte, was sie eigentlich wollte, dann hätte sie antworten müssen: „Ich möchte den Tapezierer noch einmal sehen.“ Jetzt trat der, an den sie dachte, soeben auf die Straße, — wahrhaftig, er sah glückstrahlend hinauf zu ihr und jetzt nahm er gar artig den Hut ab. Aegerlich und erröthend zog sich Edith vom Fenster zurück. „Diese Art Leute sind doch zu unverschämt; giebt man ihnen den kleinen Finger, so nehmen sie sofort die ganze Hand,“ sagte sie zu sich selbst.

Ungefähr eine Stunde später klingelte es an der Hausthüre. Die Aufwärterin brachte gleich darauf eine Visitenkarte herein. Dr. Alfred Krester — stand darauf.

„Ach der Vetter,“ rief die Frau Oberstleutnant ganz erfreut aus und ging dem Besuch entgegen. Edith aber verschwand durch die andere Thüre. „Herzlich willkommen in der Heimat, lieber Alfred,“ rief die alte Dame ihrem Besuch entgegen und streckte ihm beide Hände hin. „Ich danke für den herzlichen Empfang, liebe Tante,“ sagte der Nefse, ihre Hände küßend. „Wir haben dich schon früher erwartet, Alfred, nicht wahr, Edith?“ wandte sich Frau von Stroger an ihre Tochter. — Aber Edith war nicht im Zimmer und die Mama dachte so bei sich, es ist doch ein gar zu ungezogenes Gdhr. Natürlich mußte sie doch nun Edith bei dem Vetter entschul-

digen und that das mit größter Liebenswürdigkeit. „Edith hat noch in der Küche zu thun; wir haben nur eine Aufwartung und müssen uns schon selbst um das Kochen kümmern. — Aber übrigens, wo hast du dein Gepäck, lieber Alfred?“ „Ich bin im Hotel abgestiegen, liebes Tante!“

„Wie unrecht von dir, Alfred, ich habe schon zwei Zimmer für dich einrichten lassen und hoffte, dich als Hausgast hier zu haben.“ Die Worte der Frau Oberstleutnant klangen etwas schmolend. Das merkte der gute Vetter wohl, er erröthete ein wenig, küßte dann der alten Dame die Hand und erwiderte: „Verzeihe schon, Tantechen, aber ich weiß ja, was für eine Wirtschaft ein Logierbesuch in einer Stadtwohnung macht, und da dachte ich, es wäre praktischer und angenehmer für dich, wenn ich in einem Hotel wohnte. Ich werde aber, wenn du es erlaubst, am Tage so viel wie möglich in deinem Hause sein. Du bist ja meine einzige Tante, und du glaubst nicht, was für eine Sehnsucht man nach lieben Verwandten hat, wenn man so lange Jahre sich in der Fremde herumgetrieben hat.“

Die Frau Tante war schnell wieder versöhnt und bestürmte den Nefsen mit tausend anderen Fragen. Dazwischen rief sie wiederholt aus: „Nein, wem siehst du nur ähnlich, du erinnerst mich an jemanden, ich weiß nur nicht an wen; nun vielleicht weiß es Edith.“ — Sie unterhielten sich beide gerade recht lebhaft, als Edith eintrat. „Ach da bist du ja, Edith!“ rief ihr die Mutter entgegen. Der Doktor schritt Edith rasch entgegen, streckte ihr die Hand hin und sagte herzlich: „Grüß Gott, Cousine Edith!“

Edith aber nahm die Hand nicht, sie hatte auch keinen Willkommgruß für den Vetter, sondern starre ihn wie einen Geist an. „Aber Edith,“ rief die Mutter vorwurfsvoll, „was soll Alfred nur von dir denken?“

„Wie, du bist der Vetter aus Afrika,“ stieß sie endlich zornig hervor.

Die Situation war peinlich. Zum Glück steckte die Aufwärterin den Kopf zur Thüre herein und meldete: „Der Mann ist da, der die Gardinen aufstecken soll, jnädige Frau; — ich habe ihm schon gesagt, daß schon enere dajewesen wäre, aber er jlobt mich das nich.“

„Da muß ich doch einmal selbst kommen,“ sagte die Frau Oberstleutnant und verließ das Zimmer. Kaum war sie zur Thüre hinaus, da stieß Edith zornig die Worte hervor: „Wie konntest du solchen Spott mit mir treiben?“ und ihre Augen blitzten den Vetter wüthend an. „Wie konntest du mich aber auch nur als Tapezierer ansehen?“ lachte der Doktor.

Und dann fingen die beiden plötzlich an hellauf zu lachen, reichten sich verjöhnt die Hände und schüttelten sich dieselben, wie ein paar heimlich Verschworene. „Kein Wort zu Mutter, sonst verderben wir ihr den gan-en Tag,“ bat Edith.

Alfred nickte lachend, antworten konnte er nicht, denn eben kam Frau von Stroger entrüstet in das

Zimmer. „Das Volk ist heutzutage doch zu unverschämt, der Mann behauptet, er wäre bestellt und ich müßte ihm das ausbedungene Geld geben. Ich habe ihm schon gesagt, es thäte mir leid, aber es wäre schon ein anderer dagewesen; denkt euch nur, der Mann glaubt mir nicht. — Was soll ich nur mit ihm machen, Alfred?“ „Laß mich einmal mit dem Manne reden, Tantchen, wir Männer werden eher miteinander fertig,“ meinte der Doktor; da die Tante ihm beifällig zunickte, ging er hinaus. Edith folgte ihm. Nach ein paar Minuten kamen sie lachend wieder.

„Der Mann ist schon fort, Tante,“ beruhigte der Doktor die alte Dame.

„Gott sei Dank! Aber mir ist die Geschichte noch immer nicht klar,“ bemerkte die Frau Oberstleutnant nachdenklich. „Und der Mensch heute morgen war so nett und manierlich und hat die Gardinen so reizend aufgesteckt, nicht wahr, Edith.“

Edith lachte laut auf, Alfred aber meinte scherzend: „Es wird sich schon einmal aufklären, Tantchen, mache dir nur keine Kopfschmerzen weiter.“

Und es klärte sich wirklich auf. Acht Tage darauf wußte die Frau Oberstleutnant, wer der famose, manierliche Tapezierer gewesen war, und nun wußte sie auch, weshalb ihr der Neffe gleich so bekannt vorgekommen war. An diesem Tage standen nämlich Edith und der Vetter als glückstrahlendes Brautpaar vor ihr und sie gab ihnen gern ihren Segen. — An Doktor Alfreds Uhrkette baumelt noch heute ein in Gold eingefasstes Zweimarkstück. Wer ihn fragt, warum er es trägt, dem erzählt er lachend: „Ja, das Geldstück hat seine Geschichte, ich habe es mir als Tapezierer verdient.“



Wie die Italiener Besuch vom Teufel bekommen.

Letzten August war's, da ist der Teufel in Person auf der Erde erschienen; damit er aber nicht allsogleich erkannt werde, kam er nicht von unten — wo doch bekanntermaßen die „Hölle“ liegt — sondern von oben, wo der Mensch für gewöhnlich den „Himmel“ sucht. Und damit nur ja niemand eine Ahnung habe, wer er eigentlich sei, nahm der Teufel eine Gestalt an, wie sie kein Kirchenwater jemals ahnenden Geistes erschaut und geschildert hat. Zu allem aber ließ er sich nicht etwa im badischen Lande, nicht etwa zu Karlsruhe, auch nicht in Lahr nieder, wo er doch nach dem frommen Wunsche so manches Schwarzrockes schon längst hätte erscheinen

müssen, um den Hintenden mitsamt all seinen Kalendern zu holen — sondern im schönen frommen Italien erschien er, das doch bis oben hin vollgestopft ist von frommen Gottesmännern, von deaen selbstverständlich auch nicht ein einziger reis dazu ist, daß ihn der Teufel hole. . . .

Aber der Teufel hatte einmal so seine Laune; wer konnte es ändern?

Aus heiterem Himmel, ohne daß ihm jener böse Geruch vorherging, den er sonst von sich zu geben pflegt, fuhr er nieder und gerade in einen Hausen italienischer Bauern hinein. Er schaute aus, wie eine große Seifenblase, schillerte gleich einer solchen in tausend Farben und hüpste gar wütig hin und her — auf und ab. Die Bauern und Bäuerinnen wußten sogleich, wen sie vor sich hatten; sie warfen sich zur Erde und bekreuzten sich von vorn und von hinten — bis einer unter ihnen, der wohl mit dem Teufel unter einer Decke stecken mochte, plötzlich sagte: „Hört, das ist ja gar nicht der Teufel, das ist ein Luftballon, wie ihn die Geniesoldaten in Rom immer steigen lassen.“ Das wollte aber niemand glauben. „Nein, es ist der Teufel, und damit er uns nichts thut, schaffen wir ihn in die Kirche und besprengen ihn gehörig mit Weihwasser.“

Gesagt, gethan! Alles faßt an, und wenn er sich natürlich auch sträubte — denn kein Teufel geht gern zur Kirche! — es half ihm nichts und er mußte hinein ins Gotteshaus, und hier ward er tüchtig mit dem heiligen Wasser genäßt. Da es derweile aber schon dunkel geworden war, so zündete der Mesner einige Kerzen an, und neugierig, wie Weiber einmal sind, hielt eine der Bäuerinnen eine solche Kerze dem Teufel direkt unter die Nase. Das aber verstand der Teufel falsch; die Geduld war ihm — in Form eines feinen, dünnen, etwas stark riechenden Gases — durch einen Riß im Leibe infolge des kräftigen Zufassens von so und so viel rohen Bauernhänden so wie so schon ausgegangen. . . . es gab ein rasches Aufblitzen, einen fürchterlichen Knall — anderthalb Duzend Bauern und Bäuerinnen lagen auf der Nase oder auf sonst welchen edlen Körperteilen — der Teufel aber war verschwunden. Nein, nein, Licht erträgt eben der Teufel nicht. . . . er hält sich immer da auf, wo's hübsch dunkel ist; das Pechrabenschwarze das ist seine Leib- und Magenfarbe. — Nur etliche halbverbrannte Fetlein blieben von ihm auf den Fliesen der Kirche liegen, von denen zwei oder drei Freigeister der Gemeinde meinten, es sei Seide, denn aus Seide würden derartige Ballons zumeist gemacht. Aber die andern wußten es sämtlich besser. Wenn die Fetzen wirklich von Seide waren — nun so stammten sie vom Unterrock von Teufels Großmutter; im übrigen aber stand es für alle fest: sie hatten den Teufel gesehen, den Teufel in eigener Person.

Spruch.

Was du auch sinnest, was du erstrebst,
Bedenke — daß du zum Sterben lebst. Fränzel.

Familie Schütze.



Johann Gottfried Franz Schütze war der Name des Vaters gewesen, und Johann Gottfried Franz Schütze hieß auch der Sohn, der den väterlichen Getreidehandel in derselben Weise, ehrenfest und mit bescheidenem Gewinn zufrieden, fortführte. Schütze Sohn — wie man ihn im Städtchen auch noch nannte, als der Vater längst tot war

— kam nach der Geschäftsübernahme nicht einen Augenblick auf den Gedanken, das häßliche alte Haus, in dem der Getreidehandel von Anfang an betrieben worden war, mit einem wohllicheren und freundlicheren zu vertauschen, obwohl ein solcher Tausch auch einer Vergrößerung des Geschäftes günstig gewesen wäre. Er war kein Mensch von hervorragenden Geistesgaben, aber er hatte ein warm empfindendes Herz, das ihn an das alte Haus kettete, in dem er geboren war und eine glückliche Jugend verlebt hatte. Vielleicht wirkten auch noch die Eindrücke in ihm nach, die er während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Hauptstadt gesammelt hatte. Wie manches stolze Geschäft hatte er da zusammenbrechen sehen, wie oft hatte er Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welch aufreibenden Kampf mancher vielbeneidete Kaufherr führen mußte, um nicht erbarmungslos von der erreichten Höhe hinabgeschleudert zu werden. Nein, da war es schon besser, wie er sich mit seinem gesunden Durchschnittsverstand sagte, an der Spitze eines Geschäftes zu stehen, das Ruhe am Tage und noch mehr Ruhe in der Nacht gewährte.

Im ersten Jahre von Schütze Sohns Selbständigkeit war übrigens noch eine besondere Ursache vorhanden, die ihn abhielt, an Geschäftsvergrößerung und rascheres Geldverdienen zu denken. Diese Ursache trug auch die Schuld daran, daß der Sohn schon vier Wochen nach dem Begräbnis die Trauer um den toten Vater so ziemlich überwunden hatte. In den ersten Tagen stand er nahezu stündlich im Wohnzimmer vor dem Bilde des Verewigten in wehmütigen Betrachtungen; jetzt warf er nur abends vor dem Schlafengehen einen flüchtigen Blick auf die geliebten ehrwürdigen Züge. Und das war so gekommen.

Im zweiten Stock des gegenüberliegenden Hauses wohnte die verwitwete Frau Steuerrätin Rißen. Ihr Gesicht sah grünlichgrau und bitter aus wie ein in Wermut getauchter Schwamm, und ihre Zunge, die

wie ein zweischneidiges Schwert war, fürchtete das ganze Städtchen. Dieser würdigen Dame, die an die häßlichsten Tage im Spätherbst erinnerte, schneite es plötzlich ein sechzehnjähriges Töchterchen ins Haus, dessen Erscheinung man nur mit einer Vorstellung in Verbindung bringen konnte — mit dem Mai in seiner sonnigsten Holseligkeit. Natürlich hatte die Frau Steuerrätin dieses Töchterchen auch schon früher besessen, aber „Zrmachen“ war mit zwölf Jahren zu einer Tante in die französische Schweiz geschickt worden, wo sie „standesgemäß“ erzogen werden sollte. Nun, die französische Schweiz soll ein wunderbarer Erdenfleck sein, und sie hatte der kleinen Deutschen von ihrem Schönsten und Besten mitgegeben —: außer einem schlechtverdauten Französisch und sehr hübschen weiblichen Handarbeiten einen Hauch köstlichster Naturfrische.

Schütze Sohn hatte seinen Morgentasse getrunken und war an das Fenster getreten, um den dickköpfigen Bauern Grans aus Wingerlo zu erwarten, der ihm mehrere Wagen bester Gerste ansfahren sollte — da riß der junge Kaufmann auf einmal Mund und Augen weit auf. Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu. Es war Zrmachen! Er hatte nur davon gehört, daß sie in diesen Tagen zurückkehren sollte — in einem kleinen Städtchen hört man alles — und nun war sie schon da. Daß man aber so schlank, so ausbündig hübsch werden kann! Natürlich, draußen in der Fremde! Im Städtchen selbst wäre eine solche Entwicklung wohl kaum möglich gewesen. Schütze Sohn hatte diesen Gedanken allen Ernstes. Übrigens dachte er im ganzen nicht viel, fühlte aber um so mehr. Er empfand bei Zrmachens Anblick zum erstenmal wirkliches Herzklopfen und Atembeklemmung. Wenn er sich auch keine Rechenhaftigkeit darüber ablegte, so war es doch so: er hatte sich in das reizende Geschöpf, das dort drüben wohnte, sterblich verliebt.

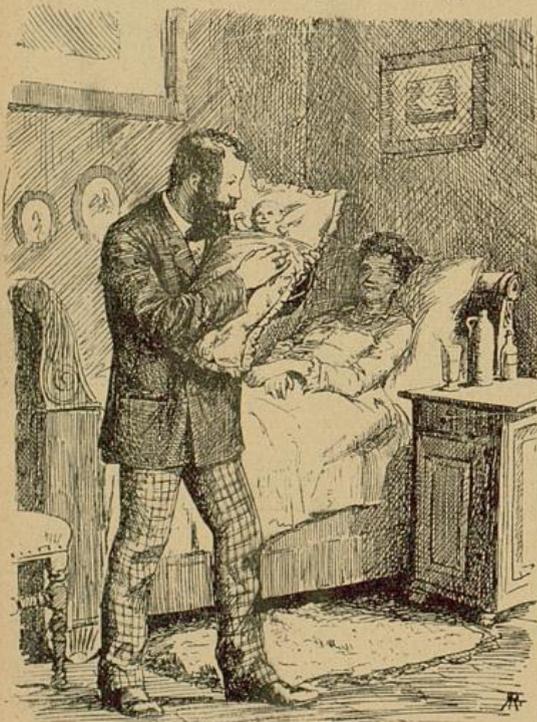
In den nächsten vier Wochen wurde Schütze Sohn sich darüber klar, was mit ihm vorgegangen war. Er fing an, sich im Spiegel zu betrachten. Nun, er gehörte zu den Leuten, die hinein sehen dürfen. Wenn sein Gesicht auch etwas rot war, so waren dafür seine Augen vom reinsten Blau und seine stattliche Gestalt wäre noch viel mehr zur Geltung gekommen, —



Im Hause gegenüber stand am Fenster ein hübsches Mädchen und nickte ihm freundlich zu. Schmeider gehabt hätte.

Er machte diese letztere Entdeckung selbst, und da es Thatsache war, daß er einen neuen Gesellschaftszug nötig hatte, reiste er in die Hauptstadt, um sich dort bestmöglich einhülsen zu lassen. Mit dem hauptstädtischen Anzug angethan, machte er dann der

Frau Steuerrätin Nissen einen Sonntagvormittagsbesuch. Die Dame war sehr liebenswürdig, aber auch sehr genau — im Fragen. Nachdem Schütze die anfängliche Schüchternheit überwunden hatte, strömten ihm die Worte nur so von den Lippen. Aber die Frau Steuerrätin fand es für besser, wenn er mit ihr allerhand Rechenexempel betreffs seiner Zukunft löste. Schützes Rechenkunst fand auch den Beifall der würdigen Dame und er erhielt die Erlaubnis, sich schon jetzt im stillen als Irmachens Verlobter zu betrachten. Ein halbes Jahr später sollte die öffentliche Verlobung stattfinden und nach Ablauf des Trauerjahres die Hochzeit sein.



Irmaschinen machte dem großmütigen Vatten ein Gegengeschenk und gebar ihm einen Stammhalter.

Irmaschinen wurde von der zärtlichen Mutter mit diesem Zukunftsplane überrascht, und da sie noch zu wenig selbständig im Denken und Empfinden war, sagte sie „ja“. Nur fürchtete sie sich vor dem alten finsternen Hause ihres zukünftigen Eheherrn. Da Irmaschinen wollte sie nicht, meinte sie schmollend. Die besorgte Mutter beruhigte sie. „Ziehe nur hinein,“ jagte sie, „wenn du erst seine Frau bist, wollen wir schon dafür sorgen, daß du bald wieder herkommst.“ Er muß dir eine Villa bauen.“ Die Frau Steuerrätin nickte dazu so energisch mit dem Kopfe, als ob die Villa schon so gut wie fertig wäre.

So rasch ging es nun allerdings nicht. Erst im dritten Jahre nach ihrer Verheiratung erreichte Irmaschinen durch klug angebrachtes Schmollen und gelegent-

liche Thränen ihren Zweck. Die Mutter unterstützte die Tochter tapfer; freilich hatte sie sich dabei einige male ganz gehörig über ihren „dickhäutigen“ Schwiegersohn zu ärgern, wie sie sich ausdrückte. Schütze trug seine bildhübsche junge Frau auf Händen und wünschte seine verehrte Schwiegermama nur ganz im geheimen manchmal ins Pfefferland. Unter diesen Umständen blieb ihm also nach dreijährigem Widerstande nichts weiter übrig, als draußen vor dem Städtchen eine reizende kleine Villa ins Grüne hineinzubauen und sie seiner Frau zum Geburtstag zu schenken. Natürlich wurde das alte häßliche Haus nicht verkauft, sondern — mit Ausnahme der altväterischen Wohnstube, die unangetastet blieb — in allen seinen Räumen zur Unterbringung von Getreide und Hülsenfrüchten verwendet.

Irmaschinen war nicht undankbar. Sie machte dem großmütigen Vatten ein Gegengeschenk. Sie gebar ihm den Stammhalter, dessen Ankunft Schütze in einen Rausch von Entzücken versetzte. Wie oft jaß er nachdenklich vor der Wiege des schreienden kleinen Weltbüraers, malte sich dessen Zukunft aus und sah ihn schon bekleidet mit allen Ämtern und Ehren, die man überhaupt einem Menschen anthun kann. Noch größer beinahe war das Entzücken der Großmutter. Wenn sie sich des kleinen Rudolf bemächtigt hatte, ging sie stolz und steif wie ein Laternenpfahl mit ihm durchs Zimmer und machte vor lauter Glück und Freude ein Gesicht, dessen Wonnefalten würdig gewesen wären, durch einen allerersten Pinsel der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die junge Mutter nahm ihr Glück etwas gleichmütiger hin. Für sie war der kleine Rudolf nicht viel mehr wie eine Puppe, die man hübsch anzieht, um mit ihr Staat zu machen. Es schmeidelte ihrer Eitelkeit, daß alle Welt den Kleinen geradezu wunderschön und der Mama wie aus dem Gesicht geschnitten fand. Dennoch war Irmaschinen durchaus kein herzloses Geschöpf; allein Gatte und Mutter umhingen sie in blinder Liebe mit soviel Außerlichkeiten, daß sie keine Zeit fand, einmal in ihrem Innern nach der rechten Ordnung zu sehen.

Der kleine Rudolf wurde langsam größer. Er wuchs sich zu einem frischen, munteren Jungen aus, an dem nur leider die eitle Liebe von Mutter und Großmutter mancherlei verdarben, was die rechte herzentquollene Zärtlichkeit des Vaters, der es auch gelegentlich an Ansätzen zur Strenge nicht fehlen ließ, nicht völlig wieder gutmachen konnte. Den Vater nahmen die Geschäfte durch viele Stunden des Tages in Anspruch, während die beiden Frauen, namentlich die Großmutter, unablässig um den kleinen Rudolf mit ihren Zittichen schwebten, von denen eine ungesunde Bewunderung herabtroß, wie von einem Regenschirm das Wasser.

Als Rudolf zehn Jahre alt war, starb die Großmutter. Frau Irma zerfloß in Thränen. Selbst die eleganten Trauerkleider vermochten ihren Schmerz nur wenig zu lindern. Mit der Frau Steuerrätin war ihr der Rückhalt verloren gegangen. Sie mußte sich nun eine neue selbständige Haltung angewöhnen.

Sie hatte aber doch soviel von der Verstorbenen gelernt, daß sie nach Ablauf des Trauerjahres in ein Bad zu gehen für nötig fand, um ihrer geschwächten Gesundheit wieder aufzuhelfen. Der Gatte war selbstverständlich ihrer Ansicht, und da man sich gerade in den Schulferien befand, nahm Frau Irma den kleinen Rudolf mit sich. Das war nun für den armen Schütze ein schwerer Schlag. Einsam irte er bald durch das alte finstere Haus mit seinen Getreidespeichern, bald durch die leere Villa und wußte durchaus nicht, was er mit seinen knapp bemessenen Freistunden anfangen sollte. Das Essen schmeckte ihm nicht, er schlief schlecht, und als Frau und Kind nach einigen Wochen rot und frisch in das verödete Heim zurückkehrten, weinte er dicke Freundstränen und braute eine Bowle.

Diese Badereise wiederholte sich in jedem Jahre, und jedesmal meinte Schütze, die schreckliche Einsamkeit nicht überstehen zu können; jedesmal hätte er bei der Rückkehr seiner Familie hüpfen und tanzen mögen. Dann kam aber eine Trennung, welche beide Eltern traf. Rudolf war der Volksschule entwachsen und mußte nun, um etwas Außerordentliches zu werden, das Gymnasium in der Hauptstadt besuchen. Als die Eltern zum erstenmal einsam bei der Lampe saßen, weinten sie wie die Kinder, und das Herz wollte ihnen fast brechen. Aber der Schritt war notwendig gewesen, und die Pension, in der sich Rudolf befand, galt für musterhaft; denn es befanden sich sogar einige Adelige unter den jungen Leuten.

Rudolf war nicht außergewöhnlich begabt, aber da er aufmerksam war, lernte und begriff er doch genügend, um immer mitversetzt zu werden. Lehrer und Schüler hatten den frischen Burschen gern. Als er Untertertianer war, lud ihn einer seiner adeligen Mitschüler ein, die bevorstehenden großen Ferien mit ihm auf dem freiherrlichen Gute zu verleben. Voller Begeisterung erbat sich Rudolf von zu Hause die Erlaubnis, und da die Ehre eine so große war, mußte sich ihr die Schmach der armen Eltern unterordnen. In den nächsten Osterferien wollte Rudolf abermals auf freiherrlichem Gebiete fischen und jagen, und auch diesmal wagten die Eltern nicht Nein zu sagen und ihren einzigen Jungen für sich zu beanspruchen. Aber war das eine öde Osterwoche in der gemütlichen kleinen Villa; so leer, so inhaltslos, es blieben sogar mehrere Braten ungebraten und eine Menge Kuchen ungebäcken. Frau Irma war so in ihren Schmerz versunken, daß der arme Schütze am ersten Osterfeiertage beinahe nichts zu essen bekommen hätte, würde nicht die Magd noch im letzten Augenblick mit Rührereiern aufgewartet haben.

In der Nacht, die auf den letzten Ferientag folgte, kam Frau Irma beim ruhelosen Umherwerfen im Bett ein Gedanke, der so eigenartig war, daß unbedingt die selige Frau Steuerärztin, die sich wahrscheinlich in der dunkeln Nacht einmal aus dem Jenseits auf die Erde zurückgewagt hatte, ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben mußte. Beim Morgenkaffee erschien Frau Irma wieder frisch und rosig, wie vor

den Ferien, und tischte dem Gatten zugleich mit der Sahne und der Buttersemmel ihren neuen Gedanken auf. Sie verlangte nichts mehr und nichts weniger, als daß Schütze sich in der Hauptstadt ansässig machen sollte, damit sie dann ihren Jungen wieder bei sich hätten. Wenn diese Trennung nur noch ein Jahr andauere, würde sie für ihren Teil sicher „dahinsiechen“. Schütze begriff seine Frau anfangs gar nicht. Was sollten sie denn in der Hauptstadt anfangen? Das Getreidegeschäft befand sich ja doch hier im Städtchen. Frau Irma aber machte ihm klar, was sie von ihm verlange und verlangen könne, da ihr Lebensglück davon abhängt.

Schütze hatte seine Frau endlich verstanden. Er war sehr blaß geworden, entgegnete kein Wort, sah Frau Irma nur mit einem tieftraurigen Blick an und ging aus dem Zimmer. Den ganzen Vormittag trieb es ihn in den Getreidespeichern umher; er war so fassungslos, daß er sogar einmal acht Stufen hinunter in einen großen Haufen von Hülsenfrüchten fiel. Kurz vor dem Mittagessen verließ er die Getreidespeicher und trat in das väterliche Wohnzimmer; hier stellte er sich vor das Bild des toten Vaters, schüttelte halb wehmütig, halb energisch den Kopf und sagte: „Nein, nein, hab' keine Angst!“

Aber er unterschätzte die Macht seiner Frau. So oft Schütze auch erklärte, „die Sache sei ganz unmöglich,“ Frau Irma kam immer wieder auf ihren Plan zurück. Ab und zu führte sie auch einen neuen Grund ins Treffen; so meinte sie eines Tages, Rudolf würde ja doch auch die Universität in der Hauptstadt besuchen, und da sei es nicht nur gut, sondern sogar notwendig, wenn die Eltern ihn überwachten. Schütze fand aber die Sache immer noch unmöglich und sagte abermals, nur sehr ernsthaft, fast bittend: „Ich habe dir ja gesagt, weshalb es nicht geht.“ Wenn Frau Irma auch im Augenblick schwieg, einige Tage später begann sie doch wieder zu bohren; gelegentlich weinte und schmolte sie auch und bekam so etwas wie Herzkrämpfe.

Und so kam wirklich ein Tag, an dem Schütze jenes Gesicht zeigte, dem ein großer innerer Zwiespalt seine verzerrenden Linien aufgeprägt hat. So oft er von diesem Tage an auch die Getreidespeicher in dem alten finsternen Hause durchschritt — er vermied stets, in die ehemalige väterliche Wohntube zu treten. Der alte Mann, dessen Bild über dem Sofa an der Wand hing, sehnste sich vergebens danach, an einem Sonntagvormittag wieder einmal das ehrliche Gesicht seines Sohnes zu sehen. Dieser Sohn fuhr dafür sehr häufig nach der Hauptstadt; vor jeder Reise sagte er seiner Frau mit einem seltsam zerstreuten Lächeln, er habe Geschäfte dort. Sie nickte ihm dann stets so innig und liebevoll zu, wie er es sonst gar nicht von ihr gewohnt war.

Rudolf war jetzt wohlbestallter Untersekundaner. Ostern war wieder ins Land gekommen mit noch kühlem, aber hellem und trockenem Wetter. Der buntbemühte Gymnasiast verlebte diesmal die Ferien im Elternhause. Sogar während der Dauer dieser

Ferien mußte sich Schütze von seiner Familie losreißen, um „geschäftshalber“ in die Hauptstadt zu fahren. Als er zurückkehrte, war er ein gebrochener und verzweifelter Mann. Er hatte an der Börse gespielt und nicht nur sein ganzes bescheidenes Vermögen verloren — er mußte auch das Getreidegeschäft und die Villa verkaufen, wenn er allen seinen Verpflichtungen nachkommen und aus dem Zusammenbruche seiner Existenz als rechtlicher Mann hervorgehen wollte. Wie ein Trunkener entstieg er dem Bahnbwagen. Da er die Stunde seiner Ankunft nicht angezeigt hatte, erwarteten ihn weder Frau, noch Sohn am Bahnhof. Ehe er nach Hause ging, begab er sich vor allem zu seinem Rechtsanwalt, um noch einmal alles mit ihm durchzusprechen und den Verkauf seiner Liegenschaften anzuordnen. Dann schwankte er nach dem alten finsternen Hause und schloß sich in der vereinsamten Wohnstube ein. Er wagte nicht, den Blick zum Gesicht des toten Vaters emporzuheben. Mit einem herzzerreißenden Stöhnen brach er auf dem Sofa zusammen und lag so die ganze entsetzlich lange Nacht.

Achgrau im Gesicht, gebückt, gealtert, schlich er am nächsten Morgen auf Umwegen zu seiner Villa. Die Füße wollten nicht über die Schwelle; er fürchtete, er schämte sich, vor Weib und Kind zu treten, der arme Schütze. Er hätte tot sein mögen. Aber nein, nein, es galt ja, den Seinen ein neues Brot zu schaffen. Mit dem Gedanken richtete er sich auf und trat in das Speisezimmer, wo Frau Irma und Rudolf beim Morgenkaffee saßen. Die Thränen immer wieder hinabwürgend, erzählte er mit stockender Stimme, wie er rascher habe Geld verdienen wollen, um seine Familie aus den engen Verhältnissen des Städtchens in die Hauptstadt versetzen zu können. Er habe jedoch kein Glück gehabt, und nun sei alles verloren. Er bat Frau und Sohn um Verzeihung und gelobte, bis aufs Blut arbeiten zu wollen, um seine Lieben vor Mangel zu schützen. Nicht mit einer Silbe klagte er seine Frau an.

Aber als Frau Irma erst die traurige Lage erfaßt hatte, klagte sie den Gatten an mit der heftigen, gellenden Stimme der seligen Frau Steuerrätin, mit den unbedachten, spitzen, leidenschaftlichen Worten, die dieser zu Gebote gestanden hatten. Sie nannte ihren Mann leichtsinnig, pflichtvergessen, einen Verbrecher an seiner Familie. Mit einem lauten Wehschrei warf sie sich plötzlich an den Hals ihres Sohnes. Was solle nun aus Rudolfs Zukunft werden? Auf dieses Stichwort öffnete den Mund auch Rudolf, der bisher stumm an den feinen Härchen auf seiner Oberlippe gezerrt hatte. Als die Mutter von seiner Zukunft sprach, fielen ihm die Verabredungen ein, die er mit dem freiherrlichen Freund getroffen: wie sie auf derselben Universität studieren und miteinander ein stolzes Burjchenleben führen wollten. Daraus wurde nun nichts. Er glaubte also vollen Grund zu haben, in die Vorwürfe der Mutter einzustimmen, that es auch und schloß seine längere Rede mit den denkwürdigen Worten: „Ich von mei-

nem Standpunkt aus kann nicht begreifen, wie ein gewiegter Kaufmann so hat handeln können.“ Rudolf hatte während dieser Rede den bleichen und zitternden Vater nicht ansehen können, sondern beharlich in die Ecke hinübergestarrt, wo das Klavier stand.

Während ihr Sohn sprach, schöpfte Frau Irma Kraft zu neuen Vorwürfen, mit denen sie den wehrlosen Mann überfiel. Sie schloß ebenso denkwürdig wie ihr Sohn, „es wäre viel besser gewesen, wenn sie aus den Tassen dort statt Kaffee Gift getrunken hätten, wenn sie und ihr armer Junge heute nacht einschläfen und nie wieder aufwachen würden, oder wenn die Welt unterginge.“ Dann nahm sie Rudolf an der Hand und zog ihn mit sich in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte.

Dieser vorgeschobene Niegel schied den armen Schütze von den Seinen. Er hatte begriffen, daß sie nicht ihn, sondern das sorgenlose Dasein geliebt hatten, das er ihnen mit seiner Arbeit bereitet. Was er aber nicht begriff, war, daß an dieser fürchterlichen, dreimal grausamen Wahrheit sein Herz nicht verblutete. Er verließ die Villa und warf ihr von draußen noch einmal einen unbeschreiblich traurigen Blick zu. Dann kehrte er in das alte finstere Haus zurück und schrieb in der Wohnstube zwei Briefe. Der eine war an seinen Rechtsanwalt gerichtet. Schütze ersuchte darin den Freund und Vertreter noch einmal aufs dringendste, seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß kein Matel an seinem Namen hängen bleibe. Wenn für Weib und Sohn auch kein Heller zurückbliebe, — vor allem müsse der eheliche Name gerettet werden. Der zweite Brief Schützes war an Frau Irma gerichtet. Er teilte ihr in den wenigen Zeilen mit, daß ihr kleines mütterliches Vermögen sichergestellt sei und sie fürs erste vor Mangel schützen werde. Seinen Sohn ermahnte er, sich sofort in der Hauptstadt nach einer Stelle umzusehen; er müsse sich einem praktischen Beruf widmen, da es nun mit der akademischen Laufbahn nichts sei. Der Vater legte Rudolf in schlichten, aber um so ergreifenderen Worten ans Herz, seinen Stolz und seine Kraft daren zu setzen, der Mutter Stütze und Halt zu sein. Dann sprach der ärmste Mann kurz von seinem Plan, nach Amerika gehen zu wollen. Er sei der Überzeugung, daß es ihm drüben leichter gelingen werde, sich eine neue Existenz zu gründen, als in der Heimat, wo ihn alles an sein großes Unglück erinnere und seine Thakraft lähme. Auch jetzt fiel kein Wort des Vorwurfs für die Seintigen, die ihn durch ihre Lieblosigkeit forttrieben. Er schloß mit der Versicherung, daß er zurückkehren werde, sobald seine Bemühungen von Erfolg gekrönt seien.

Dann schritt er noch einmal durch das ganze Haus, vom Keller bis zum Dach, stieg über die Getreidehaufen und ließ mit zusammengebissenen Zähnen die goldgelben Körner durch die zitternden Finger laufen. Als er seine Thränen nicht mehr zu üchhalten konnte, trat er noch einmal in die Wohnstube. Er holte das Bild des toten Vaters vom Nagel herab; die

bärtige Wange innig an die staubige Leinwand geschmiegt, weinte er sich aus. Inzwischen war die Dämmerstunde gekommen. Der an Hab und Gut und noch mehr an Liebe verarmte Mann wartete hinaus — und war fortan für das Städtchen und seine Bewohner verschwunden.

Am andern Tage suchte der Rechtsanwalt Frau Irma in der Villa auf. Sie weinte und schmähte noch immer in heftigen Worten auf Schütze. Der Rechtsanwalt, der ein aufrichtiger Freund des armen Schütze war, hörte eine Weile geduldig zu, dann bat er sehr entschieden ums Wort. Er kannte ja die Verhältnisse und machte Frau Irma in fünf Minuten klar, daß nicht Schütze, sondern sie die Schuld an dem hereingebrochenen Unglück trage, und daß nur der schwärzeste Undank und die abscheulichste Selbstsucht ein Wort des Vorwurfs für den Ärmsten finden könnten. Nachdem er noch gebeten hatte, Frau Irma möge Rudolf zu ihm schicken, mit dem er zu sprechen habe, entfernte er sich. Rudolf hatte im Nebenzimmer hinter der nur angelehnten Thür die Worte des Rechtsanwalts mit angehört. Er war dabei totenblaß geworden und seine guten, ehrlichen Augen verzieteten, was in seiner jungen Seele vor sich ging. Er hielt hinter den zusammengepreßten Lippen einen Seufzer zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und preßte den Kopf in die Sofakissen.

Frau Irma hatte sich indessen von der Kopfwäsche erholt, die ihr der Rechtsanwalt hatte angedeihen lassen, und begab sich nun zu ihrem Sohn, um abermals mit Zammern und Banken zu beginnen. Da fuhr Rudolf unwillig empor, seine Augen blickten die Mutter ernst an und mit lauter Stimme rief er: „Du sollst kein häßliches Wort mehr über den Vater sagen! Ich dulde es nicht! hörst du?“ Damit riß er seine Mütze von der Wand und stürmte hinaus in den leise niederrieselnden Frühlingsregen.

Nachdem Rudolf eine längere Unterredung mit dem Rechtsanwalt gehabt, teilte er Frau Irma seinen Entschluß mit, nach der Hauptstadt gehen zu wollen, um sich dort eine Stelle zu suchen. Sobald er etwas Passendes gefunden habe, möge die Mutter nachkommen. Er reiste auch bereits am andern Nachmittage ab. Das Glück war ihm günstig. Schon nach vierzehn Tagen fand er in einem technischen Bureau eine Anstellung. Das Anfangsgehalt war zwar sehr mäßig, aber der Herr, dem sein bescheidenes und doch sicheres Auftreten gefiel, versprach ihm eine entsprechende Aufbesserung, sobald er sich eingearbeitet habe. Nun suchte Rudolf, der auf einmal selbständig geworden war, eine kleine gemütliche Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche und schrieb der Mutter, sie möge sich mit einem Teil der Möbel auf die Reise machen. Als Frau Irma ankam, erschrak Rudolf, so verändert fand er sie. Über ihrem Haar lag ein grauer Hauch und das Gesicht war so schmal, so alt geworden! Sie mußte viel gelitten und — viel nachgedacht haben. Auch ihr Wesen war vollständig verwandelt. Sie fiel Rudolf nicht um den Hals, sie weinte nicht, sondern reichte

ihm nur still die Hand und sagte: „Nicht wahr, mein Sohn, du wirst Geduld mit deiner Mutter haben? Ich werde mich des Haushaltes annehmen, so gut ich kann. Wenn es in meinen Kräften steht, sollst du nichts vermissen. Wer weiß, vielleicht kehrt auch der Vater bald zurück. Die Sehnsucht wird ihm in



Die bärtige Wange innig an die staubige Leinwand gedrückt, weinte er sich aus.

der Fremde keine Ruhe lassen — die Sehnsucht, die auch uns erfüllt, nicht wahr? Dann wollen wir alle ein neues Leben anfangen.“ Rudolf küßte Frau Irma heftig auf den Mund und stützte an ihrer Schulter immer wieder: „Du gute, gute Mutter!“

Aber das behagliche, arbeitsfrohe Stilleben sollte den beiden nicht so leicht gemacht werden. Kein Unglück kommt allein, sagt ein Sprichwort. Kaum ein halbes Jahr nach der Trennung mußte das Bankhaus, das Frau Irmas kleines Vermögen verwaltete, seine Zahlungen einstellen. Das war ein schlimmer Schlag; denn Frau Irma verlor alles. Die Zinsen hatten Mutter und Sohn so manche kleine Erleichterung verschafft, die nun wegfallen mußte. Rudolf, der den Zusammenbruch des Hauses zuerst erfuhr, fürchtete sich davor, der Mutter die böse Mitteilung zu überbringen, aber es mußte sein. Frau Irma war wohl zu Anfang etwas erschrocken, doch sie faßte sich bald und sagte: „Nun werde ich alles dir zu verdanken haben, lieber Rudolf. Ich weiß, du wirst deine Mutter nicht verlassen.“ Und wieder gelobten sich Mutter und Sohn in herzlichster Umarmung Treue fürs Leben.

In diesen Tagen war es auch, daß Rudolf der

Mutter anmerkte, sie habe etwas auf dem Herzen. Wenn er sie unvermutet anredete und lächelnd fragte, wo sie mit ihren Gedanken sei, erröthe sie wie ein junges Mädchen und sah fast scheu zur Seite. Als er mit Fragen in sie drang, ob sie sich nicht wohl fühle, gestand sie, was es sei. Sie hatte schon seit Wochen ab und zu ein Stück von ihrem Schmuck verkauft und von dem Erlös in großen amerikanischen Zeitungen hin und wieder einen Aufruf an ihren Gatten erlassen: er möge doch verzeihen und zurückkehren, Mutter und Sohn liebten ihn über alles und könnten nur in einem neuen Leben mit ihm ihr wahres Glück finden. Als Frau Irma dies Geständnis abgelegt hatte, fügte sie schüchtern hinzu: „Ich habe noch so viel Schmuck, den ich nie mehr tragen werde. Darf ich ihn weiter dazu anwenden, Vater an unsere Seite zurückzurufen, oder willst du, daß ich das Geld für die Wirtschaft —“

„Nein, das will ich nicht! Wie kannst du nur denken! Rufe den Vater — jawohl, rufe nur. Er wird dich endlich doch hören. So viel Liebe muß ihn in unsere Arme zurückführen.“

Aber der verschollene Schluß hörte nicht — oder wollte nicht hören. Und nach Jahresfrist war das letzte Schmuckstück verkauft, und Mutter und Sohn hatten nun nichts mehr, um über das große Wasser hinüber dem einsamen Vater zuzurufen: Komm doch zurück! Wir lieben dich ja so sehr! — —

Wenn Frau Irma im stillen litt, so zeigte sie es doch keineswegs. Sie war immer gleichmäßig still und freundlich und umgab Rudolf, trotz der beschränkten Mittel, die ihr zu Gebote standen, mit einer Behaglichkeit, als habe sie von Kindesbeinen an keine andere Kunst geübt, als den kleinen Wundern nachzuspüren, die eine gute Hausfrau zu verrichten vermag. Rudolf in seiner aufstrebenden jugendlichen Kraft vergaß naturgemäß immer mehr den traurigen Gedanken an den verschwundenen Vater. Sein Interesse an dem Beruf, dem er sich notgedrungen hatte zuwenden müssen, wuchs, und er spann allerlei Zukunftsträume, in denen er sich glücklich fühlte. Er konnte wieder so hell und frisch lachen, wie als übermütiger Gymnasiast, und die Mutter hütete sich sehr, ihn mit einem unvorsichtigen Wort aus dem gefunden Gleichgewicht zu bringen.

Eines Tages klopfte die Wirtin an, bei der Mutter und Sohn wohnten, und erzählte freudestrahlend, sie habe nun, Gott sei Dank, auch noch das kleine Zimmer neben den „Herrschaften“ vermietet. Die Mieterin sei ein Ladenfräulein, das den ganzen Tag im Geschäft sei und die „Herrschaften“ gewiß nicht stören werde; sie mache einen sehr stillen Eindruck. In der That hörten Frau Irma und Rudolf abends nur, wie drüben die Lampe einen Augenblick klirrte, wahrscheinlich beim Anzünden; darauf ein kurzes Hin- und Hergehen, dann nichts mehr. Eine Stunde später etwa hörten sie noch durch die dünne Wand ein Lied singen, einfach und kurz, worauf wieder tiefe Stille eintrat. Frau Irma hatte den Kopf von ihrer Näherei, Rudolf von seinem Buche erhoben, allein

die Worte des Liedes hatten sie nicht verstehen können. Am andern Abend ließ sich die leise traurige Stimme wieder vernehmen. Diesmal stand Rudolf auf und setzte sich auf einen Stuhl, der an der Verbindungswand stand. Das Lied war dasselbe, und Rudolf verstand jetzt auch die Worte:

„Hast du's so eilig denn,
Mich zu verlassen?
Würden dir gar so eng
Unsere Gassen?“

Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?“

Wenn du nicht bleiben willst,
Mußt du wohl gehen.
Wüß' ich nur, wie ich es
Soll überstehen!

Wird wohl am besten sein,
Mein' ich: Dein Leben
Sei in des Todes Hand
Plötzlich gegeben.

Wein' mich von Herzen aus,
Um dann zu denken:
Gott weiß zum Rechten ja
Alles zu lenken.“

Dann wieder tiefe Stille.

Rudolf hatte Thränen im Auge, als er an den Tisch zurückkehrte, und die Mutter beugte den Kopf tief auf ihre Arbeit herab, um dem Sohn nicht zu zeigen, daß es ihr ebenso ging.

Das Lied war für Mutter und Sohn fortan der Abendsegen. Frau Irma merkte bald, wie das wehmütige Lied Rudolf mehr und mehr beeinflusste. Er war zerstreut, bald ausgelassen fröhlich, bald tieftraurig und was für Frau Irma das Empfindlichste war: er wurde verschlossen. Die Mutter fragte nicht nach der Ursache, sie wollte es auf andere Weise erfahren. Wenn Rudolf morgens und mittags das Haus verließ, um in das Geschäft zu gehen, eilte sie mit plötzlich erwachter lebhafter Neugier an das Fenster und sah ihrem Liebbling mit weit vorgestrecktem Halse nach. Dabei mußte ihr zu öfteren Malen etwas auffallen, was sie zu einem ernstern und besorgten Kopfschütteln veranlaßte. Sie hatte daraufhin auch verschiedene geheimnisvolle Unterredungen mit der Wirtin, und schließlich verließ sie mehreremale das Haus, ohne daß diese Gänge Spaziergänge gewesen wären oder Einkaufszwecke gehabt hätten. Vom letzten dieser Ausflüge, die sie Rudolf sorgfältig verschwie, kehrte sie ruhig, fast heiter zurück. Die früher gezeigte Neugier war jetzt verschwunden, mit ihr auch jede Besorgnis.

Man befand sich im Winter und ging dem schönsten aller Feste, dem Weihnachtsfest, entgegen. Eines Tages sagte Frau Irma beim Mittagessen zu Rudolf: „Ich habe von der Wirtin gehört, daß das Fräulein nebenan einen musterhaften Lebenswandel führt. Die Wirtin erzählte mir auch, daß die Armste in einem

Waisenhause erzogen worden sei und daß sie keinen Menschen auf Gottes weiter Welt habe, der sich um sie bekümmert. Wie wäre es, lieber Rudolf, wenn wir das arme Ding für den heiligen Abend zu uns hätten?“

Rudolf wurde blutrot im Gesicht und fand im ersten Augenblick keine Worte. Dann sprang er auf, umhalste die Mutter stürmisch und stammelte schließlich, über seine Begeisterung in Verlegenheit geratend: „Ja, ja, das Alleinsein an einem solchen Abend ist zu traurig. Ich — ich werde Fräulein Agnes deine Einladung gleich überbringen.“ Frau Irma wunderte sich gar nicht, daß er den Vornamen des jungen Mädchens wußte, sondern lächelte nur, wie er aus dem Zimmer schoß, um bei Fräulein Agnes anzuklopfen. —

Frau Irma, Rudolf und Fräulein Agnes, die nach kurzem Zögern die freundliche Einladung angenommen, hatten den Weihnachtskarpfen mit bestem Appetit verzehrt, und nun machte sich der junge Mann im Nebenzimmer daran, einen Punsch zu brauen. In dessen versicherte Agnes Frau Irma, daß sie seit langen Jahren zum erstenmal wieder eine frohe Weihnacht feiere. Die gereifte Frau blickte mit inniger Anteilnahme in das blasse, feingeschnittene Gesicht ihrer jungen Nachbarin. In gütiger Weise brachte sie das junge Mädchen zum Reden, und was sie da hörte, entlockte ihr eigentümlicherweise nur ein freundliches Kopfnicken, als wisse sie um das alles schon und habe einen guten Trost bei der Hand.

Da trat Rudolf mit seinem Gebräu ein, und die fröhlichen Punsch- und Weihnachtsgeister hielten durch die purpurshimmernden Gläser ihren Einzug. Bald war auch die Stimmung recht gehoben. Plötzlich beugte Rudolf sein etwas gerötetes Gesicht zu Fräulein Agnes hinüber und sah ihr tief in die schönen dunklen Augen. „Wie wäre es, wenn wir jetzt ein Lied jängen?“ stieß er hervor. „Fräulein Agnes, Sie singen ja so schön:

„Ist hier der Frühling nicht
Lieblich zu schauen?
Bin ich die häßlichste
Unter den Frauen?“

Leichenfahl im Gesicht fuhr das junge Mädchen mit einem Ruck von ihrem Platz in die Höhe. Mit zitternden Händen hielt sie sich noch einen Augenblick am Tischrand fest, als fehlte ihr zu jeder weiteren Bewegung die nötige Kraft; dann eilte sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

„Bin ich aber ein dummer, schlechter Mensch!“ stammelte Rudolf schließlich und drückte die geballte Faust wider die Stirn. „Nein, so kann's ja nicht bleiben, zanke nicht, Mutter, ich mache sie wieder gut.“ Und hinaus war er.

Er blieb über eine Stunde fort. Während der ganzen Zeit verharrte Frau Irma still am Tisch und hielt die Hände im Schoß gefaltet.

Endlich öffnete sich die Thür wieder, und Rudolf zog die sich leicht sträubende Agnes über die Schwelle. Da erhob sich Frau Irma recht feierlich, öffnete die

Arme weit — und mit einem Freudenschrei warf sich das junge Mädchen hinein. Agnes hatte im zarten Kindesalter schon verwaist dagestanden, war dann schände um die erste Liebe betrogen worden, und hatte nun doch noch in die einzig wahre Heimat, die wir Menschen auf Erden haben, den Weg gefunden.

Agnes ließ ihr trauriges Lied fortan niemals mehr hören, allein Rudolf, der ihre schöne sanfte Stimme über alles liebte, bat so lange, bis sie doch wieder sang. Diesmal klang die Weise nicht so schwermütig und hoffnungslos:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Hat für das Glück schier tausend Namen,
Und doch war stets nur einer recht,
So viel auch tausend Jahre kamen.

Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Mutter und Sohn hatten nun wieder ihren Abendessen. Rudolf merkte in seiner Liebe nichts davon, daß die Mutter bei den sanften Tönen oft nur mit größter Mühe ein Schluchzen zurückhielt.

Im Einverständnis mit Frau Irma setzte das Brautpaar den Tag der Hochzeit auf Weihnachten in zwei Jahren fest. Rudolf erhoffte bis dahin eine neue Gehaltsaufbesserung. Und nun gab es ein Zusammenleben der drei, in das als einziger Schatten nur die leisen Seufzer der Mutter fielen, die immer an den weltfernen Gatten denken mußte, der vielleicht darbt und sich in Sehnsucht verzehrte. Die glücklich Liebenden freilich vernahmten diese Seufzer nicht. Sie waren wunschlos selig. Der so weit hinausgerückte Zeitpunkt der Hochzeit trübte ihre reine, keusche Liebe nicht. Agnes war schon zu schwer im Leben geprüft worden, als daß der neue Glücksquell, der auf einmal vor ihr aufgeprungen war, sie bei aller Seligkeit nicht fast zaghaft scheu gemacht haben sollte. Auch nicht den Schatten eines Wunsches mehr äußern — sonst könnte all die Herrlichkeit in nichts zerfließen! An der Seite seines freiherrlichen Freundes hätte Rudolf die Liebe wohl nicht in dieser köstlichsten Gestalt kennen gelernt.

Die drei Menschen, die sich mittags und abends um den runden Tisch in Frau Irmas kleinem Stübchen setzten, kannten keine Falschheit — und doch hatten sie alle drei Heimlichkeiten voreinander. Sie sagten sich abends „Gute Nacht“ und sahen dabei aus, als hätten sie wirklich keine andere Absicht, als kraft ihres guten Gewissens frisch und fröhlich einzuschlafen. Sobald jedoch Rudolf die Thür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, hängte er einen Rock an die Thürklinke, um das Schlüßelloch zu verdecken, und komischerweise machte es Frau Irma auf der andern Seite der Thür ebenso mit einem dichten Tuche. Dann setzte sich Rudolf zur Lampe und fing an, einen englischen Roman ins Deutsche zu übersetzen. Er hatte auf der Schule schon fleißig

Englisch getrieben und sich dann nach Antritt seiner Stellung nach Kräften noch darin vervollkommnet. Nun wollte er wahrscheinlich die Früchte seiner Mühn ernten. Frau Irma aber schmiegte sich in ihren großen Lehnstuhl und stückte Abend für Abend noch lange über Mitternacht hinaus.

Nur durch die dünne Wand von ihr getrennt, saß auch Agnes lautlos in ihrem Stübchen und nähte, stückte und häfelte oft bis zum Frührot. Wenn man sich dann „Guten Morgen“ sagte, behaupteten alle drei, ausgezeichnet geschlafen zu haben, und doch wäre eins oder das andere gar manchmal getu noch ein Stündchen im warmen Bett geblieben.

Heimlichkeiten sind aber unnatürlich und kommen deshalb früher oder später stets an den Tag. Merkwürdigerweise war der Zeitpunkt, an dem die Heimlichkeiten unseres Kleeblattes entdeckt wurden, der nächste Weihnachtsabend. Als Mutter und Sohn den Gaben-



tisch für Agnes herrichteten, hatte Rudolf nichts weiter hinzulegen, als ein verschlossenes Couvert mit der Aufschrift „Kleiner Beitrag zur Aussteuer meiner geliebten Agnes“. Frau Irma stutzte und sah ihren Sohn überrascht an. Dann zog sie unter leisem Erröten ebenfalls ein Couvert hervor, auf dem nahezu die gleichen Worte standen. Bald hatte eins dem andern sein Geheimnis entlockt, und halb lachend, halb weinend fielen sie sich um den Hals und erwarteten Hand in Hand voll stolzer Freude das Eintreten der jungen Braut. Während Agnes diese von der Liebeersonnenen und von der Aufopferung ausgeführten Überraschungen entgegennahm, lächelte sie, als wollte sie fröhlich rufen: „Aller guten Gedanken sind drei.“ Doch dann dachte sie einen Augenblick nach und schwieg. Sie wollte mit ihrem Geständnis Mutter und Sohn den Triumph nicht schmälern, für sie gewacht und gearbeitet zu haben, indes sie sich möglichst in ihren Kissen streckte.

In einigen Wochen hatte Agnes Geburtstag, und zur Feier dieses Tages sollten die ersten großmäch-

tigen Ausstattungseinkäufe gemacht werden. Wie die Kinder freuten sie sich alle darauf. Agnes lächelte still vor sich hin, als Rudolf in seiner Untenutnis von einem sehr hübschen, aber sehr teuern Schrant sprach, den sie zusammen in einer Auslage gesehen hatten. Nun, wo die Gelder nicht zulangen sollten — konnte sie ja aus eigenen Mitteln nachhelfen.

Nun geschah es, daß alle noch nachträglich ein Weihnachtsgeschenk erhielten, das ihnen das ersehnteste und kostbarste war. Rudolf pflegte nach Geschäfts-schluß stets seine Braut aus dem Modewarenladen abzuholen, wo sie vorläufig noch angestellt war, und in harmlosem Geplauder über die Erlebnisse des Tages gingen sie dann miteinander nach Hause, um sich an dem herrlich duftenden Warmbier gütlich zu thun, das Frau Irma in diesen kalten Tagen stets bereit hielt. So traten sie auch einige Tage nach Neujahr in das Stübchen der Mutter. Auf dem Sofa saß an der Seite der Mutter ein fremder Mann in langwallendem Bart, und sein Kopf lehnte an ihrer Brust, als ob gerade dort und nirgends sonst in der Welt sein Platz sei. Die Mutter konnte in ihrer mächtigen Bewegung kaum sprechen, und rief nur dem Sohn entgegen: „Rudolf — der Vater ist da!“

Hastig stürzte Rudolf nach dem Sofa. Wie er aber das eingefallene leidende Antlitz des Wieder-gekehrten dicht vor sich sah, stand er einen Augenblick tief betroffen still. Rasch beugte er sich dann nieder und küßte schluchzend die Hände, die sich ihm entgegenstreckten. „Ist es denn möglich, Vater? Haben wir dich wirklich wieder? Ach, das Glück, das große Glück,“ rief er immer von neuem. Er hatte seine Braut ganz vergessen, die übrigens schon vor einer Weile das Zimmer verlassen und die Thür leise hinter sich geschlossen hatte. Sie wollte das heilige Fest dieses Wiederfindens nicht stören.

Nach einer Viertelstunde trat Rudolf in ihr Stübchen, um sie hinüberzuholen und dem Vater vorzustellen. Der gute Junge wußte nicht recht, sollte er lachen, daß der Vater wieder da war, oder weinen, weil der Armste gar so krank dreinsah und aus seltsam hohlen, fieberhaft flackernden Augen blickte. Schütze hatte schon zu Weihnachten bei den Seinen eintreffen wollen; aber er war auf dem Schiff krank geworden und hatte gleich nach dessen Ankunft in Hamburg ein Gasthaus aufsuchen müssen, da er sich mit seinen Kräften vollständig zu Ende fühlte. Über eine Woche hatte er in der großen fremden Stadt mit seiner Krankheit gerungen, bis ihm endlich die Sehnsucht so viel Kraft zurückgegeben hatte, um die Heimreise vollenden zu können. Nun er da war, meinte er freilich an Erschöpfung und übergroßer Freude über den innigen Empfang, den er fand, sterben zu müssen. Nur langsam erholte er sich und bat dann die Seinen mit matter Stimme, ihm zu berichten, wie es ihnen in der langen Zeit ergangen sei. Mit gesenktem Haupt hörte er zu und begnügte sich damit, Frau und Sohn zumeilen stumm die Hand zu drücken. Er selbst erwähnte auch nicht mit einer Silbe seine

Erlebnisse in der neuen Welt, und die Seinen waren zartfühlend genug, nicht darnach zu fragen. O, wie schwer mußte er in der kalten, lieblosen Fremde gelitten haben, da er so zurückgekehrt war, der einst so kräftige und blühende Mann!

Schütze hatte Agnes mit dem prüfenden Blick eines durch die Schule schwerer Erfahrungen Gegangenen eine Zeitlang stumm angesehen, um sie dann mit einer langsamen Bewegung zu sich niederzuziehen und sein liebes Kind zu nennen. Mutter und Sohn verbargen nach Kräften die Sorge, die ihnen sein Aussehen einflößte, schienen heiter und glücklich und sprachen immer wieder davon, wie köstlich sich nun ihr Zusammenleben gestalten würde.

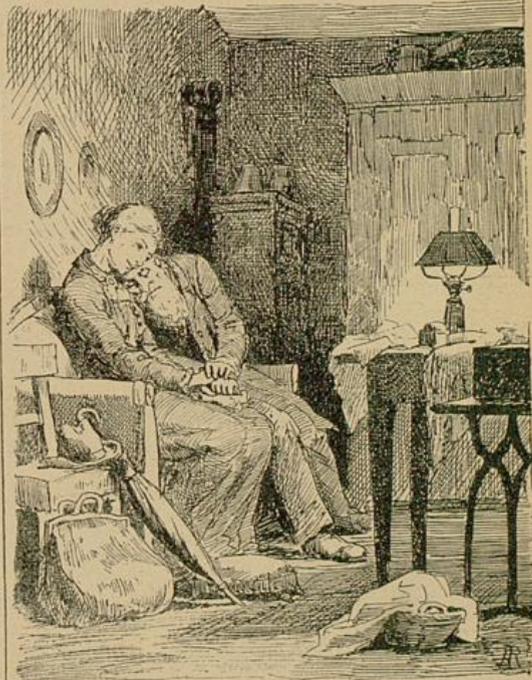
Natürlich mußte Schütze zur Nacht in Rudolfs Bett schlafen, während der junge Mann es sich auf dem Sofa bequem machte, das er dicht daneben rückte. Vater und Sohn plauderten noch ein wenig hin und her, bis Rudolf schließlich rief: „Wie glücklich bin ich, wieder »Gute Nacht, Vater!« sagen zu dürfen.“ Kurz vor dem Einschlafen wiederholte er die Worte, schon halb im Traume, mit seiner hellen Stimme noch einmal.

Am andern Morgen konnte Schütze nicht aufstehen, obwohl er behauptete, sich nicht kränker zu fühlen; nur matt sei er, und es werde ihm so wohl thun, sich ein wenig pflegen zu lassen. Rudolf stürmte zu einem Arzt, der den Kranken, obwohl dieser halb und halb widerstrebte, gründlich untersuchte. Nach beendigter Untersuchung zuckte der gelehrte Mann die Achseln und meinte: „Ihre Lebenskraft ist sehr herunter. Sie müssen sich jahrelang überarbeitet und sehr schlecht genährt haben.“ Der Kranke fuhr ungeduldig auf, warf einen raschen Blick auf Frau und Sohn und brummte: „Unsinn!“ Der armen Frau Irma aber wollte das Herz in der Brust stille stehen, und Rudolf biß sich die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien. Er stand darauf einige Minuten regungslos am Fenster, die Stirn wider die Scheiben gepreßt. Plötzlich verließ er rasch das Zimmer und trat bei Agnes ein, die eben in der Mittagspause nach Hause gekommen war. „Lieber Schatz,“ bat er, „willst du auch nicht böse sein über das, was ich dir jetzt sagen werde? Du mußt mir einen Teil von dem Gelde zurückgeben, das dir Mutter und ich zur Aussteuer geschenkt haben. Der Vater muß das Beste und Kräftigste essen und trinken, wenn er wieder gesund werden soll. Wir müssen uns mit unseren Wünschen noch ein wenig gedulden.“

Mit hellen Augen nickte Agnes ihre Zustimmung und eilte geschäftig an die wohlverschlossene Kommode, aus der sie das Geld lächelnd unter einem Stoß Wäsche hervortramte. Da sie die Summe in größeren Scheinen vor ihn hinlegte, sah er mit seinen scharfen Kaufmanns-Augen sofort, daß es hundertundfünfzig Mark mehr waren, als die Mutter und er ihr geschenkt hatten. Fragend blickte er seine Braut an. Nun mußte sie gestehen, daß auch sie ihre Nächte in fröhlichem Sorgen und Mühen hingebracht. Er zog das in seiner Verlegenheit hold erglühende junge Mädchen an die Brust und sagte einfach: „Will

unser Herrgott, daß der Vater gesund wird, so geschieht es gewiß durch die Pflege, die wir ihm durch dieses Geld angebreiten lassen können.“

Schütze blieb bettlägerig, aber Liebe und Sorgfalt waren um ihn; auf dem Tisch standen gebratene Hühner und Tauben, und daneben funkelte alter



Auf dem Sofa an der Seite der Mutter saß ein fremder Mann in langwallendem Bart.

Rheinwein. Als Frau Irma eines Abends ausgegangen war, um noch rasch eine Beforgung zu machen, rief der Kranke Rudolf an sein Lager und sagte fast streng: „Sei aufrichtig — nicht wahr, ihr müßt Schulden machen, um mir all diese guten Dinge vorzusetzen?“ Rudolf schüttelte fröhlich den Kopf und holte seinen Schatz herbei. „Da sieh,“ rief er stolz, „wie reich wir sind; dir soll nichts abgehen.“ Durch einige geschickte Querfragen hatte Schütze bald heraus, wie die Seinen zu den immerhin beträchtlichen Ersparnissen gekommen waren und welchem Zweck sie ursprünglich hatten dienen sollen. Da verzog der Vater seinen Mund zum Lächeln, dessen Winkel die bittersten Erfahrungen tief herabgezogen hatten. „So lieb habt ihr mich?“ fragte er. „Aber alles lieb,“ erwiderte Rudolf. Treuherzig fügte er hinzu: „Und wenn mich auch manchmal andere Dinge mehr angingen, wie das bei jungen Leuten vorkommt, so glaube ich doch, daß die Mutter in all den langen Jahren keinen anderen Gedanken als dich gehabt hat.“ Und er erzählte ihm, wie sie ihren Schmuck verkauft, um auf goldenen Flügeln den Ruf ihrer Sehnsucht und Liebe übers große Wasser zu ihm hinüberschicken zu können.

Jetzt hob Schütze die mageren Hände, als ob er nichts mehr hören wolle oder könne, allein das Lächeln blieb um seinen Mund, und so lag er regungslos, die großoffenen Augen nach der Thür gerichtet, durch die seine Frau eintraten mußte. Als sie dann auf der Schwelle erschien, winkte er sie mit den Augen zu sich heran, küßte sie lange und flüsterte wie in längstverklungenen schönen Tagen: „Wenn ich auch sterben muß, — der Gedanke hat nun keine Bitterkeit mehr für mich. Ich weiß, wie sehr ihr mich liebt! Ich habe nicht umsonst gelebt!“

* * *

Eines Sonntagnachmittags hatte Rudolf die Mutter, die seit Tagen nicht hinausgekommen war, gewaltsam ihrem Pfliegerinnenamte entrissen und sie mit sich fort zu einem Spaziergang geführt. Kaum war Schütze mit Agnes allein, als er Papier und Feder von ihr verlangte und mühsam einen längeren Brief schrieb, den er verschloß und ihr zur vorläufigen Aufbewahrung übergab. Zugleich ersuchte er sie, seiner Frau und seinem Sohne einstweilen nichts von dem Briefe zu sagen. Als ob nun alles gethan sei und nichts mehr übrig bleibe, ließ er sich darauf mit einem Seufzer der Erleichterung in seine Kissen zurückfallen und schloß eine Zeitlang wie ermüdet die Augen. Mit leiser Stimme bat er auf einmal: „Liebes Kind, singen Sie mir Ihr Lied von der »Sehnsucht in der Menschenbrust«, bitte; Rudolf hat mir davon erzählt.“ Und sie kniete an seinem Bett nieder und sang die schlichten Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“

Er wiederholte die Worte immer wieder, bis er einschlief. Fortan mußte ihm Agnes das Lied täglich singen.

Eines Morgens war er erwacht und erzählte, welcher einen goldenen Traum er gehabt habe, als er einen heftigen Erstickungsanfall bekam. Seine Krankheit war ein Herzleiden, das er sich in den Mühsalen der Fremde geholt hatte. Diese bösen Erstickungsanfälle wiederholten sich bald alle Tage. Agnes' Lied nicht und kein Gebetwort der Seinen konnten sie bannen. Schütze litt unbeschreiblich, aber er litt wie ein Held und lächelte nach den bangsten Stunden die Thränen seiner Umgebung fort. So kam man in Hoffen und Verzweifeln in den Frühling hinein. Schütze durfte sich noch am Duft der ersten Veilchen laben. Dann aber mußte er sterben.

Nach dem ersten großen Schmerzensausbruch trugen die Hinterbleibenden seinen Tod mit jener stillen Weisheit, die wir empfinden, wenn wir jemand lächelnd dem ewigen Frieden haben entgegenschlummern sehen.

Erst nach dem Begräbnis erinnerte sich Agnes des Briefes, den ihr der Verbliebene zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Die Zeilen waren an Frau Irma gerichtet. Schütze erzählte darin kurz, wie es ihm in

Amerika ergangen sei — weder Glück noch Stern habe sich einstellen wollen. Jahr für Jahr habe er auf neuen Wegen versucht, sich eine Existenz zu gründen: aber alles sei fehlgeschlagen. Krank, elend, müde habe er ein halbes Jahr vor seiner Rückkehr für seine letzten Groschen ein Los erstanden. Und da sei das launische Glück, das sich durch die mühseligste Arbeit nicht hatte zwingen lassen wollen, bei ihm eingekehrt und habe ihm seine glitzernde Gabe in den Schoß geworfen. Er vermache die dreißigtausend Mark seiner lieben Frau und seinem prächtigen Rudolf, sowie dessen Frau. Da er aber so sehr unter Armut und Entbehrung gelitten, würde es ihn, schrieb er, noch im Grabe freuen, wenn die Seinen einen Teil des Geldes den Armen zuweihen wollten. Absichtlich habe er es so eingerichtet, daß seine Lieben von diesen Mitteilungen erst nach seinem Tode Kenntnis erhalten sollten; denn es sei ihm ein unsagbares Glück gewesen, die große und liebevolle Aufopferung der Seinen bis zum letzten Augenblicke auszukoosten. Mit Dank- und Segenswünschen schloß der Brief.

Frau Irma war der Einwilligung ihrer Kinder gewiß und entschied deshalb in einfacher Größe, daß die Armen die Hälfte der Summe erhalten sollten. Nach Ablauf des Trauerjahres vermählte sich Rudolf mit Agnes. Als die kirchliche Feier vorüber war, fuhr das junge Ehepaar mit der Mutter hinaus auf den Friedhof zu einem kurzen Gebet. Schütze ruhte unter Rosenbäumen, und auf einer schlichten Marmortafel standen unter seinem Namen die Worte:

„Die Sehnsucht in der Menschenbrust
Schwärmt aus auf abertausend Wegen, —
Und wird allein doch klein und still,
Kommt Liebe lächelnd ihr entgegen.“



Des Flötisten Schwanenlied.

Arthur war zehn Jahre alt, als er am Schlusse des Schuljahres an der Studienanstalt zu A. seinen in Schweinsleder mit reichem Goldschmuck gebundenen Cornelius Nepos als Preis heimbrachte und mit sichtbarem, aber auch gerechtem Stolz fast atemlos die Treppe zur elterlichen Wohnung hinaufstürzte. Und warum sollte er nicht stolz sein?

Waren doch berühmte Männer, wie Miltiades und Themistokles, sein täglicher Umgang, Miltiades und Pauzanius seine besten Freunde, das Schlachtfeld von Marathon und die Bucht von Salamis ihm bekannter als die nächsten Dörfer seiner Heimat. Mit Leidenschaft brütete er selbst Sonntag nachmittags über seinen Klassikern, um so mehr als ihm die erste Note gewiß war, falls er in der lateinischen Hausaufgabe eine elegante, an die Satzfügung des römischen Autors sich anlehrende Konstruktion mit Glück anzubringen vermochte. Dazu noch mit Beginn des

nächsten Semesters das Griechische, in dessen Geheimnisse ihn vorläufig Bittmann einweihen soll, welche neue Fundgrube für den kleinen strebsamen Humanisten!

Als Lohn seines Fleißes wurde ihm beim heutigen Mittagsmahle das gebührende Lob gesendet und vom strengen Papa zur besonderen Aufmunterung mitgeteilt, daß er fortan auch würdig gehalten werde, Musikunterricht zu genießen.

Papa hatte in seiner Jugend die Flöte geblasen, wie es im Anfang dieses Jahrhunderts mehrfacher beliebt wurde als heutigtages. Das mindestens seit dreißig Jahren nicht mehr benutzte Instrument war unter allerlei andern, längst außer Gebrauch gesetzten Gegenständen in der Garderobe oder deutsch Kumpelkammer noch vorhanden und befand sich in einer alten Pappschachtel, nebst einem Gläschen ranzigen Mandelöls und einer von Milben zerfressenen Federpose. Infolge ihres vieljährigen rein beschaulichen Daseins hatte sie den einstigen Wohlklang längst eingebüßt, zudem ihre einklappige Einfachheit vor den fünfzehnklaппigen Instrumenten der Neuzeit in jeder Beziehung in den Hintergrund treten mußte.

In Papas Hause gab es keine Widerrede, nicht einmal eine leise Bemerkung.

Arthur war, ohne es eigentlich zu wollen, heute mittag zum Flötisten geworden, der erste Schritt zur musikalischen Laufbahn war gethan.

Nach Papas Ansicht gab es überhaupt nichts, was andere Leute mit Neigung, Vorliebe oder Interesse bezeichnen, er nannte das alles zusammen nur „Einklappungen“.

Er begründete seinen Ausspruch mit kurzen Worten etwa in der Weise, daß man im russischen Heere auch nicht frage, ob und welches Instrument einer treiben wolle. Zwan muß Bombardon blasen, Wladimir die Klarinette — — und es geht, — sie blasen!

Liebe Leserin, sei froh, daß du nicht Flöte lernen müßtest, wenn es auch das Leibinstrument Friedrichs des Großen war. Arthur sah in den ersten Stunden schon klar, warum Walters Ferdinand das unglückselige Flötenspiel nie hätte einfallen sollen, und welcher tiefer Sinn in dem bekannten Räthel liegt: „Was ist langweiliger als eine Flöte?“ („Zwei Flöten!“) Aller Anfang ist schwer, aber dieser ist — schrecklich. Jeden Abend eine Stunde lang eine Skala von Mißtönen vom eingestrichenen d bis zum viergestrichenen a dem veralteten Instrumente auszupressen, so viele Angstschreie als Noten — — es war mit einem Worte peinlich. Dabei hat noch die Flöte eines Anfängers unberechenbare Launen, und manchen Tag will sie eben einfach gar nicht.

Aus guten Gründen erhielt deshalb Arthur zum Selbststudium eine Kammer nach rückwärts angewiesen, da es galt, das gute Einverständnis mit den Nachbarn der Straße nicht zu stören. Aber auch im Hofe giebt es lebende und empfindsame Wesen. Der Haushund heulte und riß wie toll an der

Kette, die zutraulichen Tauben und Spazier mieden die sonst so beliebten Plätzchen auf der Dachrinne, ja aus den Mansarden der Rückgebäude erhob sich am Fenster manche drohend geballte Faust; selbst eine Serenade von Küffner, opus IX, an welche Arthur sich nach Monaten wagte, konnte ihn nicht vor einer herüberfliegenden alten Schuhbürste retten.

Warum wohl hat sich Cuterpe dieses angefeindete Instrument als Attribut erwählt, und Pan, der Liebling der Nymphen und Dryaden, die Syring gar selbst erfunden?

Wie beneidenswert mußte nicht unserm Arthur jeder andere, der ein Instrument nach Neigung wählen durfte, vorkommen! Wie tief stand er unter seinem Freunde Emil, wenn dieser sich ans Klavier setzte, mit einem genialen Ruck des Kopfes das lang stutende Haar aus der Stirne warf,



Zwan muß Bombardon blasen, Wladimir die Klarinette.

dann präludivert, phantasiert, seine Finger kokettierend über die Tasten gleiten läßt und aus den Augen schöner Frauen ihm stummer Beifall gezollt wird.

Und ihn, den Unglückseligen, will niemand hören! Einigemal hatte er es schüchtern versucht, im Freundeskreise sein vermeintlich wirksamstes Stück, ein Potpourri, zur Geltung zu bringen, aber man rief schon „Aufhören!“, bevor er seine vier Flötenstücke zusammengeschraubt hatte, und eine tiefe Verstimmung bewächtigte sich seiner.

Er hatte von schwarzzängigen Hidalgo's Sevillas gelesen, wie sie in stiller Mondnacht vor dem Balkon ihrer Dame zur Guitarre singen; er war im Geiste mit dem gelockten Sohne Neapels an der Chiaja hingerudert, wenn er das herrliche „Santa Lucia“ zur Mandoline erklingen ließ, — da erwachte er plötzlich aus solchen süßen Träumereien und sein Blick fiel auf das verhaßte Instrument, welches ihn

mit seinen sechs Grifflöchern wie aus ebenjovielen Basillistenaugen spöttisch anzugrinsen schien. —

Da kam eine Zeit, in welcher die Flöte Ruhe hatte; ja es waren Monate, selbst Jahre seitdem vergangen. In stets längeren Pausen hatte Arthur hin und wieder einmal zu seiner alten Jugendseidin gegriffen; hingen doch so viele Schweißtropfen, die er an ihr vergeudet hatte, selbst noch an der Erinnerung, — allein sie beharrte in ihrem hölzernen Eigensinn wie ehemals.

Arthur hatte das elterliche Haus verlassen und die Universität bezogen.

Wie mit diesem Wechsel der Lebensverhältnisse eine, wenn auch nur kurze Spanne Zeit die Flöte wieder zu Ehren kommen und sich die dem Musikstudium geopfert Mühe und Zeit endlich lohnen sollte, wollen wir in Kürze erzählen.

Gegenüber wohnte Klothilde. Sie zählte etwa sechzehn Leuze, blondes Lockenhaar

Sie zählte etwa schlang sich üppig um ihren weißen Nacken in natürlichen Ringeln, und als in einem unbewachten Augenblicke ihr seelenvolles blaues Auge sich nach Arthurs Fenster verirrte, da war's um ihn geschehen.

Von seinem Pandektenhefte weg fiel fortan vieltausendmal sein Blick zu ihr, von ihrem Nähzeuge weg traf nicht minder oft der ihrige auf ihn, und ihre Seelen stossen ineinander.

Wie er eines Tages zufälligerfuhr, sollte die Sonne des kommenden Morgens zu Klothildens Geburtsfest aufgehen. Sein Entschluß war schnell gefaßt.

Mit Tell sprach er: „Komm hervor, du Bringer bitterer Schmerzen!“, entnahm der altersgrauen Pappschachtel die halbvergeffene Flöte und schlich sich in der verschwiegenen Dämmerstunde hinter Klothildens Haus, wo ein Licht an ihrem Fenster erraten ließ, daß die Teure noch wache.

Mit einem Schmelz, mit süßen Tönen, wie er sie seinem Instrumente noch nie entlockt hatte, begann er die Wunderarie: „An Meris send' ich dich“, als auch

sofort das Licht verlosch, ein Nebenfenster sich öffnete und unter einer Flut von Schimpfreden des erzürnten Vaters sich ein Gefäß auf Arthurs Haupt ergoß.

Das Maß war nunmehr voll. Noch am selben Abend knisterte die „Buchsbau-merne“ im Ofen.

Arthur hatte auf ihr sein Schwanenlied geblasen.



Mein bester Freund.

ie Moralprediger wissen meistens nur zu klagen, und man kann ihnen das nicht übel

nehmen: die Zeiten sind und waren von jeher darnach! Haben sie aber auch recht, wenn sie über den Verfall der Freundschaft ein Klage lied anstimmen?

Vielleicht! Wenigstens im allgemeinen! Ich für meine Person indessen kann in ihre Klage nicht einstimmen; denn, mögen sie nun sagen, was sie wollen — ich habe einen Freund, einen wahren Freund, wie man ihn selten findet.

Seine Haupteigenschaft ist vollständige Aufrichtigkeit, ohne Schminke, ohne Ziererei, ohne Hintergedanken, ohne Parteilichkeit; er ist weder ein schmeichelnder Schönfärber, noch ein brummiger Tadler; er sieht die Welt, wie sie ist, und nimmt sie, wie er sie sieht; um so schlimmer für sie, wenn sie oft recht häßlich anzusehen ist!

Ich würde schön bei ihm ankommen, wenn ich falsche, heuchlerische Komplimente verlangen oder Beifall erzwingen wollte. „Ueberlasse du das den scham- und gewissenlosen Schmarozern; ich trage keine Maske, mein Wappen ist die Ehrlichkeit.“

Dagegen, wenn ich einen selbstlosen, wohlgemeinten Rat, wenn ich Freimut verlange — und sollte dieser mich auch für einen Augenblick kränken — so weiß ich zum voraus, daß er sich als treuen Busenfreund bewähren und mein Zutrauen nie täuschen wird.

Mancher meiner Bekannten mag finden, daß er bisweilen den Freimut über das Maß hinaus bis zur Barschheit, ja Grobheit treibe, — aber ich nehm' ihm das nicht übel, im Gegenteil, ich danke ihm für seine Zurechtweisungen, weil ich spüre, daß sie gut angebracht sind. . . . Ich wiederhole: Er ist ein seltenes, ein Mustereemplar von einem Freund.

Das erste Mal, wo ich ihn schätzen lernte — wir hatten zwar schon früher ununterbrochene Beziehungen, aber ich würdigte ihn damals noch nicht nach seinem



wahren Werte und stellte ihn ein wenig in die Ecke, — das erste Mal also, wo ich ihn würdigen lernte, geschah an einem Abend. Ich war zu einem Ball geladen, und diesem Ball sollte gleichsam als Einleitung und Vorspiel ein Konzert von Dilettanten und ein Salon-Kunstspiel vorausgehen. Ich hatte, teils aus Eitelkeit, teils aber auch aus Gefälligkeit in beiden eine Rolle übernommen.

Ich hoffte auf einen Erfolg, und mehrere gute Freunde — er allerdings nicht! — versicherten mich nach einer Probe, daß ich spiele wie Devrient selig und singe wie Kubini selig.

Als ich eben fortgehen wollte, fiel es mir ein, ich möchte doch noch eine gewisse Stelle in dem geplanten Stück in seiner Gegenwart probieren, und ich machte mir stille Vorwürfe, daß ich ihn nicht über das Ganze zu Rate gezogen hatte. Glücklicherweise kam er gerade ungerufen und wir waren nun allein, ich mitten im Zimmer stehend, er an der Wand neben dem Ofen.

Ich begann einen größeren Satz mit den entsprechenden Handbewegungen.

„Um's Himmels willen!“ unterbrach er mich, „hast du denn den Kopf verloren? Siehst du nicht, wie lächerlich du dich machst? Merkst du nicht, daß diese Komödie die reine Mardersalle ist und daß die Lobhudeleien dich blind gemacht haben?“

„Aber ich dachte doch —“

„Da ist nichts zu denken! Dein Gebärdenpiel ist linksch, dein Gesicht schneidet Fragen, deine Arme mandorieren wie ein Hampelmann! Man wird dich äußerlich beklatschen, aber innerlich verhöhnen, das sag' ich dir zum voraus; jetzt mach, wie du willst.“

„Aber du wirst doch wenigstens gegen meine Romane in B-dur nichts einzuwenden haben?“

Ich öffnete bereits den Mund, um ihm eine kleine Probe zu geben.

„Das ist ja noch ärger! Dieser verzogene Mund! Diese verzückten Augen! Willst du denn mit aller Gewalt Modell für eine Karikatur sitzen?“

Im ersten Augenblick wollte mich der Aerger übermannen, — aber ich überwand mich, hielt Einkehr in mich selber und kam zu der Einsicht, daß er mit seiner Kritik recht hatte — und seit jenem Tage kam ich kein armes Schlachtopfer mehr in einer Komödie oder in einem Lied straucheln sehen, ohne im Innern die damalige Einsprache meines Freundes zu segnen.

Seit jenem Tage auch, und seit jenem Dienst, waren wir erst rechte Freunde, Freunde fürs Leben und fürs Sterben, und ich schwor fortan nur noch bei i h m.

Aber wo könnte ich auch anders eine so wunderbare Weissagungsgabe finden? Es ist rein unmöglich, ihm auch nur das Geringste zu hinterhalten. Kaum, daß ich an ihn denke, so ist er auch schon da und nimmt mich ins Gebet.

„Guten Morgen. Was giebt es Neues? Donner und Doria! Wir sind mit uns selber unzufrieden? Wir haben irgend ein böses Projekt vor, das uns peinigt, oder Gewissensbisse wegen eines

schlechten Streiches? Nimm dich inacht, mein Lieber, ein böses Gewissen ist ein schlechter Reisegefährte —“
oder aber:

„Nicht so! So hab' ich's gern! Ein offenes, heiteres Gesicht! Ich wette, du hast irgend etwas Schönes und Löbliches gethan. Ich preise dich nicht glücklich darum, du findest deinen Lohn schon in dir selber.“

Und merkwürdig: Jedesmal, wenn er so spricht, der Schelm, hat er richtig geraten! So richtig, daß ich über kurz oder lang förmlich gezwungen sein werde, ein ganz guter Mensch zu sein — aus purer Furcht vor der Kontrolle meines Freundes . . .

Gewiß, wenn ich eine Tochter hätte . . . Ich muß aber hier etwas vorausschicken:

Böse Zungen haben, was diesen Punkt betrifft, über meinen Freund schändliche Gerüchte verbreitet, an denen kein wahres Wort ist. Man behauptet nämlich, daß er auf die Frauen einen gefährlichen Einfluß ausübe, daß er ihnen den Kopf verdrehe, und imstande sei, sie zu argen Vergehen zu verleiten.

Ich behaupte noch einmal: Alles das ist böswilliges, lügnerisches Gerede. Wenn gewisse Köpfe sich verdrehen lassen, so sind die Trägerinnen daran schuld, nicht er.

Also, um wieder anzuknüpfen, wenn ich eine Tochter hätte, so würde ich ihr keinen anderen Berater geben als ihn, und ich weiß, daß er also zu ihr sprechen würde:

„Liebes Kind, du bist jung, du bist hübsch. Behalte diesen doppelten Schmuck, so lang die Natur es gestattet. Laß anderen den Hang zu Luxus und Glitter. Der Luxus ist teuer, und obendrein ein erbogter Schmuck. Bleibe einfach, liebes Kind, nur dann bist du wert, geliebt zu werden!“

Kann es eine bessere Sprache geben als diejenige meines Freundes?

Aber mein Freund hat auch noch andere gute Eigenschaften. So z. B. giebt es kaum einen Arzt, der so genau beobachtet wie er.

Er hat zwar durchaus kein bestimmtes System, ist weder Allopath noch Homöopath, hat kein Geheimmittel entdeckt, macht keine Reklame in Zeitungen, ist nicht Mitglied einer gelehrten Korporation, — aber ist er darum weniger bedeutend? Ich glaube, im Gegenteil mehr; denn all sein Wissen ist auf die Erfahrung gegründet. Und darum ist es untrüglich, ganz und gar untrüglich.

„Was muß ich sehen? Wir haben heute nacht schlecht geschlafen?“

„Das heißt . . .“

„Warum es verhexten wollen? Wir sind zu lange übernächtigt gewesen. Etwa im Klub beim Spielchen? Oder haben wir gar Verse gedreht? Oder einen neuen Roman behufs Rezension durchrast? Gleichviel, wir sind viel zu spät zu Bette gegangen, das beweist unser müdes Auge und der bläuliche Ring um dasselbe. Ich verordne also für die kommende Nacht frühes Schlafengehen. Aber wenn mich mein

Blick nicht täuscht — richtig! Das Uebel sitzt ja tiefer! Wir sind diese Tage über im Essen etwas unvorsichtig gewesen. Nur nicht leugnen! Diese schwellenden Adern verraten etwas wie Gänseleber- oder Trüffelpastete, mit Rheinwein oder Champagner, dieser blaßgelbe Teint zeugt deutlich für Magenkrampf!

Also: einige Tage Fasten und gehörige Körperbewegung; wenn's nicht besser wird, eine Woche auf das Land und den Temperenzlern Konkurrenz gemacht!

Eines Tages jedoch hatten wir einen kleinen Wortwechsel; es ist nicht so lange her.

Ich wollte an ihm vorbeigehen — denn ich hatte Eile — und sah ihm nur flüchtig ins Gesicht; da hielt er mich plötzlich am Arm: „Weißt du auch, lieber Freund, daß dein Haar anfängt grau zu werden?“

„Warum nicht gar! in meinem Alter!“

„Je nun, ich wollte dir nur eine Andeutung machen —“

„Mit welcher du mich hättest verschonen können.“

„Das hindert nicht, daß ich über deiner Schläfe hier ein untadeliges weißes Haar bemerke. Ich mache dich darauf aufmerksam, damit du dich vorbereiten kannst, gewissen jugendlichen Ansprüchen zu entsagen, welche dich leicht lächerlich machen könnten.“

„Du wirst nachgerade langweilig!“

„Es thut mir in der Seele leid!“

„Was? Steht es so? Wohlan denn. . .“ Hätte er mir das Wort weiter gelassen, so wären wir geschiedene Leute geworden. Aber er, ohne sich zu erhitzen, fuhr fort: „Also ein häßlicher Zug mehr! Ich habe dich bisher noch nie im Zorn gesehen. Du bist wirklich über alle Maßen häßlich, wenn du in Wut geräth.“

Er hatte recht, und mein Zorn zerrann in nichts vor der verständigen, kühlen Fronte meines Freundes.

Da ich kein Egoist bin, so wünsche ich jedem meiner Leser (und auch Leserinnen) einen gleichen — und dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen; mein Freund wird nämlich Freund von jedermann, wenn und sobald jedermann nur ernstlich will. Er (nämlich der Freund) zeigt gegen jedermann denselben Freimut, und es ist nicht sein Fehler, wenn einige an diesem Freimut sich stoßen, statt ihm dafür zu danken. Vor vielen Klippen wären alle bewahrt, wenn sie auf ihn hören wollten!

Dem Emporkömmling und Prozen, der sich mit seinen Pferden und Wagen, seinen Basen und Brunkfachen preizt und den Vorübergehenden von der Höhe seiner Millionärvorganz herunter betrachtet, würde er sagen, daß diese Entfaltung geschmacklosen Brunkes die niedere Abkunft des Besitzers viel eher verrate als verdecke; daß Arroganz und Kleinlichkeit seelenverwandt sind, und daß die, welche auf andere von oben herab sehen, gewöhnlich dieselben sind, welche von unten heraufgekommen sind.

Dem Gecken, der auf der Suche nach Modetheorien aus ist, würde er sagen, daß er nicht nötig

habe, den Berg des Lächerlichen zu besteigen, weil der Berg von selber zu ihm kommen werde.

Dem Greis, der viel zu spät an eine Verbindung fürs Leben denkt, würde er zu verstehen geben, daß man nicht den Winter mit dem Lenz zusammenkoppeln kann, und daß die Furchen und Falten seiner Haut neben einem frischen rosigen Gesichtchen von zwanzig Jahren noch tiefer scheinen würden.

Dem Geizhals, der von seiner Leidenschaft verzehrt wird, würde er raten, seinen Reichtum zu genießen, um welchen herum der Tod Arm in Arm mit einem Erben schleicht.

Ah! er würde noch viel anderes sagen, wenn man ihm nur glauben wollte, meinem Freund!

Zum Schluß will ich euch noch einmal dazu auffordern, und zwar mit Hinweis auf zwei seiner schätzenswertesten Eigenschaften, die ich oben bei der Aufzählung vergessen habe:

Man kommt niemals in den Fall, ihm seine Zechen zu bezahlen oder Geschenke zu machen, und zweitens, ihm Geld vorzustrecken.

Wer daran zweifelt, dem schwöre ich einen heiligen Eid, daß ich binnen zehn Jahren bloße drei Franken, keinen Centime mehr, für ihn ausgegeben habe.

„Aber wer ist er denn?“

„Mein Wunderexemplar von einem Freund? Auf-

gepaßt! Es ist — mein Spiegel, vor dem ich mir den Bart rasiere!“



Der neugierige Doniſt.

„Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, laſſe ihn ruhen in Frieden!“

„Amen,“ ſchreit der kleine, rothaarige Miniſtrant aus erleichtertem Herzen, läßt den Deckel des meſſingenen Weihrauchteſſels herunterraſſeln und ſchreitet dann eilig an der Seite des greiſen Pfarrers hinaus aus dem Friedhof.

Der Simpel-Sampel Schneider, der jetzt in ſeinem ſchlichten, tannenen Sarge in der offenen Grube liegt, war zwar ein kreuzbraver Menſch, aber eine ſo lange Grabrede hätte er doch nicht gebraucht. Nach der Meinung des kleinen, ungeduldigen Miniſtranten nämlich, der froh iſt, bald wieder den ſchwarzen Rock und das Chorhemd mit ſeinen kurzen Hoſen und ſeinem geſtickten Werktagſkittel vertauſchen zu können, um damit durch die Wälder und Wieſen zu ſtreifen, anſtatt droben im Dorfſriedhof Menſchen begraben zu müſſen und das Weinen und Schluchzen anzu-

hören, das die lange und rührende Rede des Herrn Pfarrers so reichlich hervorgerufen hatte.

Einer um den andern der Leidtragenden tritt jetzt an das offene Grab heran, die üblichen drei Schaufeln Erde auf den in der Tiefe sichtbaren Sarg zu werfen.

Dann noch einige Vaterunser zu Ehren und zum Troste der abgehenden Seele des verstorbenen christlichen Mitbruders, und mehr und mehr leert sich der kleine Friedhof, bis zuletzt nur noch zwei steinalte Mütterchen beisammenstehen.

„Ja, red'n kann er, unser Herr Pfarrer, guat red'n, dös muas ma sag'n. Und heunt scho gar, mein Jesses, is dös a wunderschöne Grabred g'wen. Schad, daß er 's nimma hör'n hat könn, der Simpel-Sampel Schneider, hätt'n a g'reut und vielleicht hat er's selba gar net g'wußt, was für an gottg'fällig'n Lebenswandel er g'führt hat. Na, wern eahn schon jetzt entgeg'n komma, d' Engerln mit Lilienstengln und Halleluja singa.“ Dann gehen auch die beiden alten Weiblein thalabwärts und einsam und still liegt der kleine Bergfriedhof wieder im Abendsonnenscheine. Nach einer Weile kommt der Totengräber und macht sich daran, das Grab zuzuschaukeln. Der Simpel-Sampel Schneider ist trotz seiner Bravheit und Biederkeit doch nur ein armer Teufel gewesen, an ein Trinkgeld war also nicht zu denken.

Deshalb seufzte auch der Totengräber bei jedem Spatenstich ärgerlich auf: „Liaber Gott, wann nur grad so bettelarme Leut gar net sterb'n thaten. . . daß d' do toan Arbeit net hättst damit, war viel besser dann. . .“

Da regte sich etwas hinter einem wilden Rosenbusch, gleich neben dem nächsten Totenkreuz.

Erstaunt blickte der Totengräber auf.

„Ja, was is denn dös, Donisl, was stachst denn du da rum, alter Haderlump?“

Der Donisl richtete sich vom Boden auf. Er wischte sich mit der schwieligen, braunen Hand einige Male über die Augen, schneuzte sich kräftig und wollte fortgehen.

Der Totengräber aber hielt ihn am Ärmel seines alten Lodenjankers fest.

„Ja, was treibst denn, alter Narr, i glaub' glei, du flennst. . . scham di. . . an alter Holzknicht wie du.“

Der Donisl aber schluchzt auf.

„Der arme, guate Simpel-Sampel Schneider, gar so viel derbarma thuat er mi halt.“

„Sterb'n müas'n mir ja alli,“ sagte der Totengräber, „da muas't di du a trösten damit.“

Und der Donisl darauf: „'s leicht g'sagt, freili wohl, dös Sterb'n war ja schon recht, wannst nur a a sölkene schöne Grabred' kunnst kriag'n, wie der da drunt'n heunt.“

Der Totengräber schaukelte weiter und gab keine Antwort mehr, so eine Rede war ihm offenbar zu dumm. Der Donisl aber trat den Heimweg an, und während er so thalabwärts schritt, beschäftigte er

sich in Gedanken immer noch mit der schönen Grabrede, die er gehört hatte. Fast neidig war er dem Toten um alles Lob und alle Ehrung, die er empfangen hatte.

Freilich, ein braver Mensch war er ja gewesen, der Schneider, fleißig und sparsam und nüchtern.

Namentlich die letztere Eigenschaft erregte stets die Bewunderung des Donisl, der seinen kargen Holzfnechtlohn meistens schon am Samstag abend durch die Gurgel zu jagen pflegte, Sonntags seinen Ranfch ausschließ und am Montag dann mit leeren Taschen und wüstem Schädel wieder die Arbeit begann. Sonst aber besaß er keine schlechten Eigenschaften, der Donisl, im Gegenteil, er war ordentlich hoffärtig auf seine Bravheit. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: „Was wern d' Leut erst sag'n, wann du stirbst! Dös Jammern, dös Lob'n, dös Bet'n, wann i's nur grad hör'n kunn! Und die schöne Madln nacha, dös Woana, dös Klag'n: der guate, brave, liabe Donisl, wann er nur grad wieda lebat und sofort. . .“

Der Donisl schmunzelte geschmeichelt bei dieser Vorstellung.

„Was kann's denn Schöneres geb'n als den Tod! Wenn d' Leut von einem red'n, einem lob'n, singen und bet'n und mit Weihbrunna bespritz'n. Nur schad, daß ma's net hört und selba nimma siecht. Ordentlich neugierig kunnst ma sein auf seine eigene Grabred'.“

Inzwischen war er ins Dorf gelangt, und beim ersten Wirtshauschild besinnt sich der Donisl, daß es nun Zeit wäre, sich die Todesgedanken aus dem Kopf zu schlagen. Er geht deshalb in die Wirtsstube, und bestellt sich eine Maß, auf daß die Trauer um den Verstorbenen sich wieder in Lebensfreude verwandeln möge.

Als Donisl endlich die Wirtsstube verließ und den Heimweg antrat, war er sehr lustig und guter Dinge. Er summite den Vers vor sich hin, den die Biertrinker vom Wasser singen:

„Es is halt so dünn, so dünn
Es is halt nir drin, nir drin. . .“

Dabei torkelte er ganz gewaltig hin und her und war froh, als die Häuser des Dorfes ein Ende hatten und der weiche Feldweg begann, an dessen Ende sein armieliges Hüttlein lag.

Es war eine stille, schwüle Sommernacht, nur die Heimchen zirpten und vom nächtlich-dunklen Himmel flimmerten die Sternlein. Der Donisl schwankte weiter, den Rain entlang.

Er atmete schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Was so a paar lumpige Maßln Bier glei so hoas' machn und so damisch,“ denkt er, fast ärgerlich, nicht noch mehr getrunken zu haben, „'s is schier gar net zum glaub'n, dös bisl Bier. . .“

Noch einige Schritte weiter stolpert der Donisl, dann läßt er sich schwer ins weiche, taunasse Gras sinken und schläft so friedlich ein, als läge er daheim in seinem Bette.

Als er wieder erwacht, steigt eben die Sonne empor. Er reißt sich verwundert die Augen aus. „Wirkli, schon wieder b'hoff'n g'wes'n und im Gras g'schlaff'n . . . scham di, Donisl, schau nur grad, daß di neamad siehcht.“

Doch diese Vorsicht scheint zu spät zu kommen, denn ganz in der Nähe vernimmt jetzt der Donisl das Lachen und die hellen Stimmen zweier Mädchen.

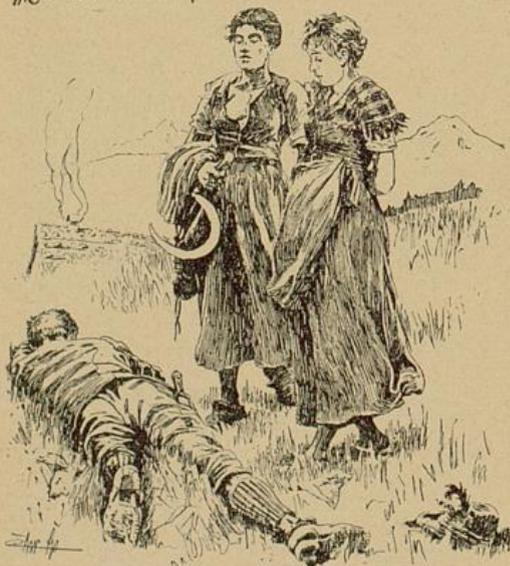
Der Klang ist ihm bekannt, das glockenhelle Stimmllein gehört der Großbauertochter, der Walbi.

Daß die grad jetzt daherkommen muß . . . Der Donisl bleibt regungslos im Graben liegen, und lacht ganz verschmüht, denn ihm ist ein ganz famoser Gedanke aufgestiegen. Er will sich tot stellen, dann erfüllt sich sein Wunsch; dann kann er ja gleich seine eigene Nachred' hören.

Die beiden Mädchen sind jetzt zur Stelle und bleiben stehen.

Der Donisl blinzelt durch die vorgehaltenen Finger nach der Walbi hin.

„Is döös aber a saubere Dirn!“



„Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot.“

Das Mäd'l war ihm schon immer ganz wahnsinnig schön vorgekommen. Erst neulich am Fronleichnamstag beim Umgang, da hatte die Walbi das kranzgeschmückte, braunlockige Köpfllein so stolz und hoch getragen wie eine Königin, so daß der Donisl sich fast gar nicht getraute, sie zu grüßen.

Aber lieb und freundlich ist die kleine, rundliche Dingin doch gewesen.

Kaum hatte sie dann den alten Holzknecht erblickt, da lachte sie ihm auch schon zu mit dem ganzen lieblichen Kindergesicht, so daß die kleinen, spitzen, schneeweißen Zähnen zwischen den feuchten, kirschroten Lippen hervorblitzten. Ja, ein appetitliches Gohschel hatte sie, die Walbi, ein Busselr' darauf könnte nicht ohne sein.

Aber auch feinetwegen ein paar blintende Zährlein über die vor Schrecken und Mitleid ganz verblaßten, weichen Wänglein herunterrieseln zu sehen, müßte eine ebenso große Lust sein.

Dem Donisl, der da wie tot im Gras lag, rinnt ein wonniger Schauer durch den alten Leib, denn jetzt eben hat sich das schöne Dirndlein tief niedergeneigt zu ihm. Jetzt kommt's . . . das Jammern, das Klagen, das herzbrechende Mitleid.

Die Walbi aber sagt zu ihrer Begleiterin: „Da schau her, Evi, da liegt oaner, i glaub', er is tot . . . thuat si nimmer rühr'n und reg'n.“

Und die Stalldirn giebt zur Antwort: „Der Donisl is's . . . der Holzknecht vom Schoanbachwald, den hat g'wisß der Schlag troff'n.“

Die schöne Walbi weicht mit einer Gebärde des Abscheus zurück.

„Der Donisl . . . du, den lass'n ma lieg'n, guat, daß er tot is, is eh nix nutz g'wen, der Loder, der versoffene . . .“

Und dann nehmen die Mädchen die Sichel wieder auf und gehen das Gras für die Kuh zu mähen.

Der Donisl aber ist mit einem Sprung auf den Füßen: „Höllsakra . . . Plunzenstern . . . aber so was! Dösmal bist schön eingang'n. Jetzt pressiert's ma aber a nimmer so mit'm Sterb'n.“

Das Trinken hat sich der Donisl zwar auch in Zukunft nicht abgewöhnt, aber eines thut er nimmer, er ist nicht mehr neugierig auf seine eigene Grabrede, denkt auch nie mehr darüber nach, wie sie wohl lauten könnte.

Ein weiser Richterspruch.

Auf dem Markt von Bagdad hatte Ben Jussuf eine Henne gekauft. Da traf er seinen Nachbarn Ben Achmed, der soeben zwanzig frische Eier erworben hatte. Sie wurden einig darüber, daß sie besagte Henne auf besagte Eier setzen wollten, damit diese die Eier ausbrüte; die Küchlein aber sollten halb und halb geteilt werden. Nun wollte es Allah, daß nicht etwa zwanzig, sondern nur dreizehn Küchlein das Licht der Welt erblickten, worauf sich ein arger Streit um das dreizehnte Küchlein erhob; jeder meinte, den größeren Anspruch darauf zu haben; Ben Achmed, weil es doch sein Ei gewesen, aus dem das Küchlein gekrochen; Ben Jussuf, weil es doch seine Henne war, die dem Ei erst Leben gegeben.

Da sie gar nicht einig werden konnten, so nahmen sie die Henne samt den Küchlein und liefen zum Kadi.

Der weise Richter hörte die Parteien ruhig an; dann gebot er seinen Dienern, die Henne mit all ihren Küchlein zu nehmen und weg in seinen Hof zu tragen. Seinen Schergen aber befahl er, die beiden zu ergreifen und einem jeden fünfundzwanzig wohl ausgeholte Schläge auf die Fußsohlen zu geben. Entsetzt schauten die beiden Streitthäne den Richter und einander an; der Richter aber sprach: „Das ist die Strafe für die, die so unnütze Prozesse machen und immer gleich zum Kadi laufen.“

Am Dorfe.



Der Sommer verlief ganz außergewöhnlich heiß und trocken. Seit Frühlingsanfang war kein nennenswerter Regen gefallen; selbst der als launenhaft von altersher verschriene April hatte sich heuer von Beginn bis zu Ende als standhaft erwiesen und mit immer gesteigerter Glut brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder auf die schmachtenden Fluren. Jetzt, im Juli, war der Mangel an frischem Futter so groß und die Aussicht auf ergiebigeren Nachwuchs so gering, daß die Mehrzahl der kleinen Bauern und Hofbesitzer gezwungen war, alles nur irgend entbehrliche Hornvieh und leider oft noch mehr zu Spottpreisen zu verkaufen, nur um es von der Krippe loszuwerden. Nirgends aber freute man sich der dadurch erzielten ungewohnt niedrigen Vieh- und Fleischpreise; denn die Ware, welche man erhielt, war geringwertig und eine um so empfindlichere Steigerung stand für das kommende Jahr in drohender Aussicht.

Aber Stadt und Land lag Sonntagsstille. Die breite, im Sonnenschein grelleuchtende Straße, welche das Dorf Gerstheim durchzieht, war menschenverlassen und öde. Nicht wie sonst sah man die Einwohner im sauberen Feiertagsgewand gruppenweise pläudernd beisammenstehen oder langsam und bedächtig ins Feld hinausgehen — da draußen gab's leider nichts zu schauen, woran sie, als Lohn für saure Wochenarbeit, Herz und Auge hätten erquicken können. Und wovon sollten sie schwätzen? Etwa davon, daß der Levy aus Mühlbach in diesem schweren Jahre noch mehr Geschäfte im Dorfe hatte, als es, Gott sei's geklagt, sonst schon der Fall war? Du lieber Himmel, sie wußten's alle und redeten nicht gern davon.

In der Hintertüre eines der größten Bauernhäuser stand Lene Heilmann, die stattlich angethane Bäuerin, und ließ ihre Blicke über den weiten Hof schweifen. Vor ihr auf der Schwelle hockte ein etwa neunjähriger Knabe, der aus einem Schüsselchen Milch mit Brotdücken löffelte. Hier deutete nicht das Geringste auf den herrschenden Notstand. Vor dem Scheunenthor lag ein großer Haufen vom Futterboden herabgestoßener Heubündel, die Hühner sprangen und flatterten pickend daran herum. Aus den geöffneten Ställen klang hin und wieder das Klirren einer Kette, das Schnauben eines Rosses oder das dumpfe, behaglich satte Brummen einer Kuh; auf dem Heilmannshofe hatte die Sorge noch lange nichts zu suchen. Dennoch lag im tiefsten Grunde von Lenes Augen ein Schatten, als trage sie einen geheimen Kummer.

Jetzt schrak sie zusammen. Von der Straße aus war ein Mann, welcher ein kleines blondzöpfiges

Mädchen an der Hand führte, in den Hof getreten und kam auf die Hintertüre zu. Wie er sich näherte, konnte man wahrnehmen, daß in seinem Äußern, obwohl er noch jung war, sich der Verfall schon bemerkbar machte, wie ihn ein fortgesetztes Wirtshausleben stets im Gefolge hat; ehemals mochte er ein recht ansehnlicher Mann gewesen sein.

„Mutter, der Eberle!“ verkündete der Bube, mit dem Milchschöpfen innehaltend, und rücksichtslos laut fügte er hinzu: „Gell, Mutter, der Waldläufer Eberle ist ein Lump, sagt der Vater!“

Trotz ihrer, von Lust und Sonne gebräunten Hautfarbe konnte man sehen, daß der Bäuerin das Blut in die Wangen schoß.

„Nun, wie thut's? Immer hübsch munter?“ fragte mit sichtlich erzwungener Lustigkeit der inzwischen Herangekommene an Stelle eines Grußes, er mochte des Knaben Worte noch gehört haben.

Sie hatte den Kopf zur Seite gewendet und antwortete nicht darauf, erst nach einer Weile sagte sie, auf die Stubenthür



„Mutter, der Eberle!“ verkündete der Bursche.

deutend: „Der Bauer ist drinnen.“ „Könnt' vielleicht besser mit dir reden,“ meinte er und suchte mit seinem flackernden Blick den ihren festzuhalten.

„Wißt' nit, daß ich mit dir was abzumachen hätt!“ gab sie abweisend zur Antwort. Indem öffnete sich auch schon die Stubenthür, und Heilmann, eine große, grobsehnige Gestalt mit spöttischen Gesichtszügen, schaute heraus. Der Waldläufer rückte den verbeulten Filzhut und trat mit dem Bauer in die Stube.

Die kleine Marie Eberle stand vor dem einzigen Sohne des Bauernhofes und schaute ihm zu. „Ach,

du hast Milch?" sagte sie seufzend; ihr rosenrotes Züngelchen kam zwischen den Lippen hervor wie das eines künftigen Käsechens.

"Möchtest leicht auch? Wart, ich hol' dir," sagte mitleidig die Bäuerin und ging eilig dem Milchsteller zu, aus welchem sie bald mit einer gefüllten Schüssel zurückkehrte. Das Mariele hatte sich in fröhlicher Erwartung des Verheißenen schon auf der Thürschwelle zurechtgerückt, so breit es ihrer kleinen Gestalt nur immer möglich war; mit glattgestrichenem Schurz saß sie da, so daß sich der Bub neben ihr sogar ein wenig hatte zusammenschieben müssen. Nun löffelten sie beide um die Wette.

"Gell, so was hat's bei euch nit oft?" fragte Seppel prozig.

"Nein du," antwortete sie, "wir haben bloß eine Kuh und die hat nit ein bißel mehr zu fressen. Mein Vater ist zu deinem gegangen, um Heu nachzutragen."

"O, wir haben acht Küh' und zwei Kälber zum Aufziehen, zwei Schrecken," prahlte er, "und so viel Heu!"

Dem gegenüber schien sie auch nicht zurückbleiben zu wollen, sie rief: "Aber dafür haben wir sechs Kinder, und ihr habt bloß dich!"

Der Bub lachte spöttisch auf. "Für arme Leut' ist das recht," meinte er altklug. "Je mehr Kinder, je mehr können auf den Bettel gehen."

Dem frechen Worte folgte die Strafe auf dem Fuße. Er hatte kaum ausgeredet, als er einen harten Krach auf dem Schädel und es in nassen Strömen über Nacken, Gesicht und Ohren herabrieseln fühlte. Zornrot im Gesicht war das Mariele aufgesprungen und hatte ihre Milchschüssel samt Inhalt ihm über'n Kopf gestülpt.

"Da hast du deinen Bettel, behalt ihn!" rief sie.

Eilig sprang die Bäuerin hinzu. Sie fürchtete, daß Seppel, wie er es in ähnlichen Fällen zu halten pflegte, in gellendes Geschrei ausbrechen und dadurch den Bauer herbeiziehen werde. Zu ihrer Verwunderung aber blieb der Bub' ganz still, ließ sich willig von ihr an den Brunnenrog führen und von den Spuren der eben erlittenen Niederlage säubern; ja, als er erst wieder aus den Augen zu schauen vermochte, sah er mehr erstaunt und verblüfft denn zornig zu der Kleinen hinüber, die, noch nachträglich über ihre kühne That erschrocken, mit dem Finger im Munde auf der Schwelle stand. "Das gäb' einmal eine rechte Frau für den Buben," ging es der Lene durch den Sinn, "die fürchtet sich nit vor ihm, wie ich mich allzeit vor dem Bauer hab' gefürchtet." Sie seufzte leis auf.

Drinnen in der Stube stand unterdessen der Waldläufer vor dem Hofbesitzer wie der arme Sünder vor seinem Richter. Natürlich war er, der Bedürftige, zu dem Wohlhabenden mit einem Anliegen gekommen, und es wäre ihm wahrscheinlich leichter geworden, es zuerst der Bäuerin vorzutragen und sich die Fürsprache derselben zu sichern. Der Eberle und

die Lene waren als Nachbarskinder miteinander aufgewachsen und späterhin ein Liebespaar geworden. Eberle, wenn er auch nicht gerade vermöglich war, so hatte er doch von seinen Eltern ein fast schuldenfreies kleines Anwesen ererbt und war außerdem ein hübscher Bursch; die Lene aber war eines armen Häuslers schönes Kind. Da kam der reiche Bauer vom Heißmannshofe und begehrte sie allen Ernstes zum Weibe. Vater und Mutter erachteten es für ein unverhofft großes Glück und konnten nicht verstehen, daß dem Mädchen der reiche Freier gar so unwert schien. Sie redeten und drangen in sie und schalten, und so war sie eines Tages Lene Heißmann geworden. Der Eberle trank sich zur Feier dessen zum erstenmale einen Kapitaltausch.

Er hätte es heute als ein schlimmes Vorzeichen nehmen dürfen, daß Lene es zurückgewiesen, mit ihm zu verhandeln; daß der Bauer, nachdem sie zusammen in die Stube getreten waren, sich selbst ein Glas Wein aus dem auf dem Eichentisch stehenden Krug gegossen, ohne ihm den Willkomm zu bieten; daß er sich auf die Bank, welche den mächtigen Kachelofen umlief, niedergelassen, ohne ihn gleichfalls zum Sitzen aufzufordern.

"Ich kann's nit glauben, daß dies dein letztes Wort in dieser Sach' solt' gewesen sein, Heißmann," sagte Eberle jetzt.

Der andere zuckte nur gleichmütig die Achseln und spie auf den Boden.

"Denk, Bauer, es ist unsere einzige Kuh, schier unser letztes. Andere Jahre haben wir als noch den Grasschnitt an den Wegrainen gehabt und in den Gräben, diesmal ist alles versengt und verdorrt, daß man keinen Stallhafen damit könnt' durchsüttern. Ja, wenn ich meine schöne Bachmatte noch thät' haben!"

"Kann ich dafür, daß du sie nicht mehr hast?" fiel der Bauer ein.

"Etwa ich? Der viele Mißwachs all die Jahre daher, der Hypothekenzins auf dem Häusel, alle Jahr ein klein Kind in der Wiegen —"

"Und der gute Wein im Schwanen," fügte der Bauer mit kurzem höhnischen Aufstachen hinzu.

"Red' nit von dem," fuhr Eberle auf; "wer so sitzt wie du, weiß freilich nit, wie's einem armen Teufel zu Mut ist. Eins muß der Mensch doch haben, wenn ihm sonst alles wider 'n Strich läuft! — Nochmal, Heißmann, deine Speicher sind zum Brechen voll von Heu und Futterkraut: ein paar Zentner davon, du spürst es nit einmal, mir aber rettetest du das letzte Stück Vieh im Stall, das ich sonst morgen schon müßt' dem Metzger geben für 'n Pappenstiel."

"Freilich wohl, kannst haben, Eberle. — Hier das Geld, da das Heu, so nimm' ich's glattes Geschäft."

"Heißmann, du hast doch auch ein Gewissen! Geld hab' ich jetzt keins, sell weißt du so gut wie ich selber. Aber sonst" — er trat vertraulich thugend, einen Schritt näher — "Raubstreu ist doch auch was

wert, ist rar alleweil! Wenn dein Knecht in den Wald kommt gefahren wegen dem, ich seh's nit, mit keinem Aug' will ich's gesehen haben."

Zach sprang der Bauer auf. „Jetzt ist's aus, alleweil haben wir gered't! Und nun erst grad thu' ich's nit! Oho, denkst gar, weil du einer bist, darfst jeden für 'n Lumpen ästimieren? Und weil du, du vom Gewissen schwägest, grad weil ich eins hab', geb' ich dir nichts. Es giebt irgendwo ein Sprüchel: Reisende Leut' soll man nit aufhalten; man darf frei schon sagen: Wer mit Gewalt ver-lumpen will, den soll man nit aufhalten'. Nachher paßt's für dich. Hast nit ein nett's Gütle gehabt? Wo ist's hin? Im Schwanen hast's aufgehängt, Schoppen um Schoppen, eine Dachschindel, einen Stein um den andern! Wo sind die Felder und Matten, die dazu gehörten? Verderben und verrotten hast's lassen, das liebe Gottesgut! Wer um Sommer-johanni Schnee schippt, kann freilich nit auf'm Platz sein, wenn's Zeit ist zum Bestellen und Ernten. Ein Stück nach dem andern verschleudert, ein Stück nach dem andern verlumpt! Zuwidere Jahre und Miß-wachs — wohl, wohl, wir alle haben sie mit leiden müssen; aber der, der sich ehlich und fleißig rührt und wehrt, der findet noch allemal Hilf' beim reichen Bauer. Jedoch, um's in den Brunnen zu schütten, in ein Faß ohne Boden, dazu haben wir zuviel Gewissen.“

Wie geknickt stand der Eberle da. „Der Jud',“ winselte er, „der elende Jud'.“

Der Bauer ließ die Faust auf die Eichenplatte des Tisches fallen, daß es dröhnte. „So ist's die rechte Art,“ rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen. Der Jud'! jammerst du, als hätte der dich dahin gebracht, wo du jetzt siehst: selber hast du's gethan, und es hat dir gar arg pres-siert damit; der Levy aus Mühlbach hat nur ge-holfen, daß es ein wenig schneller geht, und er hat recht daran gethan. Reisende Leut' soll man nit aufhalten, beileib' nit, auf die Sprüing' soll man ihnen helfen! Die erste Hypothek aufs Gütle, da-mit die Saufgroschen im Schwanen nit mangeln — der Levy war da, der gab sie mit Kufhand; als der Zins zu rechter Zeit nit war vorhanden, schlug man ihn dazu. Auf's nächste Jahr oder 's übernächste war die zweite vornöten und diesmal holte man sich den Zins aus der schönen Bachmatte, und so weiter und weiter, bis die ganze Hofrätte zum Teufel war. Der Levy hat sie im Sack, sell wohl; du hast sie ihm ja schier angetragen, daß er ein Narr gewesen wäre, hätt' er nit zugegriffen! Steckt er seine Nas auf den Heißmannshof, um ein Stück Vieh zu handeln oder sonst was — er bietet, ich heische. Werden wir nit einig, so zieht er ab; er ist nit reicher, ich bin nit übervorteilt und kann's gern abwarten, bis er mit 'nem anständigeren Gebot wiederkommt. Kommt er nit, was verschlagt's mir?“

„Wer mit dem Jud' zu thun hat, ist doch alle-mal der Betrogene,“ warf Eberle ein.

„Wenn ich das nur nit immer müßt' hören,“ eiferte der Bauer. „Schufte und Spitzbuben hat's

unter den Juden freilich so gut wie anderswo, aber was ein Jud' gethan hat, das hat bei euch immer gleich ‚der Jud‘ gethan, alle in einen Topf mit-einander. Du aber, mit oder ohne den Levy, auf den Hund wärest doch kommen. Alleweil hast du noch das Häusel außerm Dorf, es trägt auch schon eine Last, und das Hungerpöfle als Waldläufer; jetzt, Eberle, weißt, mich kostet's nur ein Wort, so hast du's gehabt nach dem, was du vorhin hast ge-red't. Und nun,“ schloß der Bauer, „sind wir zwei rein fertig miteinander,



„So ist's die rechte Art,“ rief er, „erst selbst ein Tagdieb sein und dann andre drum verklagen.“

ein für allemal; aber 's hat mich gefreut, daß ich dir die Wahrheit habe sagen können und das gründlich.“

Der Waldläufer taumelte hinaus. Draußen hängte sich das Mariele an seine Hand; die Bäuerin stand am Brunnentrog. „Hast einen braven Mann, Lene, einen brävern giebt's gar nimmer,“ sagte er, an ihr vorüberkommend, „und so gut ist er, so viel gut; nit der Fliege an der Wand könnt' er weh thun.“ Er zog ein Messer aus der Tasche und machte mit demselben eine Bewegung an der Kehle. „Wenn du was hörst, Lene,“ stieß er zwischen den Zähnen her-vor, „denk dran, im Heißmannshof hätt' man's hin-derb können. Und dann noch, wärest du damals nit andern Sinns worden, als der reiche Bauer freien kam —“

Sie war tief erblaßt, aber ihre stillen, kummer-vollen Augen blickten förmlich. „Daß du dich nur nit versündigst, Eberle,“ antwortete sie, „gegen Gott und dein braves Weib; ein bessres hätt' ich dir auch nimmer sein können.“

Seppel war unterdessen nach dem Scheunenthor gesprungen; jetzt kam er zurück, beide Arme voll Heu,

das er dem Mädchen in den Schurz stopfen wollte. Der Waldläufer riß das Kind mit sich fort. Im Thorweg schaute es noch einmal um; da erblickte es den Sessel noch am Brunnen stehen, das Heubündel hoch emporhaltend.

Das Hänschen des Waldläufers Eberle lag einige hundert Schritt vom Dorfe entfernt, an der Landstraße nach Mühlbach zu. In seiner Verwahrlosung wirkte sein Anblick förmlich niederdrückend; es war nicht die Armut allein, die aus ihm sprach, sondern jene trostlose Mitleidigkeit, welche an einer Wendung und Abwehr des Unglücks verzagt. Die kleine Hofstelle vor dem Hause war unsauber; einiges altes, zum Teil zerbrochenes Ackergerät lag und stand darauf herum. Seitwärts schlossen sich ein paar niedrige Stallgebäude an; die schief in den Angeln hängenden Thüren waren offen und zeigten traurig genug, daß es hier überhaupt nichts mehr zu verschließen gab. An dem stellenweise niedergebrochenen Zaun, welcher das elende Grundstück von der Straße schied, stand Marthe, Eberles Frau, und schaute unter der vorgehaltenen Hand spähend nach dem Dorfe zu. Ein mehrere Monate altes Kind hielt sie auf dem Arm, einige ältere spielten um sie herum.

„Da kommt der Vater!“ meldete eins der Kinder.

„Ja, so kommt er daher!“ rief der achtjährige Jakob und ahmte mit kreuzweise gestellten Beinen und schlenkernden Armen das Taumeln eines Betrunknen nach.

Im Nu hatte das Mariele den naseweisen Burzchen beim Schopf ergriffen und ins Haus hineingezerzt; dort fühlte er zunächst eine tüchtige Ohrfeige und dann folgte eine Strafpredigt, wie sie kräftiger und eindringlicher nicht gedacht werden konnte: „Schämst dich nit, Lausbub, unnützer?“ — klatsch — „Soll Mutterle etwa immer noch mehr greinen?“ — klatsch — „deinen eigenen Vater zu verschimpfieren!“ — klatsch, klatsch — Der Jakob heulte, daß die Lehmwände zitterten; der Mutter draußen rannen die Thränen still, aber um so bitterer übers Gesicht.

Der Bub hatte vorhin gut genug gesehen und nicht übel nachgeahmt: des Eberles Schritt war beileibe nicht sicher und hätte auf der Dielenritze schwerlich Probe und Richtung gehalten.

„Na, Alte, schon wieder die Schleusen gezogen?“ rief er, nachdem er in die Umzäunung getreten. „Ist das auch die rechte Art, wie ein braves Weib dem Manne den Willkomm bietet? Ei, so sollte man doch in Ruckucks Namen wieder hingehen, wo man hergekommen ist.“

Sie war schon dicht neben ihn getreten und, sich zu einem Lächeln zwingend, zu dem die rotgeweineten Augen schlecht stimmen wollten, sagte sie ihn am Arm und sagte beschwichtigend: „'s macht nur, daß ich so stät in die Sonn' hab' geschaut. Komm nur ins Haus, Eberle.“

„Komm nur ins Haus, Eberle,“ äffte er mit süßlicher Stimme und geziertem Tone ihr nach. „Dho,

bin ich etwa nit gut genug, daß mich die liebe Sonne bescheint?“ Seine Stimme steigerte sich immer mehr und mehr bis zum wüsten Schreien. „Gell, der Eberle ist ein Lump; der Heitzmannsbauer hat's ja gesagt, daß der Eberle ein Lump ist!“ Er warf sich in die Brust, als habe er Ursache, mit diesem Ehrentitel zu prahlen; wie er mit den Händen in die Hosentasche fuhr, klingelte es lustig da drinnen.

Mit vor Schreck und Scham verzerrten Gesichtszügen stand die Frau dabei; das Geldgellimper ließ sie auffahren. „Komm doch,“ bat sie noch einmal; „du ruhst ein wenig, eh' du in den Wald lauffst.“

„In den Wald laufen? He, kannst dir einbilden! Heut sind wir Freiherrn, heut wird lustig gelebt, lustig sag' ich. Sind wir schon einmal Lumpen, wollen wir auch ein Lumpenleben führen!“ Er schüttelte die Taschen, ein Thalerstück fiel heraus; die Frau erwachte es noch, ehe es rettungslos in der Düngerpfütze verschwand. „Gieb mir das Geld, Eberle,“ bat sie dringlich, „'s wär' bei mir am End' doch sicherer.“

„Dho, wie meinst du das?“

„Schau, du möchtest es verlieren wie grad eben.“

„Freilich,“ gab er mit einem Anfluge von Nüchternheit zu, „na, halt die Hand her, Alte.“

Auf dem linken Arme hielt sie noch immer das Kind, die rechte Hand streckte sie aus, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er griff wieder und wieder in die Tasche, aber sie hielt die Hand noch immer offen, als erwarte sie noch mehr.

„Ich mein', nun thut's sich!“ rief er sie zornig an.

„Selbig's kann ja nicht sein,“ presste sie angstvoll hervor. „Zweiundsiebzig Mark hat der Meßger fürs Kühle, für unjer Letztes, gezahlt, und dies hier sind knapp vierzig.“ Die Thränen zitterten schon wieder in ihrer Stimme. Nun aber schlugen bei dem Waldläufer die hellen Flammen zum Dach hinaus. Töbend und fluchend, mit geballten Fäusten fuhr er auf dem Hofe herum. Wie das Weib nur so unverschämt sein dürfe, ihm jeden Groschen nachzurechnen; ob er, ein vielgeschundener, geplagter Mann und Familienwater denn nicht auch einmal an sich selbst denken dürfe? Auf den Knien solle sie ihm danken, daß er überhaupt nicht alles für sich behalten habe, wie es doch ganz gewiß sein gutes Recht sei! Marthe sank auf einen Reifstighaufen nieder; das Mariele sprang herzu und nahm ihr das schreiende Kind vom Arm.

Mit vors Gesicht geschlagenen Händen saß die Frau in stumpfem, hoffnungslosem Jammer da. — Warum that die Erde nicht barmherzig sich auf, das ganze Gland zu verschlingen? Wär's nicht zehntausendmal besser als dies langsame Verkommen und Verderben? — Ein karges Stücklein Brot für heute, um morgen noch fürs Hungern auf der Welt zu sein. Und so fort und fort — die Armut hat ein so zähes Leben. Dort der Vater, den die Kinder kaum jemals anders zu sehen bekamen als — Marthe schauderte zusammen —: der kleine Jakob hatte vor-

hin ja bewiesen, wie gut er zu beobachten verstand. Und sie selbst, krank und gebrochen an Leib und Seele, sie konnte in der stündlichen Not der heranwachsenden Schar nicht die rechte Mutter sein.

Der Säugling schrie von neuem auf. Mechanisch erhob sich die Frau, dem schmachtenden Kinde den gewohnten Schoppen zu richten, stöhnend sank sie wieder zurück; der Stall war ja leer: die Kuh, der einzige Trost bisher noch, wanderte am Strick des Metzgers die Landstraße entlang. — Aber sie hatte ja Geld, so unmenschlich viel, wie sie noch nie in die Hand bekommen! 's wär' freilich mehr, wenn der Schwanenwirt es nicht so prächtig verstünde, die Leute festzuhalten und mit doppelt und dreifacher Kreide anzuschreiben. — In die Pfütze mit dem Blunder! Wenn der Steuerbote wiederkam — zweimal war er schon angetehrt — oder der Levy wegen des Hypothekenzinses! Sie krallte die Finger fest um das Geld: nein, nur um Gottes-Jesu willen nichts hergeben; lieber sich gleich hinlegen und sterben, alle, wie sie da waren.



„Mutterle, schau, was ich da hab!“

Ein heller Ruf ließ sie auffahren: der sechsjährige Wilhelm stürzte atemlos und freudestrahlend in den Hof; in der einen Hand trug er eine ziemlich umfangreiche Blechkanne, in der andern ein in Papier gewickeltes Paket. „Mutterle, schau, was ich da hab!“ rief er, die Kanne niederlegend und das Paket fröhlich in der Luft schwenkend, „ein ganzes Schäljele und Milch, o so viel. Die Heitmannsbäuerin sagt, ich dürfe jeden Tag kommen und holen, jeden Tag, sie gäb's gern. O, nun brauchen wir 's Kühle nimmer!“ Er sprang ausgelassen herum und die übrigen Kinder, die herbeigekommen, desgleichen; nur

das Mariele stand ernsthaft dabei und schaute in des Vaters zornrotes Gesicht.

„Von wem hast's gekriegt?“ zischte er.

„Die Heitmannsbäuerin hat mich gerufen, wie ich ein Stück mit dem Metzger und unserm Bläs bin gegangen; und sie sagt, sie gäb's gern,“ stotterte der Knabe erschreckt. Einen Fluch ausstosend, schleuderte Eberle die Kanne mit dem Fuße um, daß der weiße Strom, der ihr entquoll, sich mit der misfarbenen Feuchtigkeit vermischte, welche von der Düngerstätte ausgetreten war; dann griff er nach dem Fleisch, und in weitem Bogen flog es in den Staub der Landstraße.

„Lene, alter Schatz,“ rief er, „'s wär' dir wohl schier ein Pläsir, den verklumpten Eberle mitamt seiner Brut mit deiner Gnad' und Barmherzigkeit durchzufüttern? Aber sell vergönn' ich dir nit, sell nit! Dreimal verdammt in Gottesgrundserssboden hinein,“ wandte er sich funkelnden Blickes an die verstört herumstehenden Kinder, „dreimal verdammt in Gottesgrundserssboden hinein, wer je von euch jenes Haus wieder betritt!“ Er war furchtbar anzuschauen. Ein tiefer Seufzer ertönte; Mariele, die mit kaltweißem Gesichtchen ihm am nächsten stand, hatte ihn ausgestoßen. In diesem Augenblicke meinte sie den Seppel Heitmann vor sich zu sehen, wie sie ihn gestern am Brunnentrog des Hofes zuletzt erblickt, weiches Mitleid in den Mienen und das Heubündel in hochgehobenen Armen ihr nachwinke.

Der Waldläufer war fortgestürzt; ob wieder dem Schwanen zu oder nach dem Walde, wußte niemand. Marthe hatte sich ins Haus hineingeschleppt und lehnte in der engen, niedrigen Stube an einem Schrank; sie hatte das Geld dadrinnen verwahren wollen, aber noch hielt sie es in der krampfhaft geschlossenen Hand. Das wenige Stubengerät um sie herum war fast durchweg schadhast, die Wände waren tahl und entbehrten jedes Schmuckes, der auch einen ärmlich ausgestatteten Raum traulich zu machen imstande ist; das doppelläufige Gewehr ihres Mannes, welches zwischen den beiden Fenstern hing, nahm sich sonderbar genug darunter aus. Ihr herumschweifender Blick blieb daran hängen und wunderliche Gedanken begannen wieder in ihrem Kopfe zu kreisen. Ein Schatten flog durchs Zimmer, draußen an den Fenstern war jemand schnell vorübergegangen. Jetzt wurden Schritte in dem Hausgang laut, ein kurzes, hartes Pochen an der Thür ertönte, und ehe Marthe noch hatte „Herein“ rufen können, ward dieselbe von einem Manne geöffnet, welcher, bevor er eintrat, einen Augenblick sich umschaute und breitspurig in ihrem Rahmen stehen blieb. Er trug eine lose niederhängende, vorn weit auseinanderstehende blaue Bluse, so daß er bequem beide Daumen in die sichtbar werdenden Armellöcher der Weste stecken konnte; eine fast mannshohe Peitsche, wie Viehhändler sich gern derselben bedienen, hielt er fest in der einen Hand; ein weit in den Nacken zurückgeschobener Strohhut bedeckte sein schwarzes Haar. Die Frau starrte ihn in wortlosem Schrecken an — der Levy.

„Nun, wie heißt?“ fing er endlich an. „Nette Geschichten das!“

Marthe öffnete die Lippen nicht.

„Der Mann nit daheim?“

Sie schwieg noch immer.

„Mach Sie keine dumme Sachen, Frau; wenn er etwa liegen thät' und schlafen, so weck Sie ihn, ich hab' mit ihm zu reden.“ Da noch immer keine Antwort erfolgte, trat er mit geschwollener Stirn aber dicht vor die Frau hin. „Zugefroren wird Ihr ja wohl das Maul bei der Hitz' nit sein und meine Zeit hab' ich nit für Sie gestohlen, also kurzweg: Ihr habt die Bläß verkauft, ohn' mir zu berichten?“

„Wird grad nit nötig sein, daß wir's thun,“ stieß sie endlich hervor.

„Meint die Frau? Mir um so geschickter; so wird halt der Zins grad parat liegen. Also immer raus mit der wilden Kaß!“

„Müßt' schon ein anderes Mal wiederkommen,“ suchte sie auszuweichen, „der Mann ist nit daheim.“

„Schon recht, Marthe Eberle, und wenn ich wieder antehr', ist 's Häusle mit allem, was drum und dran hängt, auch verkauft und der Levy darf hinterdreinpfaffen. So thät's Ihr wohl passen, aber mir nit, mir nit. Jetzt sag' ich: her mit dem Zins, oder —“

„Oder?“ fragte sie mit dem Trotz der Verzweiflung.

„Die ganze Gesellschaft wandert als Schwindler und Betrüger ins Loch. Das möcht' ich doch sehen, ob im badischen Ländle kein Recht mehr gilt!“

„Schwindler, Betrüger?“ stotterte sie. „Levy, wo Ihr schon so viel an uns habt verdient, so manchen Thaler und“ — fügte sie bitter hinzu — „so manches Vergelt's Gott!“

„Das Vergelt's Gott schenk' ich Ihr, Marthe Eberle, mein Geld will ich haben, sonst nichts; und jetzt auf der Stell' muß es sein, sonst krieg' ich's nimmer, sell ist gewiß.“

„Wenn ich's aber nit hab'?“

„Wie heißt, nit hab'? Mach Sie sich keine Ungelegenheiten, Frau! Ich weiß, was der Metzger hat gezahlt, ich weiß gewiß, wieviel der Schwanenwirt vom Eberle hat gezahlt gekriegt; was noch da ist, da leg' ich die Hand drauf und das mit Recht. Es langt noch nit mal, aber mit dem Rest will ich nit drängen. 's wird eh das gescheitste sein, Frau, Sie giebt's gutwillig.“

„Und ich thu's nit und thu's nit,“ schrie Marthe auf. „Soll eine Mutter ihren sechs Kindern 's letzte Stückle Brot nehmen? Kein Richter auf Erden und kein Gott im Himmel kann das verlangen!“ Sie hielt ihm die Hand, in welcher sie das Geld fest eingeschlossen hatte, dicht unter die Augen: „Schaut, so hab' ich's, und so halt' ich's; totschlagen laß' ich mich, eh' ich's hergeb'!“

„Jetzt weiß ich doch, daß Sie das Geld hat, Marthe Eberle,“ erwiderte er kaltblütig, „und so sag' ich's noch einmal: mach Sie sich keine Ungelegenheiten weiter. Ihre Schuld allein könnt's sein,

wenn ich müßt' aufs Amtsgericht, um die Steigerung zu beantragen. Oder hat Sie's so stark pressant, ins Gutleuthaus zu kommen?“

„Levy, das thut Ihr doch nit!“

„Ach thu's, Frau, ich thu's! Als Geschäftsman und Familienvater hab' ich drauf zu schauen, wie ich zu meinem Geld komm'. Daß ich nit Geduld hätt' gehabt, könnt' Ihr gewiß nit sagen; aber nun hab' ich gesehen, daß man bei Euch sich vorsehen muß. Das Geld her, Frau, oder Sie hat in vier Wochen mit Mann und Kind kein Dach mehr überm Kopf!“

„Levy, ich kann nit! Keine Kuh, keine Ziege, kein Schwein im Stall, kein Brotkorn im Haus, keine Kartoffel im Keller; sollen die unschuldigen Würmer verhungern?“

Er zuckte die Achseln. „Sie hat ja einen Mann, der schaffen und verdienen kann. Läßt Sie mich mit leerer Hand fortgehen, so bin ich in einer Stund' auf dem Amtsgericht.“ Da hob Marthe die Hand und schleuderte ihm das Geld zu, einige Stücke flogen ihm ins Gesicht; dann taumelte sie gegen die Fensterwand, dabei das dort hängende Gewehr streifend, welches durch die Berührung in leise schaukelnde Bewegung geriet. „So geb Sie doch acht, Frau!“ rief Levy, „das Ding könnt' ja geladen sein!“

Sie sank halb ohnmächtig auf eine unterm Fenster hinlaufende Bank, und während ihr Kopf auf dem Fensterbrett lag, suchte der Mann die verstreuten Münzen zusammen, überzählte sie, riß dann ein Blatt aus seiner schmutzigen Brieftasche und quittierte darauf den Betrag. Das Blatt legte er auf dem Tisch nieder und mit einem Krüge, welcher dort stand, beschwerte er eine Ecke desselben, damit es nicht fortfliege. Dann ging er hinaus; draußen traf er das Mariele. „Geh hinein zur Mutter, ihr ist ungut,“ sagte er; „und das Papierle auf'm Tisch gib dem Vater, wenn er heimkommt. Sag, es wär' die Quittung vom Levy und wir sprächen noch weiter.“

Er war noch keine hundert Schritt vom Hause fort nach Mühlbach zu gegangen, als er auf den Eberle traf, dem die Absicht, in den Wald zu gehen, auf halbem Wege leid geworden war. Stumm eilten sie aneinander vorüber; es war beiden nicht darum, miteinander zu schwätzen. Anstatt sich direkt in den Schwänen zu begeben, lenkte der Waldhüter nach seinem Hause ein; denn ihm schien's, als sei der Levy von dort gekommen. Er stürzte in die Stube, wo Marthe noch immer halb besinnungslos in ihrer vorigen Stellung lag. „War der Jud' hier?“ rief er. Das Mariele, welches neben der Mutter stand, nickte und wies nach dem Blatt auf dem Tisch. Er nahm es auf und überlas es, dann rüttelte er die Frau am Arm, daß sie stöhnte. „Hast du dem Jud' das Geld gegeben?“

„Ach Eberle, was hat er mich geplagt,“ antwortete sie schwach. Er stieß sie zurück, riß das Gewehr von der Wand und stürmte hinaus; sein zornbleiches Antlitz, sein funkelndes Auge vervielen nichts Gutes. Er schlug nicht die Landstraße ein, sondern

eilte auf einem Wege fort, welcher hinter seinem Hause entlang lief. Derselbe schnitt ein gutes Stück ab, war an beiden Seiten von Weidengebüsch verdeckt, so daß man ihn von der Landstraße aus nicht übersehen konnte, und traf am sogenannten Heidenbuck, einer mit Gestrüpp bestandenen Anhöhe mit dieser zusammen.

Als Levy den Heidenbuck passierte, stand Eberle, das Gewehr im Anschlag, vor ihm. „Jetzt, Jud', rechnen wir ab!“ rief er. Ein Bliß, ein Knall — mit dem Ruf „Gott du Gerechter!“ stürzte Levy mit dem Gesicht auf die Straße nieder.

Auf sein Gewehr gestützt, verharrte Eberle regungslos daneben. Das Funkeln seines Blickes war erschrecken, die vor Aufregung zuckenden Muskeln seines Antlitzes schienen versteinert, in ihm und um ihn war alles still, so gräßlich totenstill, als müsse man das leise Hinübertropfen der Sekunden in das Meer der Ewigkeit vernehmen. Endlich richtete er sich auf, warf die Waffe, die ihn zum Mörder gemacht, über die Schulter, und in weitem Bogen den Toten umschreitend, ging er dem Dorfe zu. Ohne Hasten und Stürzen, ohne Zögern und Stocken, im ruhigen gleichmäßigen Schritt, der sich nur beschleunigte, als er in die Nähe seines Häuschens kam; da senkte sich sein Blick, da ging sein Atem schneller aus der Brust.

Das Gastzimmer im Schwanen war ziemlich besetzt; Leute aus dem Dorfe, fremde Metzger waren da, auch ein Glaubensgenosse und Geschäftsfreund Levys trank in der Nähe der Thüre seinen Landwein. Der Wirt brachte unaufgefordert dem eintretenden Eberle einen Schoppen; seit er heute früh den Betrag seiner Halbjahrsrechnung eingestrichen, war er von wirklich angenehmer Zuorkommenheit gegen den oft mißachteten Gast. „Wirst Durst haben, Eberle,“ sagte er. „Freilich,“ meinte einer der Anwesenden spöttisch, „wer so schafft bei der Hitz.“

Der Waldläufer stürzte den Inhalt seines Glases hinunter. „Es macht mir keiner nach, was ich heut hab' geschafft,“ erwiderte er ruhig.

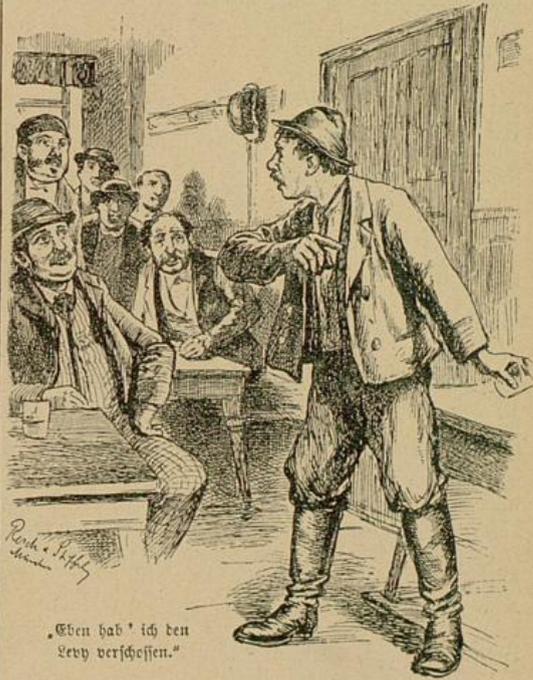
„Na, Spaß, was wird's gewesen sein?“

Laut und deutlich klang Eberles Antwort durch den Raum: „Eben hab' ich den Levy verschossen.“

Aller Blicke richteten sich auf ihn. „Hast aber schon einen guten Humor, du,“ meinte der von vorn mit erzwungenem Lachen.

„Draußen am Heidenbuck liegt er,“ fuhr Eberle fort; „wer's nit glauben will, mag hingehen und nachschauen. Eine Kugel hat's gekostet; für wen die zweite sein soll, wird man erfahren.“ Niemand antwortete, die Anwesenden warfen einander scheue Blicke zu. Ein schnellfüßiger Bursch schlüpfte zur Hinterthür hinaus und lief dem Heidenbuck zu; auch der Glaubensgenosse Levys erhob sich, legte den Betrag seiner Zeche neben den halbgeleerten Schoppen und drückte sich davon. Er hatte vorhin oben im Dorfe zwei Gensdarmen gesehen, möglich, daß dieselben noch in dem zweiten Wirtshaus des Ortes saßen.

Wachte der Eberle wahr gesprochen haben oder verückt sein, jedenfalls schien's geraten, die Sache zur Anzeige zu bringen. Auch in der Wirtsstube ging das Wort „Gensdarm“ geflüstert von Mund zu Mund; dennoch hielt niemand den Eberle auf, als er nach Berichtigung seiner Zeche das Lokal verließ. Er war noch nicht weit entfernt, als im schnellsten Trabe der Bursche, welcher vorhin dem Heidenbuck



„Eben hab' ich den Levy verschossen.“

zugelaufen war, zurückkehrte, überall die Kunde des Mordes ausschreiend: „Der Eberle hat den Levy verschossen, draußen am Heidenbuck liegt die Leich!“ Fenster wurden aufgerissen, erschrecktes Aufschreien, Drohungen wurden laut; da packte den Eberle plötzlich eine namenlose Angst und er rannte und rannte, zum Dorfe hinaus, dem Walde zu. Hinter ihm tönte Wagengerassel; so toll er auch rannte, es kam näher und näher; als er sich umschaute, sah er Gewehrläufe durch den aufgewirbelten Staub blitzen: auf dem schnell angeschirrten, ihm nachsetzenden Wagen hatten die zwei Gensdarmen Platz genommen, welche der Freund des Gemordeten aufgeboden. Er konnte nicht mehr weiter; hier, wo er stand, mit dem Rücken gegen den Stamm einer Pappel gelehnt, mußte er sein Schicksal erwarten. Und es kam. Nicht weit von ihm hielt der Wagen, seine bewaffneten Insassen machten Miene abzustiegen. Eberle hielt sein Gewehr im Anschlag, nicht gutwillig wollte er sich gefangen geben. Einer der Gensdarmen rief ihm zu, es abzusetzen; statt dessen zielte er auf den Warnenden. Der zweite Mann hatte inzwischen seine Waffe erhoben; ein Druck am Hahn —, als der Pulverdampf sich verzogen, war Eberles aufgerichtete Gestalt von der

Pappel verschwunden, sie lag mit ausgebreiteten Armen im kurzen, dünnen Gras des Wegraines. —

Der Gensdarm sagte bei der Vernehmung aus, daß er lediglich die Absicht gehabt habe, ihn durch einen Schuß auf die Hand kampfunfähig zu machen; aber die Kugel war ihm statt dessen mitten ins Herz gedrungen. Sie legten den entseelten Körper auf den Wagen und dann fuhren sie quer übers Feld dem Heidenbuck zu, um auch die andere Leiche aufzuheben. Friedlich nebeneinander kehrten Levy und Eberle ins Dorf zurück.

Niemand vermag die Zeit aufzuhalten; sie schreitet fort und fort und bringt in langsamerer oder schnellerer Entwicklung den Wechsel aller Dinge mit sich. Die Gräber Levys und Eberles waren längst nicht mehr die frischesten; hohes Niedergas schwanke über ihnen hin und flüsterie im Sommerwinde. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit; sie können vieles vergessen machen, das Gute wie das Schlimme, sie können vieles niederreißen und aufbauen.

Das Häuschen des Walbläufers Eberle stand noch, aber wie ganz anders schaute es aus als früher: als hätten gute Geister es sich zur Wohnung ausgesucht. Es war auch so, die Geister der Ordnung und des Fleißes, der Eintracht und des Gottvertrauens hatten sich hier niedergelassen und schufen der Marthe und ihren Kindern ruhige und friedliche Tage. Es ist eine vielfach bewährte Erfahrung, daß die Frau eines lieberlichen Haushalters in ihrer Witwenschaft sich und ihre Kinder oft in anständiger Weise vorwärts bringt, während es zu Lebzeiten des Mannes immer nur rückwärts gegangen war; hier bei Marthe Eberle kamen noch besonders fördernde Umstände hinzu. Sie und ihre Kinder hatten stets das Mitleid der ganzen Dorfeinwohnerschaft für sich gehabt, und manch einer hätte ihr gern die schwere Last, die sie trug, leichter gemacht; aber so lange der Walbläufer lebte, ging's nicht wohl an, denn, wie schon der Heilmann gesagt hatte, um es in einen Brunnen zu werfen, in ein Faß ohne Boden, dazu achtet der Bauer die liebe Gottesgabe zu hoch. Kaum aber, daß man den Walbhüter in die Erde gelegt, öffneten sich alle Hände und Herzen, und obwohl in diesem halben Notjahr die meisten mit sich selbst zu thun haben mochten, flossen die Gaben für die unglückliche Familie über Erwarten reichlich. Sogar in Mühlbach, dem Heimatsorte des erschossenen Levy, war eine Sammlung zustande gekommen, aus deren Ergebnis die kleine Hypothek, welche auf dem Häuschen lastete, getilgt werden konnte. Als im nächsten Frühling besseres Futter wuchs, brüllte auch schon wieder eine Kuh im Stall. Da konnte es freilich vorwärts gehen. Wohl war Marthe voller Dankbarkeit wegen der Hilfe in der Not, um ihrer sechs Kinder willen, aber mit aufrichtigem Schmerz trauerte sie lebenslang im Grunde ihres Herzens um ihren Mann, den zu lieben sie trotz seiner großen Fehler niemals aufgehört hatte. Es wäre sogar leicht möglich gewesen, daß sie sich ihrem Gram gar zu

sehr überlassen und dadurch den Sinn für die Aufgaben der Gegenwart verloren hätte, wenn das Mariele nicht gewesen wäre. In diesem zehnjährigen Kinde stak ein frühzeitig gereifter Ernst und eine erstaunliche Willenskraft. Sie litt es nicht, daß die Mutter ohn' Unterlaß ihren trüben Gedanken nachhing; fortwährend hatte sie etwas zu fragen und zu erzählen, was dieselbe herausreißten und zu erprießlicher Thätigkeit anspornen mußte: „Mutterle, der Mauerrieder hat versprochen, unsern Schweinskoben wieder zu richten, und der Körbelebauer hat mir ein klein brav's Säule für den Viertelspreis angeboten; er sagt, wenn der Jakob, der Wilhelm und ich ihn tüchtig wollten schaffen helfen im Nebberg, könnten wir's bald abverdienen und bar Geld hätt's drum gar nicht nötig. Was meinst? sollen wir 's Säule nit einthun?“ Oder: „Schau, jetzt schaff' ich unsere Hacken und Spaten und all die Sach' nüber zum Schmiedsjochen; mir zuliebe richtet er's nach Feierabend umsonst wieder her, und wenn wir 's nächst Frühjahr das Kartoffeläckerle hinterm Haus kömnen in Pacht nehmen, nachher brauchen wir's doch.“ Oder: „Mutterle, wieder was Neu's, das Annel hat zwei schloßweise kleine Zühle, schau nur her. Nun hupf's dir bald vom Arm abe und hält dich beim Schaffen nimmer auf.“ So ging sie flink und geschwätzig den ganzen Tag um die Mutter herum und nahm dabei allmählich die ganze Hauswirtschaft in die Hand; als sie endlich der Schule entwachsen war, durfte Marthe nicht mehr viel von ihrem Fensterplatze aufstehen, wohin die immer Kränkliche mit ihrer Strick- und Flickarbeit sich gern zurückzog, denn ihres ältesten Kindes Hand und Auge sorgten unermüßlich in Haus und Feld. Ja, auch im Feld, denn das Kartoffeläckerle hinterm Haus hatten sie wirklich in Pacht und noch ein paar andere dazu, und die schöne Bachmatte gehörte ihnen wieder zu eigen. Vor allen Dingen aber war das Mariele die eigentliche Erzieherin der jüngeren Geschwister, und diese fügten sich, wenn auch nicht immer ohne Murren, dem schweesterlichen Willen, vor dem sie den heillossten Respekt besaßen. Jetzt war Marie ein zweiundzwanzigjähriges, prächtiges Mädchen, von dem man sprach als von dem schönsten und bravsten im ganzen Dorf und darüber hinaus. Der Jakob war „ins Amerika“ ausgewandert, er hatte einen kurzen Fuß und war deshalb zum Soldaten untauglich. Vor drei Jahren nämlich hatte ein weitläufiger Better der Mutter, der schon lange drüben war, plötzlich von sich hören lassen und unter andern also geschrieben: „Wenn einer von den Buben Lust hat, zu mir zu kommen, so will ich ihm gern hier 'Gottwille' sagen. Ich hab' mit der Uhrmacherei dahier ein ordentlich Stück vor mich gebracht, besitze aber nit Weib und Kind, und eins aus der alten Heimat, aus dem Land, wo der Markgräfler wächst, wär' mir schon recht. Das Reigeld liegt schon parat, Ihr braucht nur ein Wort darum zu schreiben.“ Darauf hatte es einen großen Familienrat gegeben, in welchem der Jakob sich bereit erklärte, dem An-

erbieten Folge zu leisten, und der Entschluß ward in der Folge niemanden leid. Der Jakob machte drüben des Marieles Erziehung keinerlei Schande; wollt's ihm gar einmal einfallen, in Wirklichkeit den Betrunkenern vorzustellen, so war's ihm noch jetzt, als fühle er die allzeit lockere Hand der Schwester an den Ohren, und er besann sich noch zur rechten Zeit. Schon mehreremal hatte er mit des Ohms Einwilligung einen hübschen Posten Geld heimzuschicken dürfen.

Der Wilhelm war Marieles Schmerzenskind. Er hatte sich durchaus nicht fügen und bei dem Körbelebauer als Jungknecht einstehen wollen, die Freiheit des Fabrikarbeiters schwebte ihm lockend vor Augen; er meinte, es sei damit doch etwas Besseres, als Dienstbot spielen.

„Was Besseres als einen ordentlichen Dienstbot giebt's gar nit auf der Welt,“ redete das Mariele darauf. „Die siebente Bitt' im Katechismus hält's nit für unwert, den lieben Gott um fromm Gesinde anzusprechen. Zehnmal besser wär's heutzutage um die Bauernwirtschaft bestellt, wenn die Dienstboten den eigenen Stand wollten hoch und in Ehren halten.“

„'s hat aber schlechte Herrschaften genug,“ trockte Wilhelm. „Sell schon,“ gab die Schwester zu, „aber ein ordentlicher Dienstbot findet alleweg eine ordentliche Herrschaft. Wochentags schaffen, das hat unser Herrgott selber angestiftet, — Sonntags aber das gute Gewand angelegt und mit seinen Leuten in die Kirch' hinein; beim Heimkommen findet sich ein recht's Gemüse auf dem Tisch, an dem alle, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd, miteinander sitzen, ein Stück gewelltes Fleisch und, kann's sein, einen Schoppen Wein. Todmüd abends ins Bett und frühmorgens wieder auf, da bleibt keine Zeit zum Herumschlingeln und Geldverthun; ist 's Jahr um, liegen die verdienten harten Thaler bei den andern.“

„Oho,“ begehrte Wilhelm auf, „der Mensch ist nit bloß zum Placken in der Welt; wo bleibt für den Bauernknecht das Pläsir?“

„Daß er den Segen von seiner Arbeit alsfort vor Augen hat, das ist dem Bauernknecht sein Pläsir, und ein recht's, den' ich,“ erwiderte sie. „Wenn die Frucht draußen wächst und gedeiht und richtig in die Scheuer kommt, dann darf der brave Arbeiter sich freuen und sagen: Hab' nächst dem lieben Herrgott mit meinem Säen und Pflügen und Ackern, mit meinem Schweiß und meiner Müh' auch mein bescheiden Teil daran.“

„Und immer bloß nach dem Bauer seiner Pfeif' tanzen,“ warf Wilhelm ein.

„Sell ist erst recht kein' Schad' und kein' Schand'. Wer mal will Herr sein, und ist's auch nur auf einem winzigen Plätzle, der darf zuerst das Dienen recht lernen; das ist die schwerste Kunst in der Welt,“ gab die Schwester zur Antwort. „Zehn Jahre Fabrikarbeiter, wenn's rum ist, hast du in den stückig heißen Räumen Saft und Kraft drangegeben, gespart nichts, was der Red' wert wär', und

zum Landwirtschafter bist du dort, in Gott weiß welcher Gesellschaft und Kumpanei, ein für allemal verdorben. Der Jakob ist überm Wasser auf 'ner ordentlichen Stell'; wenn's Gott's Wille ist, findest du die deine einmal hier auf unserm kleinen Anwesen. Bis du geschickt dazu bist, so lange hüt' ich's dir; es soll nit wieder heißen,“ fügte sie leiser hinzu, „daß der Eberle ein Lump ist.“

„Fabrikarbeiter muß es doch aber auch geben,“ beharrte Wilhelm. „Freilich wohl,“ gab sie zu, „'s hat Leut' genug, die nit anders können; wer's besser haben kann, der soll ihnen nit noch das Brot vor der Nas' weg schnappen. Und nun abgemacht, zu Lichtmess steht beim Körbelebauer als Jungknecht ein.“

Einen ähnlichen Tanz gab's mit den Zwillingsschwestern, die zwischen Jakob und Wilhelm im Alter waren. Auch sie wollten dem Zuge der Zeit folgen und hatten schon mit einer Gesindevermieterin in der Stadt ein heimliches Abkommen getroffen.

„Hier geblieben,“ fuhr das Mariele dazwischen, „für den feinen Dienst in der Stadt seid ihr nit großgezogen, und die Musketiere dorten brauchen auch ohn' euch nit allein zum Tanz zu gehen. Hättet wohl arg Lust, enren Lohn für weiße Kantenschürzen und Blumenhüt' aufzuwenden, die Sonntagnachmittage zum Umherchwänzen und nit fürs Stopfen und Flick'n? Wenn ihr dann mal wieder heimzieht, dürfen wir noch Gott danken, wenn ihr weiter nichts zugefekt habt als euer Geld und eure Sach'.“ Die Zwillinge warfen schmolend die roten Lippen auf und murmelten etwas wie, solche Anzüglichkeiten thäten sie sich verbitten. Es half aber alles nichts; diese und jene Bäuerin hatte schon lange um die zwei kernfrischen Mädchen nachgefragt und diese mußten sich ihre städtischen Gelüste aus dem Kopf schlagen. Späterhin wußten sie's aber der strengen Schwester auch Dank. Sogar auf den Spätling, aufs Annele, das bei ihres Vaters Tod noch auf dem Arm ward getragen, richtete sich der begehrliche Blick mancher Frau, denn einen Dienstbot von dort her zu bekommen, galt als ein ausgemachtes Glück. Die Gesindenot auf dem Lande ist in Wahrheit groß genug, trotz der unheimlich hohen Löhne, die gezahlt werden, um manchem Bauer und mancher Bäuerin Lust und Freude an der eigenen Sache zu verderben. „Schaffen,“ sagt der Bauer, „sell ist schon recht, aber schinden nit, und nit als Schinderei kommt für unsereins dabei heraus. Heut stell' ich einen Knecht ein und morgen ist er schon wieder über alle Berg'; von den Mägden lieber gar nicht zu reden, denn damit ist's noch schlimmer.“

Hin und wieder war auch schon eine Anfrage anderer Art ans Mariele gekommen. Mancher Bursch hatte gemeint, ein so braves Mädchen müsse auch eine tüchtige Hausfrau geben; aber sie hatte jedesmal den Kopf geschüttelt und geantwortet: „Bis man daheim meiner kann ermangeln, geht's noch lang, darauf wartet ihr doch nit, und ich verlang's auch nit.“

Auch auf dem Heißmannshofe hatte sich im Laufe der Zeit manches gewendet, doch nicht zum Guten. Am Tage, als den Eberle die tödliche Kugel getroffen, kramte Lene Heißmann aus ihrer Truhe ein schwarzes Halstuch hervor und einen weiten schwarzen Schurz; beides legte sie an. „'s ist nur, daß mir die Schaben nit hineinkommen,“ äußerte sie auf ihres Mannes verwunderten Blick, aber sie that die Trauerfarbe nicht mehr von sich. „Wär's dir nit recht,“ so brach sie ein paar Tage später das schwere Stillschweigen, das zwischen den beiden Ehegatten lastete, „wenn wir eines von den armen Eberlekindern zu uns in den Hof nähmen, vielleicht ein Mädele?“ „Möchtest dir wohl eine Stufe in den Himmel hineinbauen?“ gegenfragte er in seiner alten spöttischen Weise.

„Eine Stufe in den Himmel hinein?“ erwiderte sie. „Wenn's nur wär' eine Stufe aus der Höll hinaus.“ Daß er nicht „Ja“ und „Nein“ auf ihre Frage hatte, nahm sie für Zustimmung, und nach Feierabend that sie einen Gang vors Dorf hinaus. Siekehrte aber allein zurück, nicht mit dem Mariele an der Hand, wie es ihr heißer Herzenswunsch gewesen. Marthe Eberle wäre wohl geneigt gewesen, eines ihrer Kinder auf diese gute Art zu versorgen, doch ihre Älteste widersetzte sich für ihre eigene Person und für ihre Geschwister mit einer Standhaftigkeit, gegen die nicht aufzukommen war. „Weist nit,“ flüsterte sie der Mutter zu, als die Bäuerin gesenkten Hauptes gegangen war, „was Vaterle noch den letzten Morgen hat gesagt? Dreimal verdammt in Gottesgrundsersdboden hinein, wer je von euch dies Haus betritt!“

Seitdem ward Lene von Tag zu Tag schweigeramer und menschenfeuer, außerhalb ihres Hofes sah man sie selten oder nie; Magd und Knecht mochte sie nicht um sich leiden, ihr unheimliches Wesen scheuchte mehr und mehr auch jedes zurück; und da sie die Gewohnheit annahm, ununterbrochen mit sich selbst zu reden, erachtete es auch der Bauer für besser, kein Fremdes in ihrer Nähe zu dulden. „Sie hintersinnt sich völlig,“ sprachen die Leute von ihr. Niemand ahnte, daß sie in ihrem Innern ohne Raft und Ruh den einen Gedanken bewegte, ob es mit Eberle unabänderlich so hätte werden müssen, wie es geworden, wenn er damals bei ihrem Manne keine Fehlbütte hätte gethan, ob wirklich Gott im Himmel das Schicksal eines Menschen von dem guten oder bösen Willen eines andern abhängig machen wolle. Nur Heißmann merkte, was in ihr vorging, vielleicht, weil er hinter seiner gefurchten Stirne oft genug den gleichen Faden abspann. Lustig war's auf dem Heißmannshofe nie gewesen, von jetzt ab wurde es immer fried- und freudloser. Es sah auch nicht mehr so gut als früher aus: die Tagelöhner, mit denen man sich in Ermangelung tüchtiger Dienstboten behelfen mußte, hatten kein Herz für die Arbeit, den Bauer plagte bei zunehmendem Alter ein körperliches Gebrechen, die Raft des zu einem stattlichen Burschen herangewachsenen Seppel

langte allein nicht zu. Rückwärts ging's grad nicht, vorwärts aber schon gar nicht. Es war, als sei der Segen Gottes vom Hofe gewichen. In einem Stück schlug der Sepp der Mutter nach, obwohl er ihr sonst nicht allzu ähnlich war, nämlich in dem Verlangen nach dem Mariele. „Wenn's Mariele wär' gekommen, nachher wär' alles anders gegangen,“



„Sie hintersinnt sich völlig.“

murmelte Venetagsüber wohl zehnmal vor sich hin.

„Wenn's Mariele nur wollt' kommen, nachher thät' alles noch gut werden,“ seufzte auch der Sepp. Er war eben ein junger Bursch mit Augen im Kopf und einem Herzen im Leib. Die Milchtaufe

von damals hatte er ihr nicht nachgetragen.

Es war ein Samstagabend im Sommer. Im Garten vor ihrem Haus ging Marie auf und ab, eben hatte sie die Salatstauden gegossen, nun brach sie hier eine Viole und dort eine Levkoje, that auch ein paar Röslein dazu und ein wenig Bandgras, damit es einen netten Strauß gäbe, für untern Spiegel zu stellen. Plötzlich drehte sie sich um, so daß sie der StraÙe, auf welcher ein einzelner Mann vom Dorfe her kam, den Rücken zuehrte.

„Dürftest mir auch schon einen Blick gönnen,“ tönte eine Stimme hinter ihr. Der Mann war am Baun stehen geblieben und sah in den Garten hinein.

„Ja, der Seppel!“ rief sie, erstaunt thugend, ohne aber sich ganz umzuwenden.

„Freilich ist er's,“ gab er zurück, „aber dieserhalb brauchtest du dich doch nit zu verwundern, er kommt ja alle Abend daher.“

„Bestellst hab' ich ihn aber noch nie,“ antwortete sie beinahe ein wenig schnippisch.

„Leider nein, Mariele,“ seufzte er, und ungeduldig setzte er hinzu: „Möcht' nur wissen, warum du das Haus so stät thust anschau.“

„Was einem manchmal einfallt,“ suchte sie zu scherzen. „Wenn ich mal ein übriges Geld thu haben, lass' ich mir ein schönes Sprüchel über die Thür schreiben, das hat mir immer so arg gut gefallen.“

„Hast auch wohl schon eins parat?“

„Ei ja! Hab' mal eins gelesen, das ich nimmer vergeß! Will mir mal der Humor ausgeben, so bet' ich's mir leis vor und gleich bin ich wieder lustig.“

„Da darfst du mir's schon verraten; denn bigott, ich könnt's brauchen,“ seufzte Sepp.

Sie trat mit den Blumen in der Hand dicht an den Zaun heran und dem Burschen fest und freundlich in die Augen sehend, sagte sie:

„An Gott nit verzag,
Glück kumbt all Tag.“

„Dumm's Geschwäh das,“ sagte er, trotzig den Kopf zurückwerfend, „weil's nit wahr ist.“

„Doch, Seppel, doch,“ mahnte sie eindringlich, „man muß nur recht auf den lieben Gott vertrauen.“

„Was nützt mir all mein Glauben und Vertrauen, Mädele, wenn du nit willst in den Heißmannshof kommen?“ gab er zurück. „Du allein kannst das Glück bringen, sell weißt! Hab's dir ja oft genug gesagt, und wie ich dich lieb habe und nur allein an dich denken thu Tag und Nacht!“ Als sie in traurigem Schweigen den Kopf senkte, fuhr er leidenschaftlich erregt fort: „Wie's bei uns hergeht, das ist schon nimmer zum Aushalten. Der Vater ist von jeher einer gewesen, der in den Keller schlupfte, wenn er wollt' lachen; seit er aber das Gebrechen hat, wird er immer unleidlicher. Und die Mutter gar — die Leute raten schier, wir sollten sie ins Narrenhaus thun.“

„Um Jesu willen!“ schrie Marie auf.

„So ist's,“ fuhr er fort, „und du allein, Mädele, könnt'st 's wenden. Es ist ja nur von deinem Vater her, daß alles so kommen ist, nur wegen dem hat sie sich hinterstimmt; wenn sie für sich selber so unheimlich hinschwätzt, hat sie's schon hundertmal verraten. — Der Vater hat den Segen vom Heißmannshof getragen, aber die Tochter könnt' ihn wieder bringen.“

Sie rang still die Hände.

„Oder ist's darum, daß du mir etwa nit gut wärst?“ forschte er.

„Nein, nein,“ rief sie. „Daß du's nur weißt, Sepp, immer bin ich dir hold gewesen, so lang ich denken kann, und keinem andern. Und deinem armen Mutterl thät' ich lebensgern eine Lieb' erweisen; ich dank' es ihr täglich in meinen Gedanken, daß sie um meinen Vater hat Trauer angelegt. Aber zwischen hier und dem Heißmannshof liegt ein großes schwarzes Wasser, da kann mir niemand nüberhelfen.“

„Neber's Wasser kann man eine Brucken schlagen, Mariele.“

„Das könnt' nur unser Herrgott selber thun, Sepp.“ Und sie neigte sich zu ihm hinüber und erzählte zum erstenmale von dem grauslichen Fluch des Vaters an seinem letzten Lebensmorgen.

„Marielle,“ rief er, „wegen dem hast du dich so verrannt? Wie kann denn der Kraft und Wirkung haben, der Fluch von so einem —“

Sie hielt ihm den Mund zu. „Red' nit weiter,“ bat sie, „er war mein Vater, und ich glaub' dran und kann nit darüber hinweg. Den Segen sollt' ich bringen in euer Haus und trüg' leicht doch nur den Fluch hinein.“

„Und darum soll die Wirtschaft zu Grund gehen,“ rief er, mit beiden Händen den Zaun rüttelnd, „und ich dazu, und du auch, wenn du nit lügst und mich wirklich thust gern haben? Das kann unser Herrgott nit wollen, Marielle, das nit!“

Sie schüttelte traurig den Kopf; da ließ er sie allein am Zaun stehen und rannte zürnend und haberdend dem Dorfe zu.

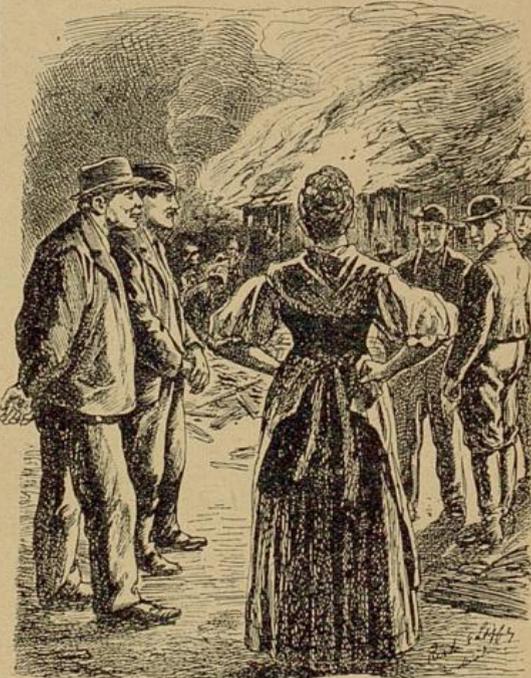
Ein wenig später fand ihn seine Mutter, wie er im finstern Brüten am Eschentisch der Wohnstube saß. „Mutter,“ fuhr er bei ihrem Eintreten auf, „nun ist's rein aus, nun können wir uns alle drei begraben lassen! 's Marielle kommt nimmer, da ist jede Hoffnung abgebrochen!“ Mit begierig vorgeneigtem Kopfe stand Lene und lauschte, als er das, was ihm Marie vorhin verraten, zwei-, dreimal wiederholte. „O so wollt' ich,“ schloß er, die geballte Faust auf den Tisch fallen lassend, „die ganze Bude thät' zusammenbrennen, daß kein Stein auf dem andern sollt' bleiben! Nachher müßten wir doch ein neues aufbauen, auf das die Vermünschung nimmer könnt' treffen!“ Wie ein greller Blitz zuckte es bei diesen Worten durch die Augen der Bäuerin; leise murmelnd und nickend verließ sie die Stube. Der nächste Tag war ein Sonntag. In den Morgenstunden bekam Marie Eberle Bottschaft von ihrer Gotte, die ein Stündchen von Gerstheim im nächsten Dorfe wohnte, sie, die Gotte habe arg lange Zeit nach ihrem Patenkinde, sei aber bettlägerig und das Marielle möcht' doch hinüberkommen. So machte das Mädel sich auf, und da mans immer und immer nicht wollt' fortlassen, war's bereits dunkel, als es sich endlich auf den Heimweg machen durfte. Der Tag war drückend schwül gewesen und auch der Abend hatte die erwünschte Abkühlung nicht gebracht. Im Gespräch mit der Gotte hatte Marie keine Zeit gehabt, der eigenen Sorge zu gedenken; jetzt fiel sie ihr wieder schwer genug aufs Herz. Wie der Sepp gestern abend so zornig und so traurig vor ihr gestanden, lag ihr im Sinn, und doch wollte sich ihr, soviel sie auch grübelte, kein Weg aus dieser Not zeigen. „An Gott nit verzag, Glück kumbt all Tag,“ sagte sie trostsuchend vor sich hin und hob den Blick zum dunkeln Himmel auf. Kein Sternlein lächelte ihr zu, nur in der Ferne wetterleuchtete es, ein nahendes Gewitter ankündigend. Der Wiesenpfad, den sie verfolgte, lief um das Dorf herum und dicht hinter dem Heißmannshof vorüber. Unwillkürlich verlangsamte sich ihr Schritt, denn es hielt sie förmlich hier fest, wie sie überhaupt, so lange sie zurückdenken konnte, gegen das Gefühl gekämpft hatte, als habe sie hier auf dem Heißmannshof ein gewisses Heimatsrecht. Da war das hintere Scheunenthor. Ihr Blick blieb daran haften, denn es schien ihr, als dränge ein matter Lichtschein aus dem mittleren Spalt desselben hervor. Wer mochte so spät dort noch zu schaffen haben? Ein schwaches geheimnisvolles Flüstern klang von innen heraus, aus welchem ihr eigener Name deutlicher vernehmbar war. Mit Gewalt zog es sie dorthin. Der Spalt zwischen den

Thorflügelu war weit genug, um den Einblick in die Scheuer zu ermöglichen. Drinnen in dem Gang zwischen den zu beiden Seiten aufgeschichteten Entvorräten ging eine Frau, welche eine Laterne in der Hand hielt, unruhig auf und nieder; es war Lene. Das Laternenthüchchen stand offen; die Flamme flackerte im Luftzuge hin und her. Unbekümmert darum, daß ein herausfliegendes Fünftchen das größte Unheil anzurichten imstande gewesen wäre, wandte Lene sich bald rechts bald links; bald hielt sie die Laterne hoch empor, bald berührte sie mit ihr den Boden, welcher mit trockenen Halmen ganz und gar bedeckt war. Und dabei bewegte sie unablässig die Lippen im leisen Gemurmel; das Haar hing ihr wirr in die Stirn und ihre Augen glänzten fiebrisch. Dicht an dem Thor, nur durch die Bretter von dem lauschenden Mädchen geschieden, hockte sie nieder und häufelte an dem dort liegenden Stroh herum, jetzt langte sie in die Laterne hinein und hob das darinsteckende Lichtstümpchen heraus. Da geschah von außen ein lauter Schlag dicht neben ihr: es war Marie, die sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, daß sie mit Gewalt die Fäuste gegen das Thor warf. Sie gedachte damit ein Unglück zu verhüten, statt dessen beschleunigte sie es nur. Erschreckt ließ Lene das Licht ins Stroh fallen — ein leises Knistern — eine kleine Rauchwolke, dann züngelte die Flamme empor. In die Hände klatschend, hockte die Bäuerin daneben. Da riß ein kräftiger Arm sie aufwärts und zurück — der Seppel war der Mutter nachgegangen und gottlob noch zur rechten Zeit gekommen. Er riß die Jacke von seinen Schultern herunter, erfaßte einige in der Nähe liegende Säcke, warf sie auf das Feuer und sich dann darüber; noch einige Funken stoben auf, er zertrat sie, dann herrschte tiefe Dunkelheit. „Mutter, Mutter,“ hörte Marie den Burschen mit angstvoll gepreßter Stimme flüstern, „was hast du thun wollen?“

„Seppel, mein armer Bub,“ klang es in der Finsternis zurück, „es war ja nur wegen deiner. In dies Haus hat das Mariele nit dürfen, wegen — du thust ja wissen — und hast es selbst gewünscht, daß es möcht' zusammenbrennen bis auf den letzten Stein, damit wir ein neues müßten aufbauen.“ Dann klangen Schritte nach dem Ausgang zu, gleich darauf war alles still.

An allen Gliedern zitternd, langte Marie auf ihrem Siebelstübchen an. Die Mutter und Anneli, welche unten ihr Quartier hatten, schliefen schon und sie mochte dieselben nicht stören. Die Luft war schwül und drückend; das Wetterleuchten kam näher und näher, dumpf grollender Donner ließ sich in rasch anwachsender Stärke vernehmen. Völlig angekleidet saß Marie auf ihrem Bette und hatte in der Erregung, in welcher sie sich befand, des nahenden Unwetters nicht acht. Was hatte sie eben mit ansehen müssen! Um ihretwillen hätte die arme gestörte Frau fast ein Verbrechen begangen, und dies konnte sich wiederholen, ohne daß eine rettende Hand

der Ausführung zuvorkam. „Lieber Gott,“ betete sie in ihrer Herzensangst kindlich, „lieber Gott, das kannst du doch nit haben wollen! Du kannst ja alles, thu doch ein Wunder in dieser Sach'. Ich möcht' ja so gern das Rechte thun, wenn ich's nur wüßt.“ Ein blendender Blitz, als ginge er dicht vor ihrem Fenster nieder, und das nachfolgende betäubende Knattern des Donners ließen sie auffahren. Auch unten im Haus wurde es lebendig; die Mutter rief die Treppe hinauf: „Mariele, daß du nur da bist! Jesses, das hat im Dorf eingeschlagen.“



Im weiten Halbkreis umtonten die Dorfeinwohner den Flammenherd.

Sie lief hinunter und öffnete die Hausthür; kein Regentropfen fiel vom Himmel. Vom Dorfe her ließ sich Unruhe vernehmen und jetzt deutlich der langgezogene schauerliche Feuerruf. Ja, es hatte eingeschlagen. Der Blitz war in das Wohnhaus des Heißmannshofes gefahren und es brannte in dieser Nacht nieder bis auf den Grund. Zum Glück waren die Bewohner desselben schon vorher wach und völlig angekleidet gewesen, so daß ihnen Zeit genug geblieben war, es rechtzeitig zu verlassen; hätte der Sturm nicht die Flammen nach jener Seite getrieben, wo das Haus frei lag, so hätten leicht Stallungen und die reichgefüllte Scheuer ergriffen werden können, die, gottlob, von dem wütenden Elemente verschont blieben.

Im weiten Halbkreis umstanden die Dorfeinwohner den Flammenherd; überall tönten Rufe des Bedauerns und des Jammers, nur diejenigen, die es am nächsten anging, die Heißmannsleute, schauten ruhig darein.

„Da möcht' man schier gleich auf böse Gedanken kommen,“ flüsterte einer der Umstehenden seinem Nachbar zu. „Ich mein', der Heitzmann thut heut zum erstenmale im Leben lachen.“ „Daß du dich nur nicht verschwäkest,“ mahnte der andere. „Hab' ich doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie der Blitz ins Dach gefahren und wie gleich danach die Flamme ist 'nausgeschlagen.“

Aber recht hatte der erste Sprecher doch: der Heitzmannsbauer hat in dieser Nacht gelacht. Als ihm kurz vorher der Seppel erzählte, wie und wobei er die Mutter betroffen und weshalb sie es hatte thun wollen, da hatte er nicht gelacht, sondern im finstern Zorn und Schmerz die Lippen fest zusammengebissen. Während die Flammen knisterten und das Dach prasselnd zusammenbrach, wandte er sich zu seiner Frau und ihr die Hand reichend, sagte er: „So ist's doch wohl Gott's Will' gewesen, daß das Haus, auf dem der Fluch thut liegen, vom Erdboden soll verschwinden.“

Ein Arm legte sich sanft um der Bäuerin Schulter und eine weiche Stimme bat: „Bleibt nit hier draußen stehen in der Nacht; vergönnt mir's, daß ich Euch darf heimführen in unser Häusle.“ Das Mariele war's, das so sprach, und die Lene folgte ihr gern. Der Seppel gar wollte einen Luchzer thun, aber er verkniff ihn sich noch zur rechten Zeit, zumal die rote Blut noch immer an den Resten von seines Vaters Haus leckte.

„Und Ihr kommt auch nach,“ wandte das Mädchel sich herzhast zu Vater und Sohn, „wenn's Euch recht ist, so eßt Ihr draußen bei uns die Morgensupp.“

Der Bauer nickte nur, aber er kam. Festen Schrittes trat er in das Walbläuserhaus, und als Marie ihm mit herzlichem „Grüß Gott!“ die Hand entgegenhielt, schlug er kräftig ein und hielt die junge, warme einen Augenblick fest. Seppel jedoch begnügte sich nicht mit der Hand, er faßte das Mädchel rundum, hob es von der Diele auf und rief: „Alleweil glaub' ich auch an dein Sprüchle, du!“

„Und so wollen wir denn in Gott's Namen wieder anfangen aufzubauen,“ sagte der Bauer, als er den Löffel weglegte, „aber nit für uns allein.“ Er sah fragend aufs Mariele.

„Ja freilich komm' ich und helf' schicken und richten, weil's doch wohl so sein soll,“ antwortete diese rasch darauf. „Das Annele ist nun auch brav groß geworden und kann der Mutter an die Hand gehen, und der Heitzmannshof ist doch auch nit aus der Welt, so daß ich kann nach dem Rechten schauen.“

Matthe und Lene saßen still dabei und die letztere schaute fast hell und klar aus den Augen.

„Und wenn 's Haus fertig ist, giebt's eine Hochzeit auf dem Hofe, gell, Mariele, gell, Seppel?“ neckte der Bauer schier schelmisch, wie ihn niemals jemand gesehen.

So ist's geworden, und in dem neuen Haus hat der Segen Gottes niemals gefehlt. Ueberrn Thürbalken aber hat das Mariele in schönen Buchstaben schreiben lassen:



Das siebente Gebot.

Der hochwürdige Bischof von Münster hatte sich leztlich auf die Reise gemacht, um allerorts in seinem Bistum das Sakrament der Firmung zu spenden. Zur Abwechslung besuchte er auch die Schulen und fragte die Buben und die Mädchel aus, die darauf wohl vorbereitet waren. So kam er eines Tages auch in einem kleinen Städtlein an ein Mädchen und das fragte er, ob es wohl die zehn Gebote wüßte. „Ei ja,“ war die Antwort, und alsbald begann sie die Gebote flott herzusagen. Die Lehrerin aber war außer sich, daß die Kleine so ganz darauf vergessen hatte, die förmliche Anrede an den hochwürdigen Herrn zu gebrauchen, die ihnen allen doch vorher sorgsam eingebleut worden. Mitten im Herzusagen — und gerade beim siebenten Gebote — traf die Kleine der böse, vorwurfsvolle Blick der Lehrerin, so daß sie ganz erschreckt war und es ihr herausfuhr: „Siebentes, du sollst nicht stehlen, bischöfliche Gnaden!“ — —

Eine Maus als Liebesanwalt.

Ländliche Humoreske von C. Spielmann.



Seine geschlagene dreißig Sommer schon zählte Frits Brede, der Freischulz vom Bredehof im gesegneten Obotritenlande. Acht volle Jahre auch bereits war er Selbst- und Alleinherrscher auf seinem Hofe, immer noch aber war er unverheiratet, immer noch wirtschaftete er mit der Mutter. Drang diese

in ihn, dem Hofe eine junge Hausfrau zuzuführen, was fast tagtäglich geschah, so lachte er und sagte: „Das hat ja noch Zeit, Mutter.“

„Der Freischulz Fritz Brede mache sich gar nichts aus den Mädchen, sei ein Weiberfeind!“ hieß es in der ganzen Nachbarschaft bei den Töchtern der Großbauern, von denen alle, deren Herz noch frei war, nach dem stattlichen und männlich schönen, freilich ein wenig ungelenkten, sehr wortkargen und sehr zurückhaltenden Manne schielten.

Ein Weiberfeind war nun am Ende der Freischulz nicht, wenigstens kein bewußter. Wichtig allerdings war, daß ein Mädchen bisher sein Herz noch nie höher klopfen gemacht, in dem Spiegel eines Mädchenauges sich ihm Welt und Himmel zugleich noch nicht aufgefangen hatten. Seine ganze Liebe gehörte seinem Hofe, sein alleiniges Sinnen, Denken und Trachten war seine Wirtschaft, und eine Musterwirtschaft konnte diese denn auch genannt werden. Wenn seine prächtigen Füllen in der Koppel ihn umringten, wenn er vor dem blauen Meer eines blühenden Flachsfeldes, dem wogenden eines Kornschlages stand, dann zitterte sein Herz in freudiger Bewegung und seine Augen leuchteten.

Es war so um den Martinstag herum. Mutter und Sohn saßen vor dem abendlichen Kaminfeuer und die Mutter wiederholte ihr tägliches A und D von dem Heiraten.

„Ueber kurzen werde ich ausspannen müssen,“ jagte sie, „und dann sitzest du da, allein mit dem großen Hauswesen.“

Der Gedanke, daß die Mutter einmal ausspannen könne, war dem Freischulzen bisher noch nie gekommen. Er erschrak deshalb auch nicht wenig und entgegnete befürzt und kleinlaut: „Du ausspannen, Mutter?! Aber das ist ja gar nicht möglich!“

„Sehr möglich, mein Sohn, sehr möglich und vielleicht sogar sehr bald möglich. Ich werde allgemach alt und die Last des Hauswesens bedarf jüngerer und kräftigerer Schultern, als die meinen sind. Darum ist eine junge Hausfrau nötig und darum mußt du jetzt ernstlich ans Heiraten denken. Ich will dir keine Vorschläge machen. Gott bewahre! Aber da ist Frieda Sivering vom Siveringshose in Vorheide. Ein schmales Mädchen und mit ihrem Bruder, dem Auerben des Hofes, allein. Eine große Aussteuer bringt sie ins Haus und einen hübschen Thaler Geld hat ihre Mutter für sie zusammengespart. Braucht der Bredehof das auch Gott sei Dank! grade nicht, so bringt's doch auch keinen Schaden. Daß du auf dem Siveringshose ein willkommener Freier sein wirst, das kann ich dir versichern. Ich habe dort so in verblümter Weise auf den Busch geklopft. Sprich nur einmal vor auf dem Siveringshose.“

Fritz Brede brummte ein „Hm!“

„Nun, so von ungefähr, so mal gelegentlich und nebenbei, meine ich, das verpflichtet ja zu nichts,“ erwiderte die Mutter auf das „Hm“.

„Ich werde mir die Sache überlegen, Mutter,“ sagte der Freischulz und ging in seine Schlafstube.

Und er überlegte. Heiraten mußte er, darin hatte die Mutter recht. Denn, spannte diese aus,

war ohne die leitende Hand, ohne das überall hinblickende Auge einer Hausfrau sein großes Hauswesen einem Schiffe gleich, das ohne Steuer auf wogender See dahintreibt. Herzklopfen hatte ihm die Frieda Sivering freilich ebenjowenig gemacht, wie irgend eine andere der Bauertöchter. Aber da sie alle äußeren Vorbedingungen einer standesgemäßen Heirat erfüllte, nun, so konnte man ja einmal hinüber horchen nach dem Siveringshose. Und so stand denn auch der Freischulz Fritz Brede dort eines Tages gegen die Mittagsstunde vor der Thür.

Am Martini herum ist die Zeit des Gänjeschlachtens. Wie überall in der Gegend dort auf den Bauernhöfen von diesen nutzbaren Großvögeln meistens so an die 60 bis 80 Stück gemästet werden, teils zum Einschlagen für den eigenen Haushalt, teils zum Verkauf, so auch auf dem Siveringshose. Die geschlachteten Gänse werden in gerupftem Zustande nach Gewicht verkauft, und Händler besuchen, um die fetten Gänse aufzukaufen, um diese Zeit täglich die Bauernhöfe.

Der Wagen eines solchen Händlers hielt gerade vor der Thür des Siveringshofes, als Fritz Brede dessen Hausdiel betrat. In der Küche, deren Thür nach der Diele zu halb offen stand, hörte er sprechen. Friedas Stimme: „Also im ganzen 197 Pfund, das Pfund zu 47 $\frac{1}{2}$ Pfennig, wie wir ausgehandelt haben, macht zusammen 91 Mark 59 Pfennig,“ sagte das Mädchen.

„Wird stimmen!“ bestätigte der Händler nach kurzem Sinnen und zählte eifrig und eilig das Geld auf den Küchentisch.

„Stimmt nicht!“ murmelte Fritz Brede halb laut vor sich hin. „Macht richtig gerechnet 93 Mark 57 $\frac{1}{2}$ Pfennig. Mithin um 1 Mark 98 $\frac{1}{2}$ Pfennig zum Schaden der Wirtschaft verrechnet. Hm! Hm! Brauchen ja nicht allzuviel gelernt zu haben in der Schule, die Frauen, aber ein kleines Wirtschaftsexempel im Kopfe richtig ausrechnen, das muß jede Hausfrau können, das kann man verlangen und von ihr erwarten.“ Daß Frieda Sivering es nicht konnte, wie er eben wahrgenommen hatte, berührte ihn wenig angenehm und machte seine Stimmung mißfärbig.

Mit wärmstem Willkommen wurde sein unerwartetes Erscheinen von der Familie begrüßt, als er in die Stube eingetreten war, und natürlich mußte er am Mittagsmahl teilnehmen. Unter unendlichen Entschuldigungen, daß man leider nur Schwarzsaure auftragen könne, da man ja eines so lieben Gastes Kommen auch im entferntesten nicht habe ahnen können, sonst hätte man ja ganz anders angerichtet, häufte die Hausfrau ländlicher Gastlichkeit gemäß dem Gaste den Teller voll und übervoll von dem Gerichte, das Schwarzsaure heißt und aus dem Blute der Gänse mit Backobst und Klößen bereitet und über allerlei Gänjeklein angerichtet wird. Es sieht ganz schwarz aus wie einst die schwarze Suppe der Spartaner, schmeckt aber jedenfalls besser als diese.

Der Gast wollte eben in die dunkelfarbigen Hügel

auf seinem Teller den Löffel einsetzten, als er aus der Spalte zwischen einem Kloss und einem Gänseherz ein kleines, dünnes Etwas hervorragend sah, das ihm nicht recht geheuer vorkam. Böser Ahnung voll, faßte er das unbekannte Etwas säuberlich mit Daumen und Zeigefinger, zog es hervor, hielt es hoch und sagte, indem er es wieder auf den Teller zurücklegte: „Eine Maus im Schwarzfauer! Gesegnete Mahlzeit!“ Dann griff er eilends nach Hut und Stock und ging davon.

Höchst vertrießlich und obendrein auch noch gehörig hungrig kam er nach Hause. Die Mutter saß mit Anna Monte in der Stube. Anna war die Tochter eines kleinen Häuschenmannes. Ihr Vater war demnach in der häuerlichen Standesgradmessung gegen den Freischulzen und die Großbauern so abständig, wie etwa ein kleiner Landjunkfer gegen einen Hohenlohe. Daß ihre Wiege auf der Lehmitte eines Häuschens gestanden, hatte aber nicht gehindert, Anna Monte zu einem frischen, bildsauberen und mit Mutterwitz reich begabten Mädchen aufwachsen zu lassen, das Herz und Mund auf dem rechten Fleck hatte, und bei aller Bescheidenheit, die es zierte, doch keinem die Antwort schuldig blieb. Die Arbeit ging Anna von der Hand, daß es eine wahre Lust war, und klug, einsichtig und verständig erwies sie sich in der Wirtschaft, in der, die Mutter des Freischulzen zu unterstützen, sie seit dem Herbst im Hause war.

Der Freischulz verlangte sein Vesperbrot. Flint und geräuschlos trug es ihm Anna auf und, da sie mit dem Scharfblick der Frauen herausfand, daß es mit dem Mittag wohl nicht besonders gewesen sei, opulenter und reichlicher, als sonst Gewohnheit war, was der Freischulze angenehm trotz seiner Verdrießlichkeit und Mißstimmung empfand, wenn er natürlich auch schweigend darüber hinweg ging.

„Nun, wie war's denn auf dem Siveringshose?“ fragte die Mutter.

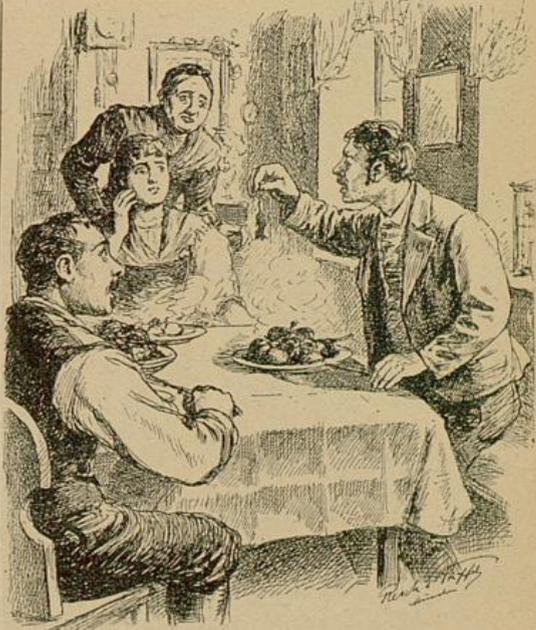
„Gar nichts war's,“ entgegnete der Freischulz übellaunig, „gar nichts war's, Mutter. Aber in dem Schwarzfauer, das es zu Mittag gab, war auf meinem Teller eine Maus.“

Erschreckt und bestürzt schwieg die Mutter. Nein! gar nichts war es danach allerdings mit der Frieda Sivering und der Heirat. Darin kannte sie ihren Sohn. Hell hinaus aber lachte Anna Monte vor Ergötzen über den drolligen Zwischenfall, so hell hinaus und so lustig lachte sie, daß der Freischulz ärgertlich sagte: „Was lachst du? Die Sache ist doch am Ende gar nicht so lustig?“

„Die Sache nicht lustig?“ erwiderte Anna. „Nun, eine lustigere Geschichte, meine ich, kann es doch gar nicht geben. Der Freischulz Friß Brede vom Bredehof geht auf die Brautschau und die Freite auf den Siveringshof. Herzklopfen macht ihm das nicht. Im Schwarzfauer auf seinem Teller findet er zwischen Klößen, Backobst und Gänseherzen eine Maus und aus der Freite wird nichts. Herzklopfen und Herzenstrauer macht ihm das wieder nicht. Wenn die Geschichte nicht lustig ist, dann giebt's überhaupt

keine lustigen Geschichten mehr in der Welt! War denn die Maus noch lebendig?“

Dem Freischulz stieg das Blut zwar ein wenig ins Gesicht. Schweigend aber ging er hinaus. Wirklich und wahrhaftig ganz reell ärgerte er sich über das ausgelassene, spottlustige Ding, die Anna Monte. Merkwürdig indessen war's doch, daß der Ärger die Wahrnehmung, wie hübsch und nett die Anna doch aussehe, die er, noch merkwürdiger! heute und jetzt zum erstenmal machte, nicht zurückdrängen



„Eine Maus im Schwarzfauer! Gesegnete Mahlzeit!“

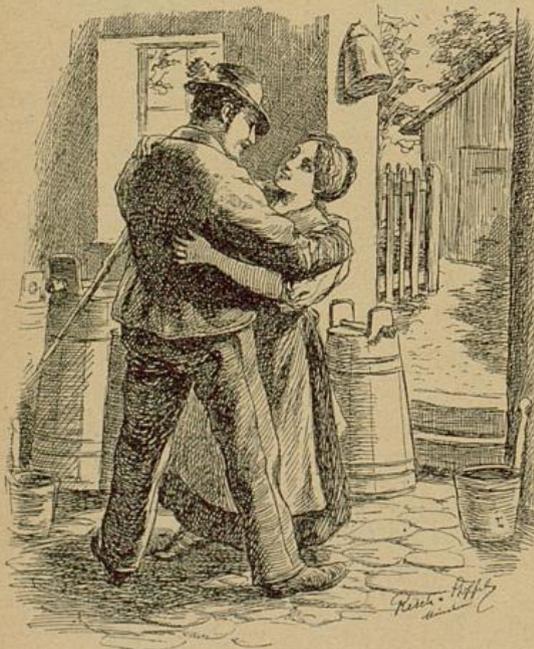
konnte. Gar nicht besonders auch schlief der Freischulz diese Nacht, was ihm sonst nicht passierte. Er träumte sogar wirres Zeug. Gänseherzen, Klöße, Backbirnen, 1 Mark 98½ Pfennig und eine Maus tanzten auf seiner Bettdecke ein beängstigendes Ballett, trampelten auf seiner Brust herum, daß ihm schier der Atem stockte und er keuchen und stöhnen mußte. Da kam Anna Monte, strich lachend mit der Hand die Tänzer von der Bettdecke, und ruhig schlief er jetzt weiter; fest und traumlos, wie er sonst gewohnt war. Als er am nächsten Morgen gewohntermaßen seinen Hof revidierte, kam er auch an der Milchammer vorüber. Es war das das Ressort seiner Mutter, jetzt insbesondere das Anna Montes, und er kümmerte sich sonst nicht darum. Heute aber blieb er am Fenster stehen und lugte hinein. Grade war Anna dabei, dem Mädchen, das jede Woche zweimal die Butter in die Stadt zum Verkaufe dort fuhr, die Pfunde in die weißschimmernden Büten zu legen und ihm zuzuzählen.

„Fertig!“ sagte Anna. „87 Pfund! Und 1 Mark 15 Pfennig mußt du heute bringen. Sind hübsch

angestiegen die Butterpreise wieder einmal, und um die Butter vom Bredehof reifen sie sich ja in der Stadt. Just 100 Mark 5 Pfennig hast du abzuliefern. Sieh gut acht und verrechne dich nicht, wenn du herausgeben mußt.“

„Stimmt! Stimmt auf den Pfennig! Wie dem Mädchen das so von der Hand geht! Spielt nur so! Und was für einen kräftigen, schönen und runden Arm sie hat!“ murmelte am Fenster der Freischulz und trat dann in die Kammer selbst ein, wo Anna jetzt die Milch abrahmte.

„Guten Morgen, Anna!“ grüßte der Freischulz und empfing seinen Gruß zurück. Dann schwieg er und betrachtete seinen Stock so aufmerksam, als sei die altgediente Weinrebe eine ganz besondere Merkwürdigkeit. „Wohl ein ganz neuer Stock, Herr Freischulz, daß Sie ihn so aufmerksam betrachten? Und grade in der Milchkammer, wo Sie sonst nie sich blicken lassen. Vielleicht wollten Sie einmal nachsehen, ob in der Sahne auch eine Maus sei? Ich fürchte, Sie finden keine!“ unterbrach Anna nach einiger Zeit munter und lachend das Schweigen.



„So!“ sagte er, „so, jetzt mußt du mich heiraten.“

Wieder ärgerte sich der Freischulz über den Spott des Mädchens, drehte sich kurz um und ging hinaus. Beim Mittagmahl sprach er kein Wort. War die Mutter auch einiger Wortkargheit an ihrem Sohne gewohnt, fiel ihr doch sein gänzlichliches Schweigen heute auf, zumal er in die Graupen und Pflaumen, die es gab, den Löffel verkehrt einsenkte, wie man sagt, wenn einer nicht weiß, soll er essen oder nicht. Sie fragte deshalb: „Fehlt dir etwas, Fritz? Du sprichst nicht und ist auch nicht.“

„Nein!“ antwortete der Freischulz kurz.

„Essen Sie doch, Herr Freischulz,“ meinte Anna Monte lachend. „Ist doch Ihr Leibgericht sonst, und heute ist sogar Zitronenschale dran. Unser Kaufmann hat dem Bredehof ein halb Dutzend als freiwilliges Geschenk gespendet, da kann das ja schon geleistet werden. Und“ — das Mädchen rührte mit dem Suppenlöffel in der Terrine herum unter einem reizenden Schelmnlächeln — „wahrhaftig! Sie können dessen sicher sein, Herr Freischulz, eine Maus — nein! eine Maus ist auch nicht in der Suppe.“

Jetzt aber stieg der Aerger über das Mädchen dem Freischulz doch bis ins Herz. Er legte den Löffel hin und lief hinaus. Mit fragendem Staunen sah die Mutter Anna Monte an. Die aber zuckte lächelnd die Achsel und sagte: „Ja, ich verstehe auch nichts!“

Eine ganze Woche lang ging der Freischulz mürrisch und brummend in Hause und auf dem Hofe herum, sprach auch bei den Mahlzeiten keine Silbe. Dann eines Morgens kam er wieder zu Anna Monte in die Milchkammer, sagte: „Guten Morgen!“ und betrachtete danach eifrig und aufmerksam seinen Stock. Anna ließ ihn ruhig gewähren, nachdem sie seinen Gruß zurückgegeben.

„Weißt du was, Anna Monte?“ hob er endlich an, gleich wieder aber stockte seine Rede.

„Gewiß weiß ich was, Herr Freischulz!“ meinte schelmisch Anna, indem sie that, als beantworte sie nur seine Frage, „sogar sehr viel weiß ich! Zum Beispiel, daß die Frieda Sivering darum nicht Frau Freischulz Brede auf dem Bredehof wurde, weil in ihrem Schwarzfauer — —“

„Eine Maus war! Ich weiß es, du sagst es mir ja alle Tage, um mich zu ärgern und zu verspotten. Das aber ist zum Teufelholen und ich werde dem Ding ein Ende machen!“ fiel ihr jetzt aber der Freischulz energisch in das Wort, und ehe sie dessen nur sich versah, hatte er sie mit starken Armen umfaßt und preßte heiße, glühende Küsse auf ihre Lippen. „So,“ sagte er, als er sie losließ, „so, jetzt mußt du mich heiraten, Anna Monte, denn du hast dich von mir küssen lassen — —“

Und wieder lachte munter Anna Monte, aber unter Thränen, und ihren Kopf barg sie an der Brust Fritz Bredes. Dem unwiderstehlichen Zuge ihrer Schelmennatur trotz aller Liebeseligkeit doch aber folgend, flüsterte sie: „Um die Maus im Schwarzfauer die Häuslertochter Anna Monte die Frau des Freischulzen vom Bredehof!“

Und auch Fritz Brede lachte munter und antwortete: „Ja, du ganz abscheulicher, lieber, süßer Schelm, du! Ja, um die Maus im Schwarzfauer die Häuslertochter Anna Monte die Frau des Freischulzen vom Bredehof! Wie auch hätte er sonst sie sich gewonnen, ohne — —“

„Die Maus im Schwarzfauer, du herziger Mann, du!“

Messen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften für 1902.

A für Auzungen: K heißt Krammarkt. — R (oder Rb oder P) heißt Rofs (oder Pferde)Markt. — V heißt Viehmarkt. — W heißt Wams und Viehmarkt. — R P heißt Kram- und Ferkelmarkt. — W P heißt Vieh- und Ferkelmarkt. — R P V heißt Kram-, Vieh- und Ferkelmarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — W heißt Wollmarkt. — F heißt Federmarkt. — H heißt Hachmarkt. — Suf heißt Sannmarkt, u. s. w.

Adel (N. Engen) R P V 20 März, 26 Mai, 17 Juli, 28 Aug., 2 Okt., 1 (a. Suf), 22 Dez.
 Aalen (Württ.) R 3 febr., 1 Mai, 25 Juli, 29 Sept., 11 Nov., Schf 4 Juli, 2 Sept.
 Achem K 1 April, 20 Mai (je 2).
 Acksheim K 3 febr., 4 März, 8 April, 8 Sept., 4 Nov., Schw 7 Jan., 3 febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
 Agloferhausen K 22 Sept.
 Albersweiler K 7 Sept. (3).
 Altsheim K 21 Sept. (2).
 Altkorf (Württ.) R P V 4 März, 25 Juli, 30 Sept., 21 Mai.
 Altrichbach (Württ.) R P V 25 März, 19 Mai, 20 Okt., K Ronn 22 Dez.
 Altsheim K 7 Sept.
 Altsch K 19 Mai, 25 Aug. (2), 16 Nov., Preis- ausw. u. Handelsm 3 Juli, Handelsk 10 Sept.
 Altschlag W 6 März, 1 Mai, 7 Aug., 15 Sept., 16 Okt., 24 Nov.
 Altschlag K 9 März, 13 Juli, 5 Okt.
 Altschlag (Württ.) R V 18 März, 22 Mai (agl. Zuschv), 29 Juli, 9 Sept. (agl. Zuschv), R P V 25 Nov., 15 Jan., 19 febr., 8 Okt., 17 Dez.
 Altschlag K 20 Mai, 10 Okt.
 Altschlag (Hess.) K 10 febr., 15 Sept., 10 Nov. (je 2), P 26 febr., 28 Mai, 24 Sept., 26 Nov., V Schw 8 Jan., 12 febr., 12 März, 9 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
 Amweiler K 9 febr., 29 Juni, 24 Aug., 30 Nov.
 Appenweiler K Schw 17 März, 3 Nov.
 Aßberg (Württ.) K R 25 Juli, Holz 24 Juli.
 Aßmannshausen K 27 Jan., 14 Juli, 6 Okt.
 Auggen K 22 Sept. (2).
 Augsburg (Schwaben) K 6 April, 5 Okt. (je 8), B 9 Juni (4), Schf 21 März, 25 Juli, 19 Aug., 17 Sept., 28 Okt.
 Aulendorf (Württ.) K 1 Mai, 4 Dez., K B 9 Okt., 13 Nov.
 Badnang (Württ.) R P V Holz 18 März, 20 Mai, 16 Sept., 16 Dez., Federm. 4 März, 25 Juli, 21 Jan., 18 febr., 15 April, 17 Juni, 15 Juli, 19 Aug., 21 Okt., 18 Nov.
 Baden K (m. Hans u. Federm. am 1. Tag) 11 März, 11 Nov. (je 3).
 Balingen (Württ.) R V 4 febr., 1 April, 20 Mai, 29 Juli, 23 Sept., 23 Dez. R P V 4 Nov., B 7 Jan., 12 März, 17 Juni, 18 Aug., 14 Okt.
 Ballenberg K Schw 17 März, 2 Juli, 29 Sept.
 Bartenstein (Württ.) K 31 März, 30 Juni, 22 Sept., 8 15 Okt.
 Basel (Schweiz) Messe 27 Okt. (15), K 27 febr., 22 Mai, 18 Sept., 18 Dez. (je 2).
 Becherbach K 7 Sept.
 Beerfelden (Hess.) K 29 April, 8 Juli, K B Schw 6 Okt., V Schw 24 febr., 24 März, 21 April, 26 Mai, 7 Juli, 11 Aug., 8 Sept., 9 13, 27 Jan., 10 febr., 10 März, 7 April, 5 Mai, 9, 23 Juni, 21 Juli, 4, 25 Aug., 22 Sept., 20 Okt., 3, 17 Nov., 1, 15, 29 Dez.
 Beilstein (D. N. Markb., Württ.) K B 31 März, 10 Juni, 28 Nov., Holz 26 März, 10 Juni.
 Beilstein K 2 März, 12 Okt. (je 3).
 Benzingen (Sigm.) B 4 März, 7 Okt.
 Bergbäulen K 27 April.
 Bergsbarn K 16 März, 10 Aug., 9 Nov. (je 2).
 Besigheim (Württ.) R V 24 febr., 30 Juni, 25 Aug., 28 Okt., Holz 24 febr., 28 Juli, 25 Aug.
 Beutelsbach (Württ.) R P V 20 März, 30 Okt., V Holz 6 febr., 5 Juni.
 Biberach (Württ.) R P V 12 febr., 21 Mai, 1 Okt., 12 Nov., P 21 febr., 20 März, 19 Juni, 20 Nov., Farr. 14 Mai.
 Biedenheim R P V 1 April, 19 Aug., 9 Sept.
 Bietigheim (Württ.) R P V Holz (je tags zuvor Holz) 6 März, 5 Juni, 4 Dez., R P V 6 febr., 3 April, 7 Aug., 2 Okt., B 2 Jan., 1 Mai, 3 Juli, 4 Sept., 6 Nov., Schf 2 Sept., 4 Nov., 2 Dez.
 Bittigheim (Baden) K 12 Mai, 27 Okt.
 Bittigheim (Pfalz) K 15 Juni (2), 19 Okt. (3).
 Bingen (Sigm.) R B 11 März, 12 Mai, 8 Juli, 16 Sept., 5 Nov.
 Birkendorf K Schw 21 Okt.
 Bisingen (Sigm.) R B 20 März, 10 Juli, 23 Okt.
 Blaubeuren (Württ.) R B 10 März, 1 Mai, 9

Juni, 13 Okt., 17 Nov., 15 Dez., B 3 febr., 14 April, 14 Juli, 1 Sept.
 Blaufelden (Württ.) K 19 Mai (2), B 17 febr., 18 März, 20 Mai, 15 Juli, 16 Sept., 3 Nov.
 Briesfelde K 3 März, 3 Mai, 1 Sept., 10 Nov., B Schw 4 febr., 1 Apr., 20 Mai, 1 Juli, 2 Sept. 10 Nov.
 Blumberg B 8 Jan., 12 febr., 12 März, 16 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 17 Dez.
 Böblingen (Württ.) R B 6 febr., 1 April, 17 Juli, 23 Okt., V Schw 28 Aug., 18 Dez.
 Bödingheim K 12 Mai, 22 Dez.
 Bonndorf R B 3 Mai, 24 Juli, 6 Nov., B 6 febr., 6 März, 3 April, 5 Juni, 14 Aug., 4 Sept. (a. Farrer), 9 Okt., 4 Dez.
 Bönningheim (Württ.) R V (je tags zuvor Holz) 25 März, 11 Sept., R P Hans 27 Nov.
 Bopfingen (Württ.) K (Pfmesse) 13 Juli (2), K B 24 febr., 23 April, 13 Okt., B 14 Juli.
 Boienbach K 31 Aug.
 Borsberg K 12 März, 5 Mai, 17 Nov., B 16 Jan., 20 febr., 20 März, 17 Apr., 15 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 18 Sept., 9 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
 Brudenheim (Württ.) R B 1 Mai, 1 Sept. (je 2), R B 11 Nov., Holz 30 April, 30 Aug.
 Bräunlingen R B Schw 24 febr., 5 Mai, 22 Juli, 23 Okt., 26 Nov., B 9 Jan., 13 März, 10 April, 16 Juni, 11 Sept., 11 Dez.
 Breisach R B 11 März, 22 Aug., 28 Okt., B 3 Jan., 7 febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Breitenbach K 11 Mai, 28 Sept., B 12 Mai, 20 Sept.
 Bretten K 26 febr., 23 April, 13 Aug., 6 Nov., R P 13 Jan., 10 febr., 10 März, 14 April, 12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 10 Sept., 13 Okt., 10 Nov., 9 Dez.
 Bruchsal K B P Holzschlittretterm 12 März, 27 Mai, 26 Aug., 18 Nov. (je 2), B 22 Jan., 19 febr., 26 März, 9 Apr., 21 Mai, 18 Juni, 23 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 8 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
 Buchau (Württ.) K 25 febr., 29 April, 29 Juli, 21 Okt., B 3 Juni, 2 Dez.
 Buchen K 1 Mai, 25 Juli, 21 Sept. (3), 11 Nov., Farrer 25 Aug., Schw 20 Jan., 17 febr., 17 März, 19 April, 20 Mai, 16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 20 Okt., 17 Nov., 15 Dez.
 Bühl K m. B am 2. Tag 24 febr., 12 Mai, 11 Aug., 10 Nov. (je 2), V 13 Jan., 10 März, 14 April, 9 Juni, 14 Juli, 9 Sept., 13 Okt., 9 Dez.
 Bühlertshausen (Württ.) K (je tags zuvor B) 1 Mai, 20 Okt., R B 7 Jan., 24 Juni, 8 5 Mai.
 Bundenhof K 8 Juni, 9 Nov.
 Bürgel (Hessen) K 20 Mai, 22 Sept.
 Burtheim K 20 febr., 11 Nov.
 Burschingen (Sigm.) R B 16 Juni, 15 Juli, 16 Okt., 15 Dez., B 22 März.
 Busenberg K 9 febr., 11 Mai, 14 Sept.
 Calw (Württ.) R P V Schw (je 2 T.) 12 März, 14 Mai, 9 Juli, 8 Okt., 10 Dez., V Schw 8 Jan., 12 febr., 9 April, 11 Juni, 13 Aug., 10 Sept., 12 Nov.
 Cannstatt R P V Holz 2 febr., 3 Mai, R P V 11 Nov., R P V Schf Farrer 27 Sept. (Volksfest).
 Colmar L. G. Messe 13 Juli (22), Ghrstfm 23 Dez.
 Crailsheim (Württ.) Muswienm. 21 Mai (3), K 11 Nov., 22 Dez., Schf 17 Sept., 22 Okt., B 7 Jan., 4 febr., 4 März, 1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
 Gerglingen (Württ.) K 11 febr., 31 März, 19 Mai, 30 Juni, 22 Sept., 11 Nov., B 12 febr., 25 März, Schw jeb. Mittwoch.
 Dahn K 16 März, 4 Mai, 17 Aug. (2), 16 Nov. (2), Schw 6 Jan., 3 März, 2 Juni, 7 Juli, 1 Sept., 3 Nov., 1 Dez., V Schw 17 febr., 1 April, 20 Mai, 25 Aug., 6 Okt.
 Dallau K 1 Juli, 27 Okt.
 Darmstadt (Hessen) Messen 22 April, 23 Sept. (je 8), R 12 Mai, 6 Okt. (je 3), B 7, 21 Jan., 4, 18 febr., 4, 18 März, 1, 15 April, 6, 20 Mai, 3, 17 Juni, 1, 15, 29 Juli, 19 Aug., 2, 16, 30 Sept., 14, 28 Okt., 11, 25 Nov., 9, 23 Dez.
 Daubenzell K 19 Mai
 Deidesheim K 23 Nov. (3).
 Dertingen (Wab.) K 1 Mai, 12 Aug., 28 Okt.
 Dertingen (Wb.) K 4 febr., 31 März, 2 Sept., 17 Nov.
 Dertingen b. Heidenheim (Württ.) R B 20 Okt.

Dettingen (Sigm.) V Schw 16 Jan., 3 April, 17 Juli, 2 Okt.
 Diemeringen (Hess.) K 29 Juni, 27 Okt., 21 Dez.
 Dietschweiler Wöden u. B 12 Aug.
 Diez (Hess.-Raff.) R B 21 Jan., 18 febr., 18 März, 9 Dez., B 17 Juni, 8 April, 24 Juni, 5 Aug., 23 Sept., 21 Okt.
 Dittmstein K 14 Sept.
 Dittigheim K 1 April, 24 Juni, 11 Aug.
 Ditzingen (Württ.) R B 17 Juli, R P V 13 März, B 4 Sept.
 Donaueschingen R V Schw 24 April (a. Samenm.), 24 Juni, 29 Sept., 11 Nov., V Schw 29 Jan., 26 febr., 26 März, 9 April, 28 Mai, 30 Juli, 27 Aug., 29 Okt., 10, 31 Dez., P 12 März, Kreisfarrern 5 April, 26 Aug.
 Dornhan (Württ.) R B 6 febr., 1 April, 12 Juni, 21 Juli, 9 Okt.
 Dornstetten (Württ.) R B 31 März, 26 Aug., 4 Nov., B 24 febr., 8 Juli, 23 Sept.
 Dörzbach (Württ.) K 3 febr., 1 Mai, 22 Sept., 22 Dez., P 6 März, V Schw 10 febr., 10 März, 12 Mai, 9 Juni, 7 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 3 Nov.
 Dürheim K 19 Mai (2), 24 Aug. (2), 28 Sept. (3).
 Durlach K 4 März, 12 Aug., 28 Okt., 10 Dez., B 30 Jan., 24 febr., 24 März (a. Farrernm. mit Kreisfert), 1, 26 Mai, 23 Juni, 25 Juli, 25 Aug., 22 Sept., 27 Okt., 24 Nov., 22 Dez.
 Durrmeim K 1. Bidekeim.
 Dürrenm.-Mühlacker (Wb.) R B 27 febr., 24 April, 27 Nov., B 30 Jan., 27 März, 28 Mai, 26 Juni, 31 Juli, 28 Sept., 25 Sept., 30 Okt., 24 Dez.
 Eberbach K 17 März, 12 Mai, 28 Aug. (a. Schw), 27 Nov. (a. Hans Schw), Schw 30 Jan., 13, 27 febr., 13, 20 März, 10, 21 April, 1, 22 Mai, 26 Juni, 31 Juli, 11, 25 Sept., 9, 30 Okt., 13 Nov., 18 Dez.
 Eberbach, D.-K. Schpp. (Wb.) R P V 30 Jan., 12 Juni, 25 Sept., B 2 Jan., B 17 April, 4 Dez.
 Ebingen (Württ.) R B 18 März, 27 Mai, 22 Juni, 9 Okt., 18 Dez., B 6 febr., 17 April, 4 Sept.
 Eckenlofen K 16 März, 17 Aug. (je 3).
 Ebesheim K 21 Sept. (3).
 Ebingen a. d. Don. (Württ.) R B 14 Jan., 1 April, 20 Mai, 16 Sept., 4 Nov., 2 Dez., Schf B 28 Juni, Schf 1 Aug., 15 Sept., 20 Okt., B 7 Jan., 4 febr., 4 März, 1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
 Ehningen i. Gau (Württ.) R B 16 Jan., 19 Mai, 9 Okt.
 Ehrenstetten K 11 Aug.
 Eichsteden K R B 6 Mai, 16 Sept.
 Eichsteden K 19 Mai, 20 Okt., 24 Nov. (2), (a. Wob).
 Eigeltingen R P V Schw 6 febr., 22 Mai, 21 Okt., 27 Nov.
 Elmendingen K 13 febr., 27 Okt.
 Elmungen (Württ.) R P V (alte Markt) 13 Jan. (3 T., am 1. u. 2. T. P., am 3. T. R.), R B 18 febr., 18 März, 20 Mai, 17 Juni, 19 Aug., 21 Okt., P 17 März, B 16 April (3), Schf 10 Aug., 22 Okt., B 15 April, 15 Juli, 16 Sept., 18 Nov., 16 Dez.
 Elsenz K 20 Okt.
 Emmendingen R V Schw 25 febr., 13 Mai, 4 Nov., 9 Dez., V Schw 2 Jan., 6 febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 1 Okt., 4 Dez., Schw 17 Jan., 21 März, 18 April, 20 Juni, 18 Juli, 15 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez.
 Empfingen (Sigm.) R B 13 März, 10 Juli, 25 Sept., 4 Dez.
 Endingen K (mit Bnt am 1. Tag) 25 febr., 26 Aug., 18 Nov. (je 2).
 Engen R B 27 febr., 1 Mai, 7 Juli, 1 Sept., 13 Okt., 17 Nov., B 13, 20 febr., 24 März, 10 Juni, 4 Aug., 27 Dez., Holz 19 Sept., Farr 20 Sept.
 Engingen a. d. Galm (Württ.) R B 25 März, 29 Juli, 19 Dez.
 Entenbach K 29 Juni.
 Espenbach K 28 April, 10 Nov.
 Eppingen K 10 März, 14 Mai, 25 Aug., 27 Okt., B 7 Jan., 3 März, 5 Mai, 7 Juli, 1 Sept., 3 Nov.
 Erbach (Hess.) K 2 Jan., 24 Juni, 20 Juli (2), Wollsch., jeb. Guld. Markt 27 Juli, Raaf. 25 Aug.
 Erlenbach K 21 Sept.
 Erzingen R B 10 febr., 1 Sept., 25 Nov. (Baden)

Eßlingen (Württ.) KB 31 März, 22 Dez.
Eßlingen (Württ.) KB 13 Mai, 25 Juli, KB Hf. Hf
1 Dez., Hf. Hf. 6 Sept.
Eßlingen KB B. Schw. 5 Febr., 21 Mai, 27 Aug.,
12 Nov., B. Schw. 15 Jan., 18 März, 17 Dez.,
18 Juni, 16 Juli, 17 Sept., 15 Okt., 17 Dez.,
Schw. 8 Jan., 26 Febr., 5 März, 2 April, 7
Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt.,
5 Nov., 3 Dez., Harren u. Zucht 26 April, 6 Sept.
Eßlingenmünster KB 1 Mai, 22 Sept.
Eßlingen KB 25 Febr., 21 Aug., K. Danff. 11 Nov.,
16 Dez., B. Schw. 20 Jan., 17 Febr., 17 März, 21
April, 20 Mai, 16, 30 Juni, 21 Juli, 18 Aug.,
15, 29 Sept., 20 Okt., 17 Nov., 15, 29 Dez.
Eßlingen KB 3 Febr., 1 April (a. Schw.), 25 Aug.
(a. Schw.), Schw. 27 Jan., 24 Febr., 28 April,
26 Mai, 30 Juni, 28 Juli, 29 Sept., 27 Okt.,
24 Nov., 29 Dez.
Eßlingen KB 5 Okt. (2).
Eßlingen (Württ.) KB 18 Febr., 20 Mai, 8
Juli, 16 Sept., B. 18 März, 4 Nov.
Eßlingen KB 10 Aug.
Eßlingen (H. Emmend.) Febr. 27 Okt.
Eßlingen KB 16 März, 29 Juni, 30 Nov. (se. 3).
Eßlingen a. M. (Hess.-Rass.) Messe 19 März,
27 Aug. (se. 21), B. 14 April, 22 Sept. (se. 3),
Eßlingen 1 April, 8 Sept. (se. 5)
Eßlingen Messe 19 April, 18 Okt. (se. 10), B. 9
23 Jan., 13, 27 Febr., 13, 26 März, 10, 24
April, 7, 22 Mai, 10, 26 Juni, 10, 24 Juli, 14,
28 Aug., 11, 25 Sept., 9, 21 Okt., 13, 27 Nov.,
11, 23 Dez.
Eßlingen KB 14 Sept. (3).
Eßlingen KB 9 März, 8 Juli, 21 Sept., 17 Nov.,
Schw. 8 Febr., 8 März, 12 April.
Eßlingen (Württ.) KB 4 Febr., 1 Mai, 25
Juli, 29 Sept.
Eßlingen (Württ.) KB 3 Mai, 15 Sept.,
26 Nov., B. 18 Febr.
Eßlingen KB 6 Mai, 28 Okt. (se. 2).
Eßlingen (Württ.) KB 24 Febr., 19 Mai,
Jura 18 Juni, 4 Dez., KB 14 Mai, 3 Sept.,
Voggenau KB 23 Sept.
Eßlingen (Sigm.) KB 20 März, 10 Juni,
25 Aug., 28 Okt., B. 18 April, 15 Okt.
Eßlingen KB 22 Juni, 26 Okt. (se. 2).
Eßlingen (Württ.) KB 21 April, 11 Aug., 29
Sept., B. 20 Jan., 17 Febr., 17 März, 21 April,
19 Mai, 16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 15 Sept.,
20 Okt., 17 Nov., 15 Dez.
Eßlingen KB 20 Juli.
Eßlingen KB 31 Aug. (2).
Eßlingen KB Schw. 11 März, 13 Mai, 29 Juli,
4 Nov., B. Schw. 4 Febr., 6 Mai, 16 Sept., 9 Dez.,
Eßlingen Stadt (Württ.) KB 28 Okt., KB 25
25 März, 24 Juni.
Eßlingen KB 8 Juli.
Eßlingen KB 17 April, K. mit Hf. u. Kraut. am
1. Tag 5 Nov. (2).
Eßlingen (H. Billingen) KB B. Hf. 18
März, 6 Mai, 24 Juni, 26 Aug., 20 Okt.
Eßlingen (Württ.) KB 31 März, 30 Juni, 22
Sept., 22 Dez., B. 11 Febr., 9 Sept.
Eßlingen KB 19 Mai, 7 Sept. (se. 2).
Eßlingen KB 17 März, 12 Mai, 18 Aug., 22 Dez.,
B. 4 Febr., 6 Mai, 2 Sept., 2 Dez.
Eßlingen KB Schw. 4 März, 3 Juni, B. 2 Sept.,
Schw. 7, 20 Jan., 4, 17 Febr., 17 März, 1, 21
April, 6, 20 Mai, 16 Juni, 1, 21 Juli, 5, 18
Aug., 15 Sept., 7, 20 Okt., 4, 17 Nov., 2, 15 Dez.
Eßlingen a. d. Brenz (Württ.) KB 24 Febr., 1 Mai,
24 Juni, 28 Okt., B. 7 Jan., 4 Febr., 4 März,
1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2
Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Eßlingen KB 17 Aug. (3).
Eßlingen (Gm. Gesshond) B. 5 Aug.
Eßlingen KB Schw. 4 Nov., Schw. 5 Mai,
Gmünd (Württ.) KB 12 März, 20 Okt. (se. 3), B.
14 Mai, B. 7 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April,
13 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 21
Okt., 17 Nov., 1 Dez.
Eßlingen KB 17 März, 1 Juli, 25 Nov. (a. Hf.) (se. 2).
Eßlingen KB 4 Mai, 19 Okt. (se. 2).
Eßlingen (Württ.) KB Schw. 1 Mai, 25 Aug.,
11 Nov., B. Schw. 21 Jan., 17 Febr., 18 März,
15 April, 17 Juni, 8 Juli, 16 Sept., 13 Okt.,
16 Dez., Schw. 25 März, 14 Aug., 25 Sept., 12
Nov., B. 1 Okt. (3).
Eßlingen KB 24 April, 18 Juni, 1 Sept., 11 Nov.,
B. 6 März, 12 Mai, 14 Juli, 11 Aug.
Eßlingen KB 20 Okt.
Eßlingen KB 4 März, 2 Dez. (se. 2).
Eßlingen KB 24 Juni (2).

Eßlingen KB 3 März, 9 Juni, 11 Aug., 28 Okt.
29 Dez., B. 12 Mai, 1 Juli, 4 Sept.
Eßlingen KB 13 Mai, 20 Okt.
Eßlingen (D. H. Gall, Württ.) B. 13 März
18 Mai, 11 Dez.
Eßlingen KB 21 Sept.
Eßlingen KB 10 März, 25 Aug., 1 Dez.
Eßlingen (Württ.) KB 22 April, 6, 30
Sept., 2 Dez., B. 14 Juli.
Eßlingen (Sigm.) KB 14 Juli, 27 Okt.
Eßlingen KB 20 Jan., 11 März, 12 Mai, 1 Sept.,
28 Okt., Jungf. 8 Jan., 12 Febr., 12 März,
9 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug.,
10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Eßlingen KB 16 Febr., 27 Juli, 26 Okt., 7 Dez. (se. 2).
Eßlingen (Sigm.) B. 18 März, 26 Aug.
Eßlingen (D. H. Gall, Württ.) KB 13 März,
9 Mai, 10 Juli, 11 Sept., KB Schw. 9 Okt.,
13 Nov., 11 Dez., B. 9 Jan., 6 Febr., 10 April,
12 Juni, 14 Aug.
Eßlingen (Württ.) KB 18 März, 18 Aug., 16
Dez., Schw. jed. Samstag.
Eßlingen (Württ.) KB 10 März, 23 April, 25
Juli, 29 Sept., 21 Nov.
Eßlingen (Eßig) KB 28 Okt.
Eßlingen (Sigm.) KB 24 Febr., 5 Mai, 1 Sept.,
1 Dez., Schw. 13 Jan., 10 Febr., 10 März, 14
April, 12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 15
Sept., 13 Okt., 10 Nov., 15 Dez.
Eßlingen KB 26 Juli.
Eßlingen (Württ.) KB 18 Febr., 25 Juli (se. 3), Schw. 13
März, 9 Okt., B. 17 März, H. 11 Nov., B. 8 Jan.,
5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2
Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Eßlingen KB 19 März, 1 Mai, 11 Aug., 20 Okt.,
B. 24 Febr., 10, 24 März, 14 April.
Eßlingen (H. Wollach) KB 17 Febr., 5 Mai, 30
Juni, 29 Sept., 17 Nov., B. 13 Jan., 3 Febr., 3
März, 7 April, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept.,
6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Eßlingen KB 4 Mai, 26 Okt. (se. 2).
Eßlingen KB 19 März.
Eßlingen Schw. 7 Jan.
Eßlingen (Württ.) KB Schw. 13 März, 15 Mai,
19 Juni, 24 Juli, 18 Sept., 13 Nov., 18 Dez.
Eßlingen (Sigm.) KB 5 Mai, 21 Juli, 6 Okt.,
15 Dez., B. 13 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April,
2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 3 Nov., 1 Dez.
Eßlingen Messe 19 Mai, 20 Okt. (se. 9).
Eßlingen KB 31 März, 20 Okt.
Eßlingen (Württ.) KB 31 März, 25 Juli, 22
Sept., 1 Dez., Schw. 29 Juli, 25 Aug., 20
Sept., 31 Okt., B. 9 Mai.
Eßlingen (Württ.) KB Schw. 18 Febr.,
19 März (tagsüber, Rindennm.), 20 Mai, 27
Aug., 7 Okt., 2 Dez., KB Schw. 14 Jan., 8
Juli, Schw. 18 März, 12 Aug., 22 Sept., 21
Okt., 18 Nov., 15 Dez., B. 1 Juli (4).
Eßlingen KB Schw. 13 Mai, 11 Nov.
Eßlingen KB 10 März, 26 Mai, 15
Sept., 21 Nov.
Eßlingen KB Schw. 20 Okt.
Eßlingen (Württ.) KB 25 März,
Eßlingen KB Schw. 25 Aug. (a. Holzgeschicht),
1 Dez. (auch Reisten u. Mörsern), B. Schw. 7
Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni,
7 Juli, 4 Aug., 6 Okt., 3 Nov.
Eßlingen KB 20 Aug., 20 Okt.
Eßlingen (Hess.) KB 11 März, 18 Aug., 25 Nov.
(se. 2).
Eßlingen (Württ.) KB 6 Febr., 3 April, 7
Aug., 2 Okt., 4 Dez., B. 2 Jan., 6 März, 1 Mai,
Mai, 5 Juni, 3 Juli, 4 Sept., 6 Nov.
Eßlingen (Gm. Gesshond) KB Schw. 18 März,
20 Mai, 28 Okt., Schw. 3 Jan., 7 Febr., 7 März,
4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5
Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Eßlingen B. 18 März, 1 Mai, 11 Nov.
Eßlingen (Württ.) KB 11 Mai, 23 Sept., 22 Dez.
Eßlingen (Württ.) KB Hf. 11 Febr., 13 Mai,
11 Sept., 2 Dez., B. 25 März, 21 Juli, 29 Okt.
Eßlingen KB Schw. 20 März, 9 Juni, 7 Aug., 8 Okt.
Eßlingen KB 11 Mai (3), 19 Okt. (2).
Eßlingen (Sigm.) KB 27 März, 15 Okt.
Eßlingen (Württ.) KB 5 März, 14 Mai, 1 Sept.,
Hf. Schw. 3 Jan., 7 Febr., 20 Okt., 25 Nov.,
Schw. 3 Jan., 7 Febr., 7 März, 4 April,
2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3
Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Eßlingen (Hess.-Rass.) KB 3 Nov. (2).
Eßlingen KB 17 Aug.

Hörsheim KB 3 April, 18 Nov.
Hof (Ob.-Franken) KB 20 Jan. (6), 2 Febr., 28 Juli
(6), KB Schw. 24 Aug., KB 29 Sept.
Hof (Hess.-Rass.) KB 20 Okt. (2).
Hof KB 5 Okt. (2).
Hofburg v. b. H. (Hess.-Rass.) KB 1 Mai, 29 Sept.,
22 Dez. (se. 2).
Hof (Württ.) KB 26 Febr., 20 Mai, 2 Sept., 14
Okt., 11 Nov., B. 1 April, 3 Juni, 2 Sept., 2 Dez.
Hof KB 1 April, 17 Juni, 29 Sept.
Hof KB 17 Aug.
Hof (Triberg) KB 20 März, 15 Mai, 21 Aug.,
20 Nov. (a. Reisten), Reisten 29 Dez., Schw. 4
Jan., 1 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5
Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 8 Nov., 6 Dez.
Hof KB 20 März, 15 Mai, 24 Juli, 16 Okt.,
2 Dez. (a. Gesshond), B. 20 Febr.
Hof KB 1 Juni, KB 4 Nov.
Hof KB 21 April.
Hof (Hess.) KB 13 Okt.
Hof B. 1 Mai, 25 Sept.
Hof (a. M. Sw. a. L. E.) 23 Apr., 29 Okt. (se. 2).
Hof KB 17 Aug.
Hof KB 7 Sept.
Hof (Hess.) KB 6 März, 17 Apr., 7 Aug., 30 Okt.
Hof KB 1 Mai, 27 Okt.
Hof KB 31 Aug.
Hof (Sigm.) KB 3 Mai, 28 Juli, 18 Okt.,
21 Nov.
Hof (Württ.) KB 24 April, 2 Okt. (2), 13
Nov., KB 31 Juli, B. 13 März, B. 9 Jan.,
13 Febr., 13 März, 10 April, 7 Mai, 12 Juni,
10 Juli, 14 Aug., 11 Sept., 23 Okt., 13 Nov., 11 Dez.
Hof KB 25 März, 24 Juli, 23 Okt.
Hof (Sigm.) KB Schw. 13 Mai, 16 Sept.
Hof KB 18 Mai, 11 Nov. (se. 3), Hf. 18
18 März, 21 Okt. (Dienstag Fruchtin).
Hof KB 9 März, 25 Mai, 26 Okt. (se. 2).
Hof KB Schw. 11 März, 25 Nov. (se. 2).
Hof KB 10 Febr., 10 März, 14 April,
13 Jan., 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept.,
13 Okt., 10 Nov., 8 Dez.
Hof KB 9 Juli, 15 Okt., 12 Nov.
Hof (Hess.) KB 9 Juli, 15 Okt., 12 Nov.
Hof (Hess.) KB 1 Juni, 2 Nov. (se. 9).
Hof KB 17 Juli.
Hof KB 24 Juli.
Hof (Stadt) KB 31 März, 19 Mai, 30 Sept., 25
Nov., Schw. 2, 16 Jan., 6, 20 Febr., 6, 20 März,
1, 3, 17 April, 1, 15, 20 Mai, 5, 19 Juni, 3,
17 Juli, 7, 21 Aug., 4, 18 Sept., 2, 16 Okt.,
6, 20 Nov., 4, 18 Dez.
Hof KB 1 Mai, 19 Aug. (a. Fohlenm), 4
Dez., B. 14 Jan., 11 Febr., 11 März, 8 April,
13 Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug., 2 Sept.,
14 Okt., 11 Nov., 9 Dez.
Hof KB 24 Febr., 21 Okt.
Hof a. G. KB 29 Juni (2).
Hof (Württ.) KB 31 März,
Hof (Württ.) KB 3 März, 5 Mai, 2 Juni,
3 Nov. (agl. Harren), B. 21 Juni (6), B. 7 Jan.,
3 Febr., 7 April (agl. Harren), 7 Juli, 4 Aug., 1
Sept., 6 Okt., 1 Dez.
Hof KB 18 Mai, 17 Aug., 19 Okt. (se. 2).
Hof (Württ.) KB 11 März, 21 Juli, 6 Okt.,
19 Nov., B. 13 Jan., 10 Febr., 10 März, 14 April,
12 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept.,
13 Okt., 10 Nov., 8 Dez.
Hof KB 12 März, 4 Aug., 25 Nov.
Hof (Hess.) KB 13 März, 31 Aug.
Hof (Württ.) KB 18 März, 20 Mai, 19
Aug., 21 Okt., 16 Dez., B. 21 Jan., 18 Febr.,
22 April, 17 Juni, 22 Juli, 16 Sept., 18 Nov.
Hof (Württ.) KB 23 Dez., KB 28 Jan.,
B. 24 Juni.
Hof KB 7 Sept.
Hof KB 12 Mai, 27 Okt.
Hof KB 28 Sept. (8), Schw. 13 März, 10
Apr., 7 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 11 Sept.
Hof KB 22 Juni, KB Schw. 12 Nov., Schw.
Schw. 18, 26 Nov., B. Schw. 4 Aug.
Hof (Hess.) (a. Holzgeschicht) B. Schw. 13
April (6), 22 Sept. (a. Hf.) (7), 30 Nov. (a.
Hf.) (6), B. Schw. 22 Dez.
Hof KB 27 Okt. (2).
Hof KB 21 Sept.
Hof (Sigm.) KB 17 März, 13 Mai, 28 Okt.
Hof KB 10 Febr., 22 Juli, 1 Dez.
Hof KB Schw. 3 Febr., 20 Okt.
Hof KB 8 Sept., Schw. 5 März, 2 April, 14
Mai, 10 Juni, 9 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt.
B. 5 Febr., 18 März, 16 April, 12 Nov.
(Baden)

Kuppenheim KB 13 Okt.
Kürnbach & 6 Mai, 6 Okt. (je 2).
Kufel KB Schw 28 Jan., 11 Febr., 11 März, 27
Mai, 2 Sept., 9 Dez., Preism. f. junge Fasel
16 Sept., 9 (Haupthaus) 23 Sept., 9
Schw 14 Jan., 25 Febr., 25 März, 8, 22 April,
13 Mai, 10, 24 Juni, 8, 22 Juli, 5 Aug., 14,
28 Okt., 11, 25 Nov., 23 Dez.
Ladenburg & 24 Febr., 18 Aug., 2 Dez. (a. Gepr.)
Fahr & (m. Ffret) a. 1. Tag) 19 Aug., 16 Dez.
(je 2), & (m. Schwficht a. 1. Tag) 18 März, 4
Nov. (je 2), & (Judith) 29 April, 30 Sept.
Laidingen (Württ.) KB 31 März, 19 Mai, 21
Okt., 1 Dez., Endgart 24 Febr. (agl. V.), 12
Mai, 25 Aug., 28 Okt., 21 Juli, 22 Sept.
Lanbau & 4 Mai, 14 Sept. (je 3).
Landsflucht & 4 Mai, 10 Aug., 23 Nov.
Langenbrücken & 30 Sept.
Langensteinbach KB 20 März, 13 Mai, 17 Juli, 21 Okt.
Langzell Judth 4 Sept. (m. Preisreit.).
Laubach & 29 Dez., KB Schw 6 März, 1 Mai, 2 Juli,
Schw 7 Jan., 3 Febr., 7 April, 2 Juni, 4
Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Lauterbach KB 28 April, 10 Aug., 27 Okt., 3
27 Jan., 24 Febr., 10, 24 März, 14 April,
14, 26 Mai, 23 Juni, 28 Juli, 8, 22 Sept., 13
Okt., 10, 24 Nov., 8, 23 Dez.
Leinmetten (Württ.) KB 19 Mai.
Leitzig (Sach.) Messe 3 Jan. (14), 6 April, 31
Aug. (je 21).
Leuzkirch & 17 Febr., 25 Juni, 30 Sept.
Leonberg (Württ.) KB 29 Jan., 15 Mai, 5 Nov.,
KB 1 Okt., 11 Febr., KB Schw 24 März,
24 Juni, 31 Juli.
Leutkirch (Württ.) KB 3 März, 12 Mai, 20 Okt.,
1 Dez., 27, 27 Jan., 3, 24 Febr., 3, 31 März,
7, 28 April, 5, 26 Mai, 2, 30 Juni, 7, 28 Juli,
4, 25 Aug., 1, 29 Sept., 6, 27 Okt., 3, 24
Nov., 1, 29 Dez.
Leuzkirch & 1 Mai, 25 Sept., 27 Nov.
Limbach & 14 März, 15 Juli, 20 Okt.
Lindau & B. & 18 April, 7 Nov. (je 6).
Lötzingen KB Schw 10 März, 5 Juni, 15 Sept., 6 Nov.
Löffingen KB 12 Mai, 6 Okt., 29 Dez., 3 13
Jan., 10 Febr., 10 März, 14 April, 9 Juni,
14 Juli, 11 Aug., 9 Sept., 10 Nov.
Loth (Württ.) KB 8 März, 12 Mai, 6 Nov., KB
31 15 Sept.
Lörach & 19 Febr., 17 Sept. (je 2), Schw 2 Jan.,
6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3
Juli, 7 Aug., 4 Sept. (a. Farren), 2 Okt., 6
Nov., 4 Dez., 16 Jan., 20 Febr., 20 März, 17
April, 15 Mai, 19 Juni, 17 Juli, 21 Aug., 18
Sept., 9 Okt., 20 Nov., 18 Dez.
Ludwigsburg (Württ.) & 11 Febr., 13 Mai, 4
Nov. (je 2), Schw 11 März, 24 Juli, 4 Nov.,
Holz (Schmittw., Pfähle u. dgl.) 13 Febr., 20
März, 15 Mai, 24 Juli, 6 Nov., 9 Jan., 13
Febr., 13 März, 10 April, 9 Mai, 12 Juni, 10 Juli,
14 Aug., 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez.
Ludwigsburg a. Rh. & 27 April, 28 Sept. (je 2).
Ludwigsburg & Schw 10 März, 4 Sept., 25 Nov.
Ludwigsburg & 11 Mai (3).
Ludwig (Hessen) Messen 3 März, 11 Aug. (je 14).
Ludwig (M. Entlingen) & (m. Ff) a. 1. Tag) 18
März, 28 Okt. (je 2), Pfählen 1 Juli.
Ludwig (M. Wiesloch) & 27 Mai (2).
Ludwigsburg & 5 Aug., 25 Nov.
Ludwigsburg Messen 1 Mai, 29 Sept. (je 14), Christum
11 Dez. (14), Haupt u. n. 3 5 Mai (3), 7
20 Jan., 3 17 Febr., 3 17 März, 7 21 April,
20 Mai, 2 16 Juni, 7 21 Juli, 4 18 Aug.,
1 15 Sept., 6 20 Okt., 3 17 Nov., 1 15 Dez.
Ludwigsburg, Stadt (Württ.) KB 1 Mai (2), 17
Juli, 20 Nov., Holz 3 März, 30 April, 16 Juli,
19 Nov., 16 Jan., 4 März, 1 April, 12
Juni, 26 Aug.
Ludwigsburg & 20 Jan., 10 März, 23 Mai, 29
Sept., 20 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) & 26 Aug., KB 24
Febr., 31 März, 23 Dez. (je 2).
Ludwigsburg (Gem. Schielberg) & 20 Mai.
Ludwigsburg & 7 Sept. (3).
Ludwigsburg & 25 März, 8 Sept.
Ludwigsburg & 20 Juli.
Ludwigsburg & 11 Nov., 5 Dez.
Ludwigsburg (Sign.) KB 6 Febr., 15 Mai, 17 Juli,
25 Sept., 20 Nov., 18 Dez.
Ludwigsburg (Wapern) & 14 Okt. (4), 16
Juni (3), 11 März, 19 Aug., Schw 2 April,
3 Sept., 1 Okt., 5 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) KB 12 Febr., 9 April, 11 Juni,
10 Sept. (agl. Judth), 12 Nov., 18 Jan.,

12 März, 14 Mai, 9 Juli, 13 Aug., 8 Okt.,
10 Dez.
Ludwigsburg & 19 Mai, 15 Sept. (je 2).
Ludwigsburg & 20 Mai (2), Schw 13 Jan., 10
Febr., 10 März, 14 April, 12 Mai, 9 Juni, 14
Juli, 11 Aug., 15 Sept., 13 Okt., 10 Nov., 15 Dez.
Ludwigsburg (Württ.) KB 17 Febr., 1 April, 20
Mai, 8 Juli, 17 Nov., 15 Dez. (je 2 Tage, am 2
Tage agl. V.), Schw 20 Aug., 18 Sept., 16 Okt.,
19 Nov., 18 Dez., Schw 2 16 Jan., 6 20 Febr.,
6 20 März, 3 April, 1 15 Mai, 5 19 Juni,
3 17 Juli, 7 21 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov.,
4 Dez., 12 Juni, 14 Aug., 11 Sept., 9 Okt.
Ludwigsburg (Württ.) & 31 März, 8 Sept.
Ludwigsburg KB 6 März, 15 Mai, 24 Juli, 23 Okt.,
11 Dez. (a. Geprins), Judth 7 Mai, 17 Sept.,
14, 20 Jan., 3, 17 Febr., 3, 17 März, 7, 21
April, 5, 17 Mai, 2 16 Juni, 7, 21 Juli, 4, 18
Aug., 1, 15 Sept., 6 20 Okt., 3, 17 Nov., 1, 15 Dez.
Ludwigsburg (Württ.) KB 25 Nov., KB 11
Febr., 6 Mai, 16 Sept., 11 März, 15 Juli,
Ludwigsburg & 31 Aug.
Ludwigsburg (Württ.) KB 21 Jan. (2).
Ludwigsburg & 9 März, 19 Mai, 17 Aug., 22 Sept.
Ludwigsburg KB 17 März, KB Schw 5 Mai, 23
Juni, 21 Juli, 25 Aug., 6 27 Okt., 24 Nov., KB
Schw 27 Jan., 24 Febr., 29 Dez.
Ludwigsburg KB 3 März, 27 Mai, 21 Juli, 2 Okt.,
Ludwigsburg & 10 Febr., 1 April, 24 Juni (a. morg.
i. b. Frühelentent), 15 Sept., 6 Nov., Gepr 26
Nov., Schw 14, 28 Jan., 25 Febr., 8, 22 April,
13, 27 Mai, 10 Juni, 8, 22 Juli, 12, 26 Aug.,
23 Sept., 14, 28 Okt., 11, 25 Nov., 9, 23 Dez.,
19 Jan., 4, 11 (a. Schw) Febr., 11 März (a.
Schw), 2 Sept., 4 Nov.
Ludwigsburg & 20 März, 29 Juli, 29 Sept., 17 Nov.
Ludwigsburg & 10 Febr., 1 April, 25 Juni (a. morg.
(22).
Ludwigsburg & Schwholzschiff 6 Nov. (2), 3 20
Jan., 17 Febr., 17 März, 21 April, 20 Mai,
16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 20 Okt.,
17 Nov., 15 Dez., Weinm 23 Febr.
Ludwigsburg & Schw 2 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) KB 9 Jan., 13 Febr.,
13 März, 10 April, 1 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 28
Aug., 25 Sept., 30 Okt., 27 Nov., 11 Dez.
Ludwigsburg & 5 Mai, 27 Okt. (je 2).
Ludwigsburg & 2 Mai (3).
Ludwigsburg & 7 April, 14 Sept. (je 2).
Ludwigsburg & 31 März, 15 Sept.
Ludwigsburg & 19 Mai, 18 Aug.
Ludwigsburg & 10 Febr., 24 Juni, 25 Nov. (a.
Dni) (2).
Ludwigsburg & 29 April, 20 Okt.
Ludwigsburg, Stadt (Württ.) & 31 März, 19 Mai,
21 Juli, KB 24 März, 27 Okt., 27 Jan.,
24 Febr., 28 April, 26 Mai, 23 Juni, 28
Juli, 25 Aug., 29 Sept., 24 Nov., 29 Dez.
Ludwigsburg & 17 Aug.
Ludwigsburg & 31 März, 14 Sept.
Ludwigsburg (Württ.) & 27 Febr., 15 Mai, 4 Sept., 4
Dez., KB Schw 12 Febr., 9 Apr., 20 Aug., 19 Nov.,
Ludwigsburg a. Koder (Württ.) KB 22 April, 9 Dez.,
KB 19 Aug., KB Schw 25 Febr., 27 Mai, 4 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) & 1 Mai, 22 Sept., 3 4
Febr., 2 Mai, 25 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) KB 21 Juli, 8 Okt.
Ludwigsburg & 22 Mai, 6 Nov.
Ludwigsburg a. b. f. (Württ.) KB 1 Mai, 3 Juli, 28 Okt.
Ludwigsburg & 20 März, 27 Mai, 21 Okt.
Ludwigsburg (Schweiz) & 21 April, 8 Sept., 15 Dez.
Ludwigsburg & 27 Juli.
Ludwigsburg KB 20 Jan., 10 März, 12 Mai, 28
Juli, 28 Okt., 18 April, 10 Sept.
Ludwigsburg a. b. f. & 7 Sept. (2), 16 Dez. (3).
Ludwigsburg (Kaiserl.) KB Schw 22 Sept., 6 Okt.
Ludwigsburg (Kaiserl.) KB 12 März, 9 Juli, 13
Aug., 12 Nov.
Ludwigsburg & 26 Okt.
Ludwigsburg (Württ.) & 3 Febr., 1 Mai, 8 Juli,
11 Nov., 16 Jan., 17 Jan., 4 Febr., 3
März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 9 Juli, 4
Aug., 1 Sept., 6 Okt., 17 Nov., 8 Dez.
Ludwigsburg & 13 März, 12 Mai, 10 Juli, 11 Sept., 13 Nov.
Ludwigsburg (Wapern) & 31 Mai (10), 13 Juni
(2), 11 Jan., 4 März, 2 Sept., Schw 2 April,
11 Juli, 22 Aug., 18 Sept., 4 Nov.
Ludwigsburg (Württ.) KB Schw 10 Febr., 15 Mai, 4
Febr., 31 März, 10 Juni, 26 Aug., 21 Okt.
(agl. Farren), 22 Dez., KB Schw 9 Jan., 13
März (agl. Farren), 9 Mai, 10 Juli, 11 Sept.,
13 Nov., Schw 15 Nov.
Ludwigsburg & 17 Aug.
Ludwigsburg & 20 Mai, 1 Dez.

Oberharmersbach & 7 Sept., 19 Okt.
Oberjettingen (Württ.) KB 1 April, 1 Juli, 7 Okt.
Oberkirch & 1 Mai, 7 Aug., 4 Dez. (je 11), 26
März, 26 Juni, 25 Sept., 24 Dez.
Oberklingen (Württ.) KB 18 März, 2 Sept.
Obermoosfeld & 4 Mai, 13 Juli, 14 Sept. (2), 19 Okt.
Oberndorf, Stadt (Württ.) KB 3 Febr., 12 März,
1 Mai, 12 Juni, 21 Juli, 25 Aug., 29 Sept.,
11 Nov., Schw 3, 17 Jan., 21 Febr., 21 März,
4, 18 April, 16 Mai, 27 Juni, 4 Juli, 1 Aug.,
5 Sept., 10, 24 Okt., 21 Nov., 5, 19 Dez., 15 Dez.
Oberrietlingen (Württ.) & 24 Febr., 8 Sept.
Oberstetteng & 9 Juli, 10 Nov.
Oberweiler im Thal & 21 Sept.
Oberzimmern & 14 Juli, 10 Nov.
Ochsenhausen (Württ.) KB 3 Febr., 28 April,
6 Okt., 17 Nov.
Odenbach Ndb Schw Schw 12 März, 9 April, 17
Mai, 11 Juni, 9 Juli, 18 Aug., 10 Sept.,
8 Okt., 12 Nov.
Odenheim & 21 Okt. (2).
Odenbach & 28 Sept.
Odenbach & Geppholzschiff mit Schwfucht am 1
Tage 5 Mai, 15 Sept. (je 2), Weinm 11 März,
17 Jan., 4 Febr., 4 März (a. Farr. m. Präm.),
1 April (a. Ff), 6 Mai, 3 Juni (a. Ff. Farrenm.
m. Lotterie), 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt.
(a. Farren m. Präm.), 4 Nov., 2 Dez.
Odenbach & Schw 1 April, 15 Sept.
Odenheim & 31 Aug.
Odenhausen (Württ.) & 27 Jan., 28 April, 26 Aug.
Odenheim (Hessen) & 25 Aug., 20 Nov. (je 2).
Odenhausen & 14 Juli, 16 Okt., 15 Dez., 3 24
Febr., 17 März, 28 Juli, 10 Nov.
Odenbach (Sigm.) KB 20 Febr., 17 April, 17
Juli, 16 Okt., 16 Jan., 20 März, 15 Mai,
19 Juni, 21 Aug., 18 Sept., 20 Nov., 18 Dez.
Odenbach & 8 Juli (2).
Odenheim (Württ.) KB 4 März, 1 Juli, 14 Okt.
Odenbach & 28 Sept.
Odenbach & 4 Mai, 7 Sept., 26 Okt.
Odenbach (Württ.) KB 17 Febr., 10
Juni, 2 Okt., 13 Mai, 26 Aug.
Odenbach (Württ.) & 30 Juni, 11 Juli, 1 Dez.,
13 Jan., 3 März, 9 Juni, 22 Sept.
Odenbach (Württ.) KB 7 Jan., 4 Febr., 4, 18 März, 1
April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept.,
7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Odenbach & Geppholzschiff m. Schw am 1. Tag
11 März, 25 Nov. (je 2), KB 7 Jan., 3 Febr.,
3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug.,
1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Odenbach & Schw 24 Febr., 5 Mai, 25 Aug.,
20 Okt., 15 Dez., KB Schw 21 Jan., 11 Febr.,
15 April, 10 Juni, 15 Juli, 23 Sept., 18 Nov.
Odenbach (Württ.) KB 27 Febr., 10 April, 12
Juni, 25 Sept., 20 Nov.
Odenbach & 27 April, 26 Okt. (je 2).
Odenbach & 6 Mai, 2 Sept. (je 2).
Odenbach (Württ.) KB 24 Febr., 15 Juli, 25
Nov. (agl. Farr. Schw) 3 2 Jan., 2 April, 1 Okt.
Odenbach (Württ.) KB 12 Mai, KB 24 Febr.,
20 Nov., 14 April, 8 Sept.
Odenbach KB 26 Aug., 1, 15 Jan., 5, 19
(agl. Ff) Febr., 5, 19 (agl. Ff) März, 2, 16
April, 7, 21 Mai, 4, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6
Aug., 3, 17 Sept., 1, 15 Okt., 5, 19 (agl. Ff)
Nov., 3, 17 Dez.
Odenbach & Schw 5 März (a. Klerjam), 14 Mai,
20 Aug., 5 Nov., KB Schw 8, 15 Jan., 5, 19
(a. Klerjam) Febr., 12 März, 2, 16 April, 7,
21 Mai, 4, 18 Juni, 2, 16 Juli, 6 Aug., 3 (a.
Holzgefch), 24 Sept., 1, 15 (a. Kabis u. Rüben)
Okt., 19 Nov., 3, 17 Dez., Centraljudth der
oberbad. Judthgenossenschaft, 16 Sept., Klerjam 26
Febr., Kabis u. Rhb. 23 Okt., Holzgefch 17 Sept.
Odenbach & 21 Sept.
Odenbach (Sigm.) KB 12 Mai, 13 Okt.
Odenbach & Brett. (m. Schw a. 1. Tag) 28 April, 15
Sept. (a. 2. Tag a. Ff) m. Verloos. u. B. (je 2),
19 Jan., 13 Febr., 13 März, 1, 7 Mai, 19 Juni,
10 Juli, 14 Aug., 9 Okt., 25 Nov., 11 Dez.
Odenbach & 4 Mai.
Odenbach (Württ.) KB Schw 21 Juni, 14 Juli,
(je 2), 11 März, 25 Okt., Ff) 5 Juli, 5 Nov.,
Schw 19 Juni, 23 Okt.
Odenbach & 4 Mai.
Odenbach & 19 Okt.
Odenbach (D. N. Freudenstadt) & 19 Mai, 23 Sept.
Odenbach-Stiegen & 5 Okt.
Odenbach & 25 April.
Odenbach & 3 Aug.
Odenbach & Schw 10 März, 20 Okt.
(Baden)

Marktverzeichnis für Elsaß-Lothringen für das Jahr 1902.

Abkürzungen: K heißt Krammarkt. — V heißt Viehmarkt. — B heißt Viehmarkt. — KB heißt Kram- und Viehmarkt. — KBV heißt Kram- und Viehmarkt. — KBV heißt Kram-, Vieh- und Pferdemarkt. — Schw heißt Schweinemarkt. — B heißt Bockmarkt. — Lb heißt Ledermarkt. — H heißt Hanfmarkt, u. s. w. — Die mit † bezeichneten Orte hatten Schranzen- oder Getreidemarkt.

- Altdorf Ferkeln 8, 22 Jan., 12, 26 Febr., 12, 26 März, 9, 23 April, 14, 28 Mai, 11, 25 Juni, 9, 23 Juli, 13, 27 Aug., 10, 24 Sept., 8, 22 Okt., 12, 26 Nov., 10, 24 Dez.
- Mitkirch KB 23 Jan., 20 Febr., 6, 20 März, 17 April, 12 Mai, 26 Juni, 28 Juli, 21 Aug., 29 Sept., 30 Okt., 25 Nov., 18 Dez.
- Aspacherbrücke (jetzt Gybrücke, Gemeinde Oberburnhaupt) B 10 Febr., 3 März, 14 April, 9 Juni, 8 Sept., 10 Nov.
- Almeß KB 13 Febr.
- Banzenheim K Schw 8, 22 Jan., 12, 26 Febr., 12, 26 März, 9, 23 April, 14, 28 Mai, 11, 25 Juni, 9, 23 Juli, 13, 27 Aug., 10, 24 Sept., 8, 22 Okt., 12, 26 Nov., 10, 24 Dez. Mit den Märkten ist alle 3 Monate ein Markt mit Großvieh verbunden.
- Barr K 3 Mai, 15 Nov. V am 1. Mittwoch jed. Monats, Getr. jed. Samstag.
- Beinheim K 20 Okt.
- Benfeld Jahrb V 17 Febr., 12 Mai, 18 Aug., 10 Nov., Schw jeden letzten Montag im Monat.
- Bingen KB 24 Febr., 30 Juni.
- Bischweiler K Getreidem 19 Aug. (3), K 21 Okt. (3).
- Bitsh KB 4 März, 13 Mai, 26 Aug., 28 Okt.
- Blogheim KB 10 März, 9 Juni, 8 Sept., 8 Dez.
- Bolden KB 3 Febr., 10 März, 5 Mai, 14 Juli, 1 Sept., 10 Nov.
- Brumath K 29 Juni, 31 Aug. (2).
- Buchweiler K 4 März, 27 Mai, 2 Sept., 9 Dez., V am 1. Mittwoch jed. Monats.
- Busenborn K 12 Mai, 11 Sept., 13 Okt.
- Chateau-Salins K 22 Juni (3), V 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 16 April, 15 Mai, 12 Juni, 10 Juli, 14 Aug., 2 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez.
- Ferkeln 23 Jan., 27 Febr., 27 März, 24 April, 22 Mai, 26 Juni, 24 Juli, 28 Aug., 25 Sept., 23 Okt., 27 Nov., 27 Dez., Getreidem jed. Donnerstag, wenn Feiert., tags darauf.
- Colmar Messe (K Spielvorzellanw.) 13 Juli (15), Christm. 23 Dez. (2), K Schlachtverprov. Zucht. jeden Donnerstag, wenn Feiertag, Mittwochs.
- Dammerkirch B 14 Jan., 11 Febr., 11 März, 8, 21 April, 20 Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug., 9 Sept., 14 Okt., 11 Nov., 9 Dez.
- Delme Getreidem jeden Mittwoch, an Feiertagen fällt der Markt aus.
- Detweiler Messe 10 Aug. (2).
- Diedenhofen KBV 20 Jan., 17 Febr., 17 März, 21 April, 20 Mai, 16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., KB 15 Sept., 20 Okt., 17 Nov., 15 Dez., Messe 14 Sept. (14), Getreidem jeden Samstag.
- Diemeringen K 29 Juni, 27 Okt., 21 Dez.
- Dieuze KB 27 Juli (3), B 6, 20 Jan., 3, 17 Febr., 3, 17 März, 7, 21 April, 5, 26 Mai, 2, 16 Juni, 7, 21 Juli, 4, 18 Aug., 1, 15 Sept., 6, 20 Okt., 3, 17 Nov., 1, 15 Dez. Getreidem jeden Montag.
- Drulingen K 31 März, 20 Okt.
- Drusenheim K 22 Sept. (2).
- Ensisheim B 17 März, 17 Nov., K 25 Nov.
- Erstein Jahrm 24 März, 19 Mai, 20 Okt. (vgl. B), 8 Dez., außerdem am letzten Donnerstag jeden Monats B.
- Falkenberg K 22 Jan., 19 Mai, 22 Sept., Schw jed. Donnerstag, wenn Feiertag, tagsvorher.
- Fentisch B 7 April, 1 Okt.
- Forbach K 11 Febr., 13 Mai, 13 Aug., 14 Oktober.
- Freisdorf KB 29 Sept.
- Gebweiler K Schw 10 März, 12 Mai, 21 Juli, 1 Dez.
- Gemar K 29 Juni.
- Gerze K Ellen Spielw 1 Juli.
- Großbittersdorf B 26 Febr., 28 Mai, 27 Aug., 26 Nov.
- Groß-Moyevre K 31 März, KB 4 Aug.
- Gülderskirch K 26 Juli.
- Gungweiler K Ziegen 2 Mai.
- Habsheim KB Jahrm 28 Okt.
- Hagenau KB 4 Febr., 6 Mai, 30 Sept., 18 Nov. (je 2).
- Hatten K 29 April, 13 Okt.
- Hayingen KB Tuch 28 April, 25 Aug.
- Hilspriach Spielw 5 Mai.
- Hochfelben Jahrm 19 Mai, K 22 Sept. (2), B 5 März, 4 Juni, 3 Sept., 3 Dez., Ferkeln alle 14 Tage Mittwochs.
- Hördt Schw jed. 1. und 3. Montag im Monat.
- Jüllkirch-Grafenstaden Witt. Ferkeln an dem auf den 10. jedes Monats folgenden Montag.
- Jugweiler K 18 März, 27 Mai, 19 Aug., 18 Nov.
- Kaisersberg KB 1 Dez., Kattenhofen KBV 6 Okt. (3).
- Kestenholtz Schw 23 April.
- Königsmachern B 25 Aug.
- Kurzel B 28 April, 17 Nov.
- Lauterburg K 20 März, 27 Mai 21 Okt.
- Lauterfingen Ferkeln am 2. und 4. Montag jedes Monats; an Feiertagen fällt der Markt aus.
- Leberau KB Wochenn jeden Montag, wenn Feiertag, am Freitag vorher.
- Lembach K 10 Febr., 19 Mai, 1 Sept., 17 Nov.
- Lemberg K 19 Mai, 7 Okt. (2).
- Lubeln B 7 April, 6 Okt.
- Lützelstein K 12 Mai, 6 Okt.
- Markkirch Kirbe (Kirmes) verbunden mit Jahrm. 21, 22, 28 Sept., 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez., KB Wochenn jeden Samstag.
- Markolsheim B 12 März, 11 Juni, 10 Sept., 10 Dez.
- Marlenheim Messe 28 Sept., Nachmesse 5 Okt.
- Maursmünster Messe 7 Sept. (3).
- Mey Messe 1 Mai (14), VB 6 März, 30 Okt., Getreidem jeden Samstag, Nutztvieh am 2. Donnerstag jed. Monats beim städt. Schlachthause.
- Mezeral Wochenn jed. Freitag.
- Molsheim Jahrm KB Schw 29 April, B jed. ersten Montag im Monat. VB (außer im Sept.) alle 4 Wochen Dienstags unmittelbar vor dem Donnerstags-Viehm. in Zabern.
- Mörchingen KB 30 Juni, Getr. jeden Mittwoch, Schw am 1. und 3. Mittwoch jedes Monats, wenn Feiertag, tags vorher.
- Mülhausen Messe 3 Aug. (22), B 7 Jan., 4 Febr., 4 März, 1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
- Münster (Ober-Elsaß) Jahrm 10 März, 19 Mai, 18 Aug., 15 Dez., Wochenn jeden Dienstag u. Samstag, wenn Feiertag, am Montag und Freitag.
- Münster (Lothringen) K 9 Mai, 8 Dez.
- Mußig KB Schw 23 Sept. (2), B 24 Sept.
- Neubreisach Jahrm Schw 6 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez. An den Märkten im März, April, Juli u. Okt. Großmarkt.
- Neuweiler K 6 Mai, 28 Okt.
- Niederbronn K 15 Juli, 14 Okt. (je 2).
- Niederrödern K 10 Aug.
- Oberbronn K 20 Mai, 25 Nov. (je 2).
- Obernheim Jahrm B 21 Aug., KB jed. Donnerstag.
- Pfaffenhofen K 11 Febr., 13 Mai, 8 Juli, 4 Nov. (je 2).
- Pfalzburg K 10 Aug. (4).

Pfirt KB 7 Jan., 4, Febr., 4, 18 März,
1 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli
5 Aug., 2 Sept., 7 Okt. 4 Nov.,
2 Dez.
Püttlingen K 19 Mai, B 13 Jan.,
10 Febr., 10 März, 14 April, 12 Mai,
9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept.,
13 Okt., 10 Nov., 8 Dez., Schw 9,
30 Jan., 13, 27 Febr., 13, 27 März,
10, 24 April, 7, 29 Mai, 12, 26
Juni, 10, 31 Juli, 14, 28 Aug., 11,
25 Sept., 9, 30 Okt., 13, 27 Nov.,
11, 24 Dez.
Rappoltsweiler K (Pfeiertag) 14 Sept.,
KWochenn jeden Samstag.
Ragweiler K 1 Mai, 25 Aug.
Reichersberg KB 7 Juni.
Reichshofen K 29 April, 7 Okt., 23
Dez. (je 2).
Reiningen KB 10 Aug.
Remilly KB 10 Febr., B 11 Febr., 8
April, 10 Juni, 19 Aug., 11 Nov.,
9 Dez.
Rheinau Jahrm B 3 März, 13 Okt.,
Jahrm 1 Dez.
Rohrbach K 24 Juni, 1 Okt., B 2
Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April,
1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug.,
4 Sept., 6 Nov., 4 Dez. Getreidem
am 1. u. 3. Donnerstag jedes
Monats, an Feiertagen fällt der
Markt aus.
Rombach KB 5 Mai.
Röschwoog K 19 März, 1 Sept., 1 Dez.
Rosheim Jahrm Schw 4 März, Jahrm
BSchw 9 Sept.
Rufach KB Schw Betr 11 Febr., 8 April,
10 Juni, 16 Aug. (Kilbe), 14 Okt.,
9 Dez.

Saales B jeden 1. u. 3. Montag im
Monat.
Saaralben K 31 März, KB 26 Mai,
17 Nov., Ferkeln am 1. und 3.
Mittwoch, Getr am 3. Mittw. jed.
Monats.
Saarburg K 19 Mai, 7 Sept. (3), B an
jed. dem Donnerstagmarkt in Zabern
vorausgeh. Dienstag, wenn kathol.
Feiertage, tags vorher, wenn jüd.
Feiertage, acht Tage vorher.
Saargemünd K 15 März, 29 Sept., 10
Dez., B 8 Jan., 5 Febr., 5 März, 2
April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug.,
3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Saarunion K 28 April, 18 Aug., 1
Dez., B am 1. u. 3. Dienstag jedes
Monats, Schw Ferkeln am 1. und 3.
Freitag jedes Monats.
St. Aignan (Gem. Dgg) KB 15 Juni.
St. Avold K 10 März, 31 Aug.
St. Blaise B jed. 2. und 4. Montag
im Monat.
St. Ludwig KB 25 März, 17 Juni,
23 Sept., 4 Nov.
St. Privat W Ellenw 21 Juli.
St. Quirin K 8 Mai.
Schirmeck Jahrm 20 Jan., 18 März,
8 Juni, 4 Nov. (je 2), B am 1.
Mittwoch jedes Monats.
Schlettstadt Jahrm 4 März, 13 Mai,
26 Aug., 25 Nov., Spielw 6 Dez.,
KB Betr Gemüse jeden Dienstag.
Selz K 3 März, 1 Sept., 17 Nov.,
Ferkelnmarkt jeden Dienstag.
Sierd KB 1 April, 15 Sept., B 6
Jan., 2 Juni, 6 Nov.
Sierenz KB 19 März, 2 Juni, 22
Sept., 17 Nov.

Sieweiler K 19 Mai, 3 Nov.
Straßburg Zucht 12 Mai (2), Christ-
kindeln 16 Dez. (16), Schlacht jeden
Montag, Ferkeln am 2. und 4.
Donnerstag jedes Monats.
Sufflenheim KB 10 März, 4 Aug., 13
Okt., 15 Dez.
Sulz (Oberelsaß) KB Schw 26 Febr.,
28 Mai, 24 Sept., 12 Nov., 24 Dez.
Sulz (Untereisaß) K 26 Febr., 28 Mai,
10 Sept., 3 Dez., B 10 März, 1 Sept.
Sundhausen B 5 Mai, 6 Okt., Ferkeln
am 1. Montag jed. Monats.
Thann K 1 März, 5 Juli, 13 Sept.,
8 Nov., Messe 24 Aug. (28).
Verneville KB 10 März, B 8 Sept.
Vic K 25 Juli (2), Hopfenn 19, 26,
Aug., 2, 9, 16, 23, 30 Sept., 7,
14, 21, 28 Okt., Ferkeln jeden
1. Freitag im Monat, wenn Feiertag,
tagsvorher.
Vigy B 10 März.
Vollensberg K 22 Juli.
Walbweje K 13 März, 3 Juli.
Wasselnheim Jahrm 17 März (2), Messe
1 Sept. (2), Wochenn B jed. Montag.
Weiler Jahrm B 5 Febr., 3 Dez. Jahrm
BSchw 19 März, 7 Mai, 13 Aug., 29
Okt., Getr. jed. Mittwoch.
Weißenburg K 20 Febr., 22 Mai, 18
Sept., 18 Dez., Zucht im Mai und
im Herbst.
Westhofen Messe 4 Nov. (2).
Winzenheim Wochenn. jed. Mittwoch
u. Freitag, wenn Feiertag, tagsvorher.
Wörth K 11 Febr., 13 Mai, 12 Sept.,
16 Dez.
Zabern K 9 Sept. (5), B alle 14 Tage
Donnerstags.

Verlag von **Moritz Schauenburg** in **Lahr** in **Baden**.

Die neue nützlichste Bienenzucht.

Von **Ludwig Huber**, Hauptlehrer.

Dreizehnte verbesserte Auflage. Mit 60 Holzschnitten.
Geheftet M 1.80, gebunden M 2.30.

Der praktische Obstbau in Feld und Garten.

Von **G. S. Sieser**, Großh. Schloßgärtner in Baden-Baden.

Zweite vermehrte und neubearbeitete Auflage des Werks: Der Obstbaum als Kulturpflanze.
Kartonnirt M 1.—

Der Hausgarten in Stadt und Land.

Von **Fr. B. Hoffacker**.

Leichtfaßliche Anleitung zum Gartenbau für Besitzer städtischer und ländlicher Hausgärten.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 54 Holzschnitten.
Kartonnirt M 2.—

Ein bisher verkanntes Nahrungsmittel.

Viele Leser unseres Kalenders werden sich schon gefragt haben, weshalb in der neueren Zeit von einem Stoff so viel die Rede ist, dessen Eigenschaften jedermann hinreichend zu kennen glaubt und von dem ein jeder seit seiner Kindheit weiß, daß er so recht dazu geeignet ist, uns das Leben zu versüßen: wir meinen den Zucker.

Jeder unserer Leser weiß auch, daß es heute nicht mehr ein Vorrecht der Reichen ist, Zucker zu genießen, sondern daß — dank der Entdeckung des Zuckers in unserer heimischen Runkelrübe — der Zucker heute einen so niedrigen Preis hat, daß auch der weniger Bemittelte sich den Genuß desselben nicht mehr zu versagen braucht. Darum finden wir den Zucker heute auch in solchen Haushaltungen, in denen man vor zwanzig und mehr Jahren noch nicht daran dachte, sich den Luxus seines Genusses zu gestatten. Unsere Eltern und Großeltern hielten den Zucker für einen Stoff, dessen Genuß zwar angenehm, aber keineswegs nötig sei, und die Ansicht war eine vielverbreitete, daß es eine Verschwendung sei, für einen solchen Stoff, der noch dazu damals nicht billig war, Geld auszugeben.

Aber seit der Zeit, in der unsere Eltern und Großeltern lebten, hat sich in der Welt gar vieles geändert. Es sind seitdem auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens Entdeckungen und Erfindungen gemacht worden, von denen man in jener Zeit sich noch nichts träumen ließ. Überall erkennen wir, wie es der menschliche Geist verstanden hat, die Naturkräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen. Seinem rastlosen Schaffensdrange haben wir z. B. die Eisenbahnen, den Telegraph, den Fernsprecher zu verdanken. Ihm ist es gelungen, nicht nur die geistige, sondern auch die wirkliche Finsternis zu besiegen; während die Lampe der Vorzeit weniger geeignet war, Licht zu spenden, als die Dunkelheit noch mehr hervortreten zu lassen, erstrahlen heute die Straßen der Städte, die Wohn- und Gesellschaftsräume in fast tagesheller Beleuchtung. Und so ließen sich noch viele Dinge aufzählen, die alle Zeugnis ablegen von der Geistesarbeit der Menschheit.

Geistesarbeit ist es auch, die wir erkennen in dem Streben, das leibliche Wohl der Menschen zu fördern, die Leiden der Kranken zu lindern, die Gesunden vor Krankheiten zu bewahren. Und wieder

ist es Geistesarbeit, der wir die Erkenntnis danken, daß zur Erhaltung der Gesundheit in erster Linie eine vernunftgemäße Ernährung dient, und daß bei der Ernährung der Zucker eine gar wichtige Rolle spielt. Das aber ist unsern Eltern und Großeltern nicht bekannt gewesen, und darum können wir es verstehen, daß sie den Zucker nur als ein gut zu entbehrendes Genußmittel ansahen und seinen Verbrauch nach Möglichkeit einschränkten.

Wir Kinder der Neuzeit wissen es, daß der Zucker nicht nur ein Genußmittel, sondern ein wertvolles Nahrungsmittel ist, mit dem wir andere, teurere Nahrungsmittel, wie Fett und Eiweiß, in vielen Fällen ersetzen können. Wir wissen, daß der Zucker nicht nur selbst leichtverdaulich ist, sondern daß ein Zusatz von Zucker auch viele der sogenannten schweren Speisen leichter verdaulich macht. Wir wissen, daß der Zucker für das körperliche Gedeihen unentbehrlich ist, daß er die Muskelkraft erhält, kurz, daß er eins der wichtigsten Nahrungsmittel ist für jung und alt, für arm und reich, für Gesunde und — in den meisten Fällen — auch für Kranke.

Das alles wissen wir, weil die wissenschaftlichen Forscher es uns gelehrt haben. Doch auch die Natur ist unsere Lehrerin. Es ist nicht Zufall, daß unsere Kinder nach süßen Speisen und Getränken verlangen; es ist vielmehr, als ob sie es wüßten, daß sie ohne Zucker nicht gedeihen können.

Nicht umsonst läßt neuerdings unsere Heeresverwaltung den Soldaten auf Marschen und bei anstrengenden Übungen Zucker verabreichen. Es ist von diesen Versuchen die dauernde Verwendung des Zuckers in der Armee zu erhoffen, um damit die Widerstandsfähigkeit und Ausdauer unserer Soldaten zu erhöhen. So bricht sich immer mehr die Erkenntnis von dem hohen Nährwert des Zuckers Bahn, und nun ist es unseren Lesern verständlich, warum durch Wort und Schrift immer und immer wieder auf die Wichtigkeit des Zuckergenusses aufmerksam gemacht wird.

Wir dürfen nicht schließen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß es ein großer Irrtum wäre, zu glauben, daß der Zucker durch künstliche Süßstoffe, wie Saccharin, Zuckerin u. s. w., ersetzt werden könnte, denn alle diese Stoffe haben mit dem Zucker nur die eine Eigenschaft gemein, daß sie süß sind, dagegen besitzen sie nicht den geringsten Nährwert, ja, sie werden von vielen Ärzten für geradezu schädlich gehalten.

Wellen-Regenbad, patentiert in Deutschland, Oesterreich und Schweiz.
 vereint 6 Badewannen.



Die Wanne bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. Durch die Umwandlung der Wellenbadschaukel in ein Wellenregenbad hat dieser beliebteste Badeapparat, von dem bereits über **60 000** Stück verkauft, eine wesentliche Verbesserung erfahren. Die Preise sind trotzdem geblieben wie bisher und stellen sich für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mark. Illustrierte Broschüre „Das moderne Bad“ kostenfrei.

Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler
 Berlin 140, Köpenicker Landstrasse. — Goldene Staatsmedaille 1899.

Haarwuchs

Frachtvoll schönes Haar von herrlicher Fülle und Länge, natürlicher Glanz, wunderbare Weichheit erzeugt einzig und allein nur mein berühmter, vegetabilischer

Haarstärker.

Meiner Kräuter-Haarnährstoff, von unerreichter Wirkung gegen Schuppen und Jucken der Kopfbaut, reinigt und kräftigt den Haarboden, erfrischt wehthätig die Kopfnerven, stärkt und belebt die Haarwurzeln zu neuem Wuchs, verhindert unheilbar das Ausfallen und frühzeitige Ergrauen der Haare, erhält dieselben kraftvoll u. gesund bis in das höchste Alter. Täglich neue **Anerkennungen** über **früheren Erfolg** H. M. 2.—, franko gegen **M. 2.50**. Unter Garantie echt nur allein bei

Otto Heidel Berlin 126, Eisenbahnstr. 4.

Diplome

in Entwurf u. Ausführung von Künstlerhand für Radfahrer-, Turner-, Gesangsvereine, landwirtschaftliche und Gartenbauvereine, sowie solche Diplome, die für alle Zwecke verwendbar sind.

In 4—15 Farben ausgeführt.

Preise von 1 Mk. 50 Pfg. bis 4 Mk. Partien billiger.

Texteindruck ein- u. mehrfarbig billigst.

Musik-Instrumente

kauft man am besten und billigsten nur direkt von der



Voigtländischen Musikinstrumenten-Fabrik, **Hermann Dölling jr.**, Marktneudorf i. S. M. 110. Kataloge umsonst und portofrei. Frachtvoll illustrierte Kataloge über meine vorzüglichsten Ziehharmonikas wolle man extra verlangen.

Musikinstrumente aller Art

als Konzert-Zug und Mundharmonikas, Zibern, Geigen, Saitentarren, Mandolinen, mechan. Musikwerke, Fildten, Clarinas etc. liefert in bester Qualität zu billigen u. Preisen die rühmlichst bekannte Harmonikas-Fabrik von

Ernst Hess, Klingenthal, Sachsen (gegr. 1872)

und verwendet auf Wunsch reich illustrierte Preis-kataloge Nr. I über Zug- und Mundharmonikas, sowie Nr. II über alle übrigen Musikwerke an jedermann gratis und franko. Ernst Hess'sche Konzert-Zugharmonikas sind auf den Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne infolge ihrer edlen Tonfälle, Mannigfaltigkeit der Ausstattung und solider, dauerhafter Arbeit mit höchsten Preisen ausgezeichnet worden; auch tagtäglich in Masse eintausende Dank- u. Anerkennungs-schreiben sprechen für die Güte der Instrumente.

Man verlange Katalog.



Alle erdenklichen Musikinstrumente kaufen Sie am besten und billigsten direkt vom Herstellungsorte unter Garantie. 4000 lebende Atteste. Illustrierte Preisliste umsonst. G. Weiss in Schönebeck, Sachsen 10.

Pfeife der Zukunft



hat folgende wertvolle, unübertreffliche Eigenschaften: Das Entstehen der **übelriechenden**, aus dem Tabake kommenden Flüssigkeit (Pfeifenschmier) ist nahezu **ausgeschlossen**.

Die Pfeife bleibt **fast trocken**. Tabak **brennt vorzüglich**. Leichter Zug. Das unangenehme Anrauchen des Kopfes fällt **ohne Anwendung** eines Hilfsmittels **gänzlich fort**. Einfache Konstruktion u. Handhabung ohne jede komplizierte Einrichtung. Pfeife **Non plus ultra** (D. R.-G.-M. No. 52617) kann spielend leicht **mehrere Stunden ununterbrochen in Brand** erhalten werden, da Tabak **mehrere Male nachgestopft** werden kann, ohne dass man nötig hat, das Feuer verlöschen zu lassen, oder die Asche zu entfernen. Garantie: Zurücknahme auf meine Kosten, wenn angegebene Eigenschaften nicht vorhanden. Viele Tausende nachbestellt. **Non plus ultra** mit gut bemalten Porzellanköpfe Preis p. St. in kurz, ca. 27 cm lang, 3 Mk., Porto 20 Pfg., in halblang, ca. 55 cm lang 3.75 Mk., Porto 50 Pfg.

mit meinem neu konstruierten **unzerbrechlichen u. unverbrennlichen** Kopfe „Ideal“ (D. R.-G.-M. No. 134157) p. Stück in kurz 3.30 Mk. Porto 20 Pfg., in halblang 4 Mk., Porto 50 Pfg. 4 St. franko. Mehrabnahme Rabatt. — Illustrierte Preisliste mit vielen Prima-Zeugnissen gratis und frei von

C. H. Schroeder, Erfurt No. 42, Pfeifenfabrik, Export und Versand.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Geschäftshäuser in St. Petersburg, Moskau, London.



Adler-Spieldose

No. 210

zum Drehen,

33 Stahlzungen M. 10.—
Jede Note . . . M. —35



Adler-Spieldose

No. 225

selbstspielend,

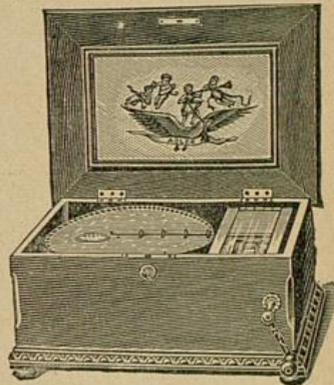
33 Stahlzungen M. 24.—
Jede Note . . . M. —35



Neuheit!

Adler-Spieldose No. 230

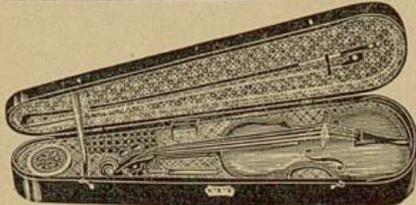
selbstspielend, 61 Stahlz. M. 50.—
Jede Note M. —90



Adler-Spieldose No. 245

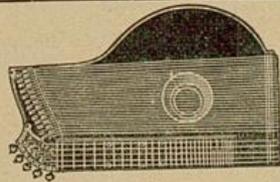
selbstspiel., 50 Stahlzungen, Nussbaumschatulle mit Marquetterie . M. 90.—
Dieselbe mit Zither-Imitat. . . M. 93.—
Jede Note M. 120

Adler-Spieldosen von 10—225 Mark } Bringen Freude in jedes Haus!
Adler-Automaten von 150—900 Mark } Reizende Musik. Solide Konstruktion.



Violen mit Bogen und Kasten.

- No. 14007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur, mit Bogen, Kasten und Kolophon . . . M. 12.—
- No. 14009. Schulgeige, besser, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Kolophon u. Stimmgabel M. 15.—
- No. 14014. Orchestergeige, gut im Ton, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Kolophon und Stimmgabel . . . M. 20.—
- No. 14017. Orchestergeige, besser im Ton, mit Fernambukbog., Kast., Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon u. Stimmgabel M. 30.—
- No. 14032. Orchestergeige, sehr gut im Ton, mit Fernambukbog., Kast., Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon und Stimmgabel M. 50.—
- Violen à 4, 6, 8, 10, 12, 15, 20, 25 M. u. teurer.

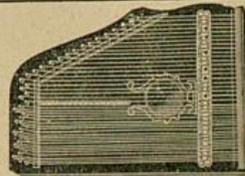


Primzithern.

- No. 5350. Ahornh., Pal.-Imit. M. 10.—
- No. 5352. Palisanderh., bess. M. 15.—
- No. 5356. do. m. Mechanik M. 25.—
- No. 5358. do. do. hübsche Schallocheinl., gut. Ton M. 35.—
- No. 5360. do. do. besserer Ton, in feinem Etui . M. 50.—

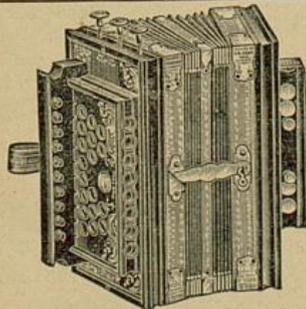
Konzertzithern.

- No. 5366. Ahornh., Pal.-Imit. M. 12.—
- No. 5367. Palisanderh., bess. M. 16.—
- No. 5368. do. m. Mechanik M. 25.—
- No. 5369. do. do. gut. Ton M. 35.—
- No. 5370. do. do. f. Schallocheinl. guter Ton, in f. Holzetui M. 50.— und teurer.

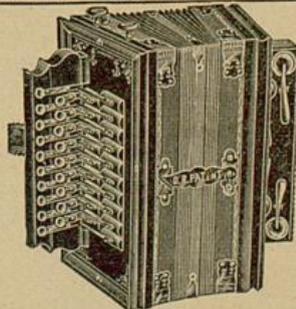


Columbia-Guit.-Zither.

- No. 15454. Columbia-Guitarrezither, 41 Saiten . . . M. 10.—
- No. 15402. Müller's Accorzither, 6 Manuale, 24 Saiten M. 8.—
- No. 15409. Müller's Monopol-Accorzither, 6 Man., 24 Sait. M. 11.—
- No. 15412. Meinh. Accorz. M. 12.—
- No. 15417. Meinhold's Gloriazither, 10 Manuale, 30 Saiten M. 18.—
- No. 15420. Müller's Orpheuszither, 11 Manuale, 33 Saiten M. 26.—
- No. 15422. Meinhold's gr Accorzith. 13 Manuale, 37 Saiten M. 28.—
- No. 15438. Meinhold's Mirandazith. 12Man., 37 Sait., 36 Acc. M. 34.—
- No. 15440. Müller's Eratozither, 12 Manuale, 37 Saiten M. 36.—



Imperial-Harmonika No. 7750.
Dreistimmig, 3 Register, verdeckte Klaviatur, Doppelbalg mit Ecken-schonern, grosses Format M. 12.—



Imperial-Harmonika No. 7805.
zweireihig, 2 Register, zweistimmig, 17 Klappen, off. Nickelstastensklaviatur, Doppelbalg . . . M. 18.—

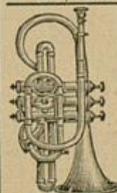
Mandolinen

à 7, 9, 12, 15, 20, 25, 40, 60 Mark.

Gitarren

à 7, 10, 15, 20, 30, 40, 50 Mark.

Cornets à piston



- No. 5851. Für Schüler, ohne Etui. . . M. 22.—
- No. 5853. do. mit A-Stift, in Holzetui . M. 28.—
- No. 5857. Für Orchester, doppelte Wasserklappe, A-Stift . . . M. 30.—
- No. 5861. do. mit Holzetui . . . M. 36.—
- No. 5865. do. bessere Qualität, gross. Ton, A-Stift, ohne Etui. . M. 45.—
- No. 5871. do. mit A- u. As-Stift, feine Qualität, in Holzetui . . . M. 60.—
- No. 5975. Für Solisten, m. A- u. As-Stift, in feinem Holzetui . . . M. 75.—

Gratis
werden versandt:

Preisliste No. 1 über alle Saiten- und Blasinstrumente.
Preisliste No. 2 über mech. Musikwerke, mech. u. elektr. Pianos, Orchestrions, Harmonikas, Mundharmonikas, Konzertinos, Bandonions, Phonographen etc.

Preisliste No. 3 über Harmoniums und Pianos.
Preisliste No. 4 über Aeolian-Organen und Pianolas.
Preisliste No. 6 über Adler-Spieldosen u. Automaten.
Preisliste No. 7 über Musikalien.

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und Tausenden Aerzten empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Oesterreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder.

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die Muttermilch. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an Verdauungsstörungen. Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh und Diarrhoe etc. als BESTES in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling“. Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in APOTHEKEN und DROGUERIEEN DEUTSCHLANDS, OESTERREICH-UNGARNS, der SCHWEIZ etc. und von der Fabrik:

R. KUFKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.

Paulus & Kruse
Markneukirchen i. S. Nr. 226.



Anerkennung.
Ich bin mit Ihrer Lieferung ausserordentlich zufrieden. Sie haben bei staunend billigem Preis ganz ausgezeichnete Ware geliefert.
Josef Thamm, Gemeindegemeindevorstand, Trautenbach.
Tausende von Anerkennungen sind in unserm Besitze.

Verlag von **Moritz Schauenburg**, Lehr.
Interessant für jedermann:
Adam:
Die Geheimnisse der Freimaurerei

im Lichte der Zeit. Dritte Auflage. 50 S.

Jeder sein eigener Destillateur.
Selbstbereitung
von
Cognac, Rum, Brantweinen
u. sämtl. Liqueuren.
Alten u. Combinirte. **Echt Original**
Original-Reichel-Essenzen

Destillate von höchster Vollkommenheit, rein u. natürlich zur sofortigen Verfertigung von über 100 Sorten, wie: Allasch, Boonkamp, Becheldiner, Chartreuse, Cherry Brandy, Curacao, Staudenfrei, Cacao, Rosen, Vanille, Ingwer u. von köstlichem Aroma u. Geschmack, welche aus besten Fabrikaten billig gleich kommen und von den teuersten ausländischen Marken absolut nicht zu unterscheiden sind.

Kein Mislingen! Jeder Versuch ein Meistereffekt!
Die Erfolge überraschen Jeden!

Geringe Selbstkosten!! Bedeutende Ersparnisse!!
Seit Jahren in tausenden Familien im Gebrauch. Täglich Anerkennungen.
Jede Originalflasche mit Gebrauchsanweisung.
Jede bis 2 Liter Liqueur u. kostet je nach Sorte 40, 50, 60, 75 Pfg. u.
Elite-Collection 7 Originalflaschen, sortirt, franco Deutschland 4.50 M.
Einzig echt nur mit dem Namenszuge des alleinigen Erfinders

Otto Reichel, Berlin 26
FABRIK MIT DAMPFBETRIEB
50. Eisenbahn-Str. 4.

Jeder verlangt gratis und franco:
Die Geheimnisse der Liqueur-Fabrikation.
Man hüte sich vor Nachahmungen!

Briefmarken kauft — verkauft
Katal. gratis. **Philipp Kosack**,
Berlin C, Burgstr. 8, am fgl. Schloß.

Wichtig für Hausfrauen!
Gustav Greve,
Osterode a./Harz,
Wollwarenfabrik,
nimmt **Wolle** und
alte Wollschafen
zur Umarbeitung an und emp-
fiehlt seine im Tragen sich
vorzüglich bewährt habenden
Fabrikate: **Dunstleiderstoffe**,
Damenloden
für Promenade- und Haus-,
Stoffe für Herren- und
Knaben-garderobe, **wol-**
lene Schlaf-, Reise- und
Biederdecken. Bill. Preise.
Reelle Bedienung, Muster
bereitswillig franko

Verlag von **Moritz Schauenburg**
in Lehr in Baden.

Der heilige
Antonius
von Padua.
Mit 75 Holzschnitten. 13. Auflage.
Preis M 1.50.
Franz. Ausgabe: **Légende de**
Saint Antoine.
Imité de l'Allemand.
Preis M 2.10.

Mahn- und Taschen-Weckeruhr.

Unentbehrliche Mahnuhr für jedermann, der pünktlich seine Geschäfte erledigen will, **woran die Uhr zur bestimmten Stunde erinnert.** — In Metallgehäuse einf. Werk M 6.—; echt Nickel, gutes Werk, M 14.—; Stahl, prima Anker-Werk M 32.50; Silber M 38.50; Remontoir: gepr. Gehäuse, 24—30 stünd. M 3.75; Nickel I a M 6.—; Silber gest. Goldr. v. M 10.—; Wecker: M 2.60; leucht. Ia M 3.—; Repetition leucht. M 3.75; Regulateure v. M 8.—. Reich illustr. Kat. üb. Uhren, Ketten, Gold- und Silberwaren gratis u. franko. Nicht pass. wird umget. od. Betrag zurückgezahlt.

Eng. Karecker,

Taschenuhren-Fabrik und Versandtgeschäft
Lindau im Bodensee B. 110.
Zwei Jahre Garantie.

geläufige
Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der englischen und französischen Sprache ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in 61. Aufl. vervollkommneten Original-Unterrichtsbriefe nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt**.
— Probebriefe à 1 Mark —
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 46, Hallesche Strasse 17.

Wie der Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben viele, die nur diese Briefe (nicht mündlichen Unterricht) benutzten, das Examen als Lehrer des Englischen und Französischen gut bestanden.

Badische
Landesbibliothek

Statt Eisen!

Statt Leberthran!

Dr. med. Hommel's Haematogen

(concentriertes, gereinigtes Haemoglobin [D. R.-P. Nr. 81391] 70,0. Geschmackszusätze: Chem. reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0.)

Organeisenhaltiges Nähr- und Kräftigungsmittel für Kinder jeden Alters wie für Erwachsene.

Haematogen Hommel ist von sehr angenehmem Geschmack, wird selbst vom schwächsten Magen des Säuglings wie des Greises vorzüglich vertragen, wirkt energisch appetitanregend, hebt rasch die körperlichen Kräfte und beeinflusst dadurch auch in günstigster Weise das Nervensystem.

Nachstehend einige ärztliche Zeugnisse, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit Hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

Herr Dr. med. Friedländer in Stofe (Galizien) schreibt: „Ich kenne kein Arzneimittel, das z. B. bei Kindern mit anämischen Zuständen, mit Mhachitis und überhaupt bei in ihrer physischen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern so wohlthunend und kräftigend wirkt, wie Hommel's Haematogen. Ebenso vorteilhaft wirkt es bei jungen Mädchen in den Jahren der Entwicklung, um der so gefährlichsten Fleischsucht vorzubeugen.“

Herr Dr. med. Wihl. Fischer, Herrschaftsarzt in Prag: „Mit Dr. Hommel's Haematogen machte ich bei 3 Kindern Versuche, die durch frühere Krankheiten (Scharlach und Darmfäulnis) stark herabgekommen und so kulant waren, daß ihre Haut einen Stich ins Gelbliche zeigte. Nach zweimaligem Gebrauch des Präparates war der Erfolg schon überraschend gut. Mein schwerster Fall, bei einem Strophulösen Knaben, zeigte den besten und aufschreiendsten Erfolg. Der Knabe, welcher früher gar nichts essen und den ganzen Tag im Bett liegen wollte, ist jetzt lebhaft und lustig, so daß ihn die Eltern nicht genug bewachen können.“

Herr Professor Dr. Gerland in Walsburn (England): „Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervensäftigungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Stärkung von Nervenschwäche (brain-lag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. Ich werde es meinen Kollegen aufs wärmste empfehlen.“

Herr Dr. med. Waldemar Laß in Murawana-Göslin (Bosien): „Ueber Dr. Hommel's Haematogen muß ich meine rückhaltlose Anerkennung aussprechen. Besonders in der Kinderpraxis habe ich glänzende Resultate damit erzielt. In dem ersten Versuche, den ich mit dem Präparat machte, handelte es sich um ein 1/2-jähriges Kind, welches infolge eines schweren, langwierigen Darmkatarrhs, während dessen es überhaupt ohne ärztliche Behandlung geblieben, zum Skelett abgemagert war und in diesem geradezu entsetzlichen Zustande zu mir gebracht wurde. Ich hatte nicht die geringste Hoffnung, das Kind am Leben zu erhalten. Eigentlich nur, um etwas zu thun, ließ ich das Kind täglich zwei Eßlöffel Haematogen in der Milch nehmen. Nach Verbrauch einer Flasche war das Kind nicht wieder zu erkennen, der Erfolg war geradezu verblüffend.“

Herr Dr. med. Arthur Rothstein in Düsseldorf: „Dr. Hommel's Haematogen verordne ich sehr häufig und bin mit der Wirkung desselben stets sehr zufrieden gewesen. Am liebsten gebe ich das Präparat in der Refanbalcken nach erschöpfenden Krankheiten, bei chronischen Magenstörungen, bei Vitarrmut und Chlorose und habe noch jedesmal das Vergnügen gehabt, daß die Patienten sehr bald die bedeutende Steigerung des Appetits, sowie die damit verbundene Zunahme der Körperkräfte rühmen.“

Herr Dr. med. Werten in Berlin: „Ihr Haematogen hat in einem Falle von hartnäckiger Mhachitis bei einem zweijährigen Kinde vortrefflich gewirkt. Das Kind, welches vorm nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen und sein Schwächzustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends.“

Herr Dr. med. Raggert in Holsgau (Tirol): „War in der Lage, Dr. Hommel's Haematogen bei einem 21-jährigen Bauernmädchen anzuwenden, das unter Erscheinungen starker Vitarrmut (Herzgeräusch an der Spitze, 120 Puls in der Minute) und unter starkem Magensschmerz, Appetitlosigkeit, krank darniederlag. Nach Einnahme der ersten Flasche Haematogen bedeutende Besserung; nach Verbrauch der zweiten Flasche konnte das Mädchen bereits ihrer bäuerlichen Beschäftigung nachgehen, es konnte ziemlich hart arbeiten und bedeutende Strecken ins Gebirge ohne Mühe zurücklegen.“

Herr Dr. med. Fuß, Stabsarzt in Posen: „Dr. Hommel's Haematogen hatte bei einem durch Keuchhusten arg heruntergekommenen Kinde einen geradezu verblüffenden Erfolg. Die Eßlust nahm täglich mehr und mehr zu, das Fleisch wurde wieder fest und die Gesichtsfarbe eine blühende.“

Herr Dr. med. F. Grimm, Kinderarzt, Berlin: „Ich bin ein begeisterter Verehrer von Haematogen Hommel. So was von appetit-erregender Wirkung ist mir noch nicht vorgekommen. Mein 1/2-jähriges anämisch-mhachitisches Kind, dem Nahrung beizubringen ich mich monatelang auf alle mögliche Weise vergeblich quälte, entwickelte von dem Moment an, wo ich mit Haematogen begann, einen wahren Wolfshunger. Natürlich bald gehörige Zunahme des Körpergewichts und besseres Aussehen.“

Herr Dr. med. Offergeld in Köln a. R.: „Was mir an der Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark appetitanregende Wirkung und insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesamten Organismus.“

Herr Sanitätsrat Dr. med. Nicolai in Greußen (Thüringen): „Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Dr. Hommel's Haematogen speziell bei Lungenschwindsüchtigen von ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge war. Ich werde es gerne empfehlen, da meine Empfehlung aus voller Ueberzeugung stammt.“

Herr Dr. med. Rosenfeld in Berlin: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, daß nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserte. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits soweit gehoben, daß er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.“

Preis per Flasche (250 g) Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— 3. W.

Warnung vor Fälschung! Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Kakaogemischt, sondern nur in Flaschen mit eingepprägtem Namen ist Dr. Hommel's Haematogen echt.

Nicolay & Co. (Hanau a. Main.)

BLB Karlsruhe

Vertretung



53 48891 6 031

& 36 a, St. Andrew's Hill

8, New York.



BLB Karlsruhe

